

An indischen fürstenhöfen

Otto Ehrenfried Ehlers

L. W. J. Weimar, 1913

An indischen Fürstenhöfen

Von

Otto E. Ehlers

Mit Illustrationen

Erster Band

Siebente Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1907

Vorwort

Zwölf Jahre sind dahin, seit Otto E. Ehlers auf seiner Durchquerung Neuguineas durch Mörderhand fiel, und noch immer müssen seine Reiseschilderungen von neuem aufgelegt werden, gewiß ein untrügliches Zeichen, daß sich der kühne Weltreisende einen bleibenden Platz im Herzen des deutschen Volkes erobert hat, und daß seine Bücher tief ins Volk gedrungen sind.

Obwohl sich seit Ehlers' Tode in den Gebieten, die er in seinem „An indischen Fürstenhöfen" beschreibt, vieles geändert hat, vermieden wir es dennoch, das Werk neu bearbeiten zu lassen, damit nicht die wunderbare Originalität, die gerade seine Schilderungen in so ungewöhnlichem Maße auszeichnet, verloren gehe.

Wir freuen uns, dem deutschen Publikum dieses beliebteste Werk Ehlers' in neuer Auflage wieder darreichen zu können, nachdem es einige Zeit vergriffen war, und hoffen zuversichtlich, daß der so früh Dahingeschiedene in seinem Werke auch fernerhin dazu beitragen wird, deutsches Denken und deutsches Empfinden zu stärken; denn Otto E. Ehlers' Schriften sind echte Volksbücher.

Berlin, 1. August 1907.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
Alfred Paetel.

Inhaltsverzeichnis

Als ich behaglich saß am heim'schen Herd
Und alles mein war, was ich einst begehrt,
Schien mir das Leben dennoch öd' und leer.
Da faßt' ich mir ein Herz, fuhr übers Meer,
Und was bisher das Schicksal mir verwehrte,
Fand ich auf neuer, unbekannter Fährte.
Jetzt kehr' ich heim, ich hab die Welt gesehn ·
Und schreib' getrost: Das Leben ist doch schön.

Wartburg, September 1893.



Otto E. Ehlers.

Von Sansibar nach Bombay.

Was mich dazu gebracht hat, Reisender zu werden? Oft genug ist diese Frage schon an mich gerichtet worden. Sie ist mit zwei Worten beantwortet: „Ein Feuer."

Ein Feuer?

Jawohl, ein Feuer, nicht etwa ein Feuer der Liebe, sondern ein regelrechtes Schadenfeuer, gegen welches ich nebenbei bemerkt als verständiger Mensch versichert war und zwar bei der Aachen-Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

Aber wie ist denn das gekommen?

Nun, ich habe es eigenhändig angezündet.

Wie? —

Auf die einfachste Weise von der Welt, mit einem Streichholz.

Also Brandstifter?

Regelrechter Brandstifter. Aber bitte, hören Sie mich an, bevor Sie zum ersten besten Staatsanwalt gehen und mich anzeigen.

Ich war Gutsbesitzer in Pommern, Besitzer eines Rittergutes, welches ich selber bewirtschaftete. Gleich meinen Nachbarn baute ich meinen Roggen und meine

Kartoffeln, ritt im Herbst meine Jagden und ging im Winter nach Berlin, um hier bei einer Flasche Heidsiek oder Röderer über die schlechten Zeiten zu klagen und darüber zu schimpfen, daß der Staat sich der Landwirtschaft nicht in genügender Weise annähme.

Dieses Leben hatte ich volle fünf Jahre geführt, ohne etwas für die Unsterblichkeit getan zu haben, als ich eines Abends — es war Ende Oktober — von einer Parforcejagd nach Hause kam, und, meiner Gewohnheit gemäß, in dem Kamin meines Wohnzimmers einige mächtige Holzscheite in Brand steckte. Nachdem ich darauf noch zwei Gläser Grog getrunken hatte, ging ich zu Bette. Sei es nun, daß durch die Nachlässigkeit eines Dieners, Schornsteinfegers oder eines anderen dunkelen Ehrenmannes eine im Treppenhaus befindliche Rußklappe, wie man solche in alten Landhäusern vielfach findet, nicht geschlossen worden war, Tatsache ist, daß auf irgend eine Weise das Feuer des Kamins die Vorhänge des Treppenhauses ergriffen haben muß, denn als ich plötzlich durch ein lautes Knistern erwachte, stand bereits das ganze obere Stockwerk in Flammen, der Rest — war Asche.

Meine sämtlichen Sammlungen, Kunstschätze und Jugenderinnerungen waren ein Raub der Flammen geworden, meistens Sachen, die für mich einen geschichtlichen Wert hatten und nicht ersetzt werden konnten.

Einem Phönix gleich erhob sich aus der Asche zwar bald ein neues Schloß, aber das Gut hatte als Wohnsitz seinen Reiz für mich verloren, ich übergab die Bewirtschaftung einem meiner Beamten und ging auf Reisen, vorerst nach Italien, dann nach Ägypten.

Hier. kam ich bald zu der Überzeugung, daß ein schöner Abend im Morgenlande mehr wert sei, als einige

Tausend schlechter Morgen im Abendlande und entschloß mich, für längere Zeit den Okzident mit dem Orient zu vertauschen.

Von Ägypten nach Sansibar, il ne coute qu'un pas und ich scheute diese Kosten nicht, zumal ich von meinem lieben Jugendfreunde, Herrn Gustav Michahelles, der als Generalkonsul das Deutsche Reich in Sansibar vertrat, dringlichst eingeladen worden war, ihn zu besuchen.

Vier Wochen später saß ich an seiner gastlichen Tafel auf einer prächtigen Veranda, von der man bei klarem Wetter die Berge des gegenüberliegenden Festlandes deutlich erkennen konnte.

Kein Wunder, daß ich der Sehnsucht nach dem damals noch sagenumwobenen dunklen Kontinent auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Als kurze Zeit nach meiner Ankunft eine Karawane von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zum Kilimandscharo geschickt werden sollte, erbot ich mich dazu, die Führung derselben zu übernehmen, die mir auch von dem mir ebenfalls befreundeten Direktor der Gesellschaft, Herrn Konsul Vohsen, übertragen wurde.

Der Küstenaufstand war gerade ausgebrochen, und nur mit größter Mühe gelang es mir, dank liebenswürdiger Unterstützung des englischen General-Konsuls Sir Charles Euan-Smith, aus der Missionsstation Rabai bei Mombassa einige Dutzend Träger zu erhalten, mit denen ich nach verschiedenen kleinen Abenteuern das Ziel meiner Reise, den schneebedeckten Kilimandscharo, glücklich erreichte. Nahezu sieben Monate weilte ich hier in den verschiedenen Dshaggastaaten, deren mächtigsten Fürsten, Mandara, ich veranlaßte, mir eine Gesandtschaft mit

Geschenken für Se. Majestät den deutschen Kaiser anzuvertrauen. Die Leute wurden in Berlin huldvollst empfangen und reich beschenkt in ihre Heimat entlassen, während ich im Auftrage Sr. Majestät einige Wochen später nach Ostafrika zurückkehrte, um Mandara die kaiserlichen Gegengeschenke zu überbringen und an verschiedenen Plätzen die deutsche Flagge zu hissen.

Dieses mir gewordenen Auftrages entledigte ich mich zur vollen Zufriedenheit meines hohen Gebieters, der mir auf telegraphischem Wege in den gnädigsten Worten Allerhöchst seinen Dank aussprach, mich zu meinen Erfolgen beglückwünschte und mir anheim stellte, mich Emin Pascha oder Wißmann zu weiterer nutzbringender Tätigkeit im dunklen Weltteil anzuschließen. Ich begleitete darauf Major Wißmann eine Zeitlang als Freund und Gast auf verschiedenen seiner kriegerischen Expeditionen bis zur Einnahme Kilwas. Da kam, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Kunde von dem Abschluß des deutsch-englischen Vertrages, demzufolge wir den Engländern das Protektorat über Sansibar zusprachen, ihnen Witu und anderes mehr abtraten und dafür Helgoland erhielten.

Mit so großer Befriedigung dieser Vertrag in der Heimat begrüßt worden sein mag, das Herz des in bezug auf Ländererwerbungen bekanntlich unersättlichen Kolonialschwärmers erfüllte er mit Betrübnis, und wem in Afrika das Herz von ähnlichen Gefühlen voll ist, dem läuft die Galle über.

Das war auch bei mir der Fall, und einige Tage später lag ich da mit dem schönsten Gallenfieber von der Welt.

„Sie müssen sofort nach Europa zurück“, meinte der Arzt.

„Ich sterbe lieber“, war meine Entgegnung, denn es zog mich nichts in die Heimat.

„Wie wäre es denn, wenn Sie es mit Kaschmir versuchten?“

„Kaschmir? Doktor, Sie sind ein Engel, es gibt kein Land auf Erden, welches mich anzieht wie dieses, wenn ich irgendwo genesen soll, so ist es in Kaschmir. Ich reise mit dem nächsten Dampfer nach Bombay und dann weiter in die Himalayas.“

So geschah es. Von meinen Freunden an Bord begleitet, schiffte ich mich am Abend des 23. Juni 1890 auf dem Sultansdampfer „Nyanza“ ein, in der Frühe des folgenden Morgens wurden die Anker gelichtet, und langsam fuhr unser altersschwaches Fahrzeug, zwischen deutschen und englischen Kriegsschiffen hindurchsteuernd, aus dem Hafen. Mit Volldampf ging es dann die Küste Sansibars entlang, und nach kurzer Zeit war die Stadt, in der ich so manche unvergeßliche Stunde verlebt und über der wir alle gehofft und erwartet hatten, in nicht zu ferner Zeit die stolzen Farben Deutschlands wehen zu sehen, im Morgennebel meinen Blicken entschwunden. Der Südwest-Monsun blies mit voller Schärfe und türmte die Wogen auf zu gewaltiger Höhe. Die „Nyanza“ tanzte wie eine Nußschale und schwankte derartig, daß ich mich nachts — ich schlief während der ganzen Reise auf Deck — auf meiner Matratze festbinden mußte, um nicht wie eine leere Flasche herumzurollen. Bis zum sechsten Reisetage war das Wetter für diese Jahreszeit normal, und da wir vor dem Winde liefen, kamen wir schnell vorwärts. Am 30. Juni begann das Barometer plötzlich

stark zu fallen, die Luft wurde trübe und schwül, das Auge des Seemanns sah mancherlei, was einer Landratte verborgen bleibt, und das Endergebnis aller Beobachtungen war die Wahrscheinlichkeit des Herannahens eines Zyklons. Unser umsichtiger Kapitän Simons (sämtliche Sultansschiffe werden von Deutschen geführt) traf sofort die in solchem Falle nötigen Anstalten. Das Deck wurde klar gemacht, alles, was nicht niet- und nagelfest war, entfernt, die skylights wurden dicht verschlossen und sämtliche Glasscheiben mit hölzernen Schutzvorrichtungen versehen.

Alle diese Vorbereitungen machten einen nichts weniger als angenehmen Eindruck. Ich muß aufrichtig gestehen, mir lag herzlich wenig daran, die Bekanntschaft eines Zyklons zu machen. Krachende Schiffswände, zersplitternde Rahen, herumflatternde Segelfetzen, über Bord gespülte Menschen, alles das sieht sich sehr schön an auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, auf dem Wasser aber, welches bekanntlich keine Balken hat, ist die Sache minder erfreulich, und so war ich denn keineswegs verstimmt, daß dieses Mal aus dem Zyklon nichts wurde und wir am neunten Tage unversehrt in den sicheren Port von Bombay einliefen.

Während unserer ganzen Fahrt hatte ich mich, täglich vom Fieber heimgesucht, recht elend gefühlt; der Koch an Bord, wie auf allen Sultansschiffen ein Goanese (aus der portugiesischen Kolonie Goa in Indien), hatte mir durch seine mit undefinierbarem Fett zubereiteten Speisen den Rest gegeben, so daß ich mich nur noch mit Sekt und Eiern über Wasser halten konnte und in Bombay anlangte wie eine Leiche auf Urlaub.

Nachdem ich mein Gepäck in Watsons Hotel unter-

gebracht, fuhr ich zum European-Hospital, um mich dort in ärztliche Behandlung zu geben. Der erste Eindruck, den ich von dem inmitten eines schattigen, ausgedehnten Gartens gelegenen Gebäude erhielt, war ein recht ansprechender, und ich betrat dasselbe mit den schönsten Erwartungen. Die zehn Minuten, die ich etwa auf den herbeigerufenen Arzt zu warten hatte, benutzte ich, mich mit den an den Wänden angeschlagenen Hausregeln usw. vertraut zu machen. Da fand ich u. a. eine köstliche Notiz, der zufolge Patienten nur auf Grund eines ärztlichen Attestes aufgenommen werden können, ausgenommen Trunkene, welche von der Polizei eingeliefert werden.

Von dem inzwischen erschienenen Arzte erfuhr ich, daß es 3 Patientenklassen gäbe, zu 1, 2 bezw. 3 Rupies (je etwa 1,50 Mk.) einschließlich ärztlicher Behandlung, Medizin usw. Ich entschloß mich, täglich 3 Rupies an die Wiederherstellung meiner Gesundheit zu wenden, und bat den Arzt, mir ein Zimmer der ersten Klasse zu zeigen, worauf er mich in einen großen Saal führte, in dem — ich glaube — 16 Betten nebeneinander standen, teils leer, teils von Kranken jedes Kalibers, allerdings alle männlichen Geschlechts, belegt. Ich bedeutete meinem Führer, mir sei nichts daran gelegen, die Bekanntschaft größerer Mengen leidender Mitmenschen zu machen, er möge die Güte haben, mir lediglich das eventuell von mir zu beziehende Zimmer zu zeigen.

„Bitte, wählen Sie eins dieser Betten, denn Zimmer für einzelne Kranke haben wir nicht, wir ziehen der besseren Luft wegen große, gemeinschaftlich bewohnte Säle vor."

„So!" sagte ich, „ich nicht!" saß im nächsten Augenblick wieder im Wagen, fuhr ins Hotel zurück und ent-

schloß mich, lieber in stiller Zurückgezogenheit meine Genesung abzuwarten, als in Gesellschaft 15 ächzender, stöhnender, vielleicht delirierender Kranken. Ob ich mich in Bombay irgendwie erholt haben würde ohne unseren liebenswürdigen Konsul, Herrn von Sieburg, dessen Bekanntschaft ich so glücklich war, gleich am ersten Tage zu machen, und der mich ohne weiteres mit hinausnahm nach der prächtig und luftig gelegenen Villenstadt Bombays, den Malabar Hills, in seine geräumige, behaglich elegant eingerichtete Wohnung, ich bezweifle es.

Man braucht wahrlich nicht gerade aus dem englischen Hospital zu kommen, um die deutsche Hospitalität in der Fremde besonders zu schätzen! Hier in dem Hause unseres Konsuls trat mir die deutsche Gastfreundschaft in echt orientalischem Gewande entgegen, und wem sie in demselben begegnet ist, der weiß, wie gut es sie kleidet. Ich war schon halb genesen, als ich an der im üppigsten Blumenschmuck prangenden Tafel saß und mit einer gewissen Andacht zu essen begann. Zwei Jahre Ostafrika und zum Schluß neun Tage Sultansdampfer, das genügt vollauf, einen Kulturmenschen in die Stimmung zu versetzen, in der man einem guten Koch, diesem so selten zu findenden, besten Freund der Menschheit, weihevoll die Hände aufs Haupt legen möchte, „betend, daß Gott ihn erhalte". Und daß es noch Köche in der Welt gibt, das habe ich in Bombay in den Häusern meiner sich in Freundlichkeiten überbietenden Landsleute gesehen.

Zu meiner Genugtuung fand ich auch hier jeden Deutschen, sei er Beamter oder Kaufmann, entrüstet über den Vertrag mit England. Die Engländer triumphierten laut, und die Bombayer Zeitungen sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß uns England nicht einfach

dazu gezwungen hätte, einen Weltteil zu verlassen, in dem wir von Rechts wegen überhaupt gar nichts zu suchen hätten.

So ergeht es den Langmütigen!

Das Leben der Europäer in Indien im allgemeinen und in Bombay im besonderen ist nach unseren heimatlichen Begriffen überaus großartig. Die Häuser haben durchweg zahlreiche, hohe, luftige Räume, sind von gut gehaltenen Gartenanlagen umgeben und meist recht geschmackvoll möbliert. Blumen in Hülle und Fülle schmücken jeden Eßtisch. Man ißt in Indien viel und vielerlei; selten habe ich Menschen mit so vorzüglichem Appetit gesehen wie hier.

Was dem Fremden aber in dem Haushalt eines Europäers in Indien am meisten auffällt, das ist die zahlreiche Dienerschaft, die er überall antrifft, selbst in den Häusern allein lebender Junggesellen. Sehr bald erkennt man, daß man es hier in dem Lande der Kasten und der Arbeitsteilung mit einem notwendigen Übel zu tun hat. Der Diener, der dem Herrn bei der Toilette hilft und die Reinigung der Kleider besorgt (für dieses Ressort eignet sich der Hindu besonders), bedient nicht bei Tische, weil er die Speisen seines Herrn für unrein erachtet. Der Tischdiener, meist ein Mohammedaner, wird sich nie dazu herbeilassen, die Punka (großer, von der Decke herabhängender Fächer) in Bewegung zu setzen oder ein Bad für seinen Herrn herzurichten, dafür gibt es besondere Diener, ebenso zum Wassertragen und zur Reinigung von gewissen Lokalitäten. Dazu kommen nun Koch und Küchenjunge sowie außer dem Kutscher (jeder besser situierte Europäer hat Wagen und Pferde) für jedes Pferd ein Pfleger und womöglich auch noch Grasschneider,

schließlich der Gärtner und dessen Gehilfen. Ich habe Haushaltungen Deutscher, z. B. in Agra kennen gelernt, in denen über 20 Dienstboten beschäftigt sind. Bei Diners usw. bringt jeder Gast seinen eigenen Diener mit, und ebenso wird in den Hotels erwartet, daß das Gleiche von den Fremden geschieht. Als ich zum ersten Male in Bombay weilte und gerade während der Reisesaison in dem größten Hotel der Stadt wohnte, haben mir die Mahlzeiten, an denen oft 200 Gäste teilnahmen, die nun von fast ebenso vielen Dienern bedient wurden, immer außerordentlich viel Vergnügen bereitet. Wenn diese Dienerscharen in ihren schneeweißen hemdartigen Gewändern mit Turbanen in den mannigfachsten Größen, Formen und Farben Speisen hin- und hertragend durcheinander wimmelten, wurde ich jedesmal lebhaft an ein Ausstattungsstück mit Ballett im ehemaligen Viktoria-Theater erinnert. Da alle Diener barfuß gehen, ist diese Massenbedienung mit verhältnismäßig wenig Geräusch verbunden. Übrigens sorgt jeder Diener in der rücksichtslosesten Weise für seinen Herrn, rücksichtslos insofern, als er das, was sein Herr wünscht, etwa Messer, Gabel, Salz usw., nimmt, wo er es findet. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß trotzdem alles ohne Zank und Streit abgeht.

Das Gasthofleben in Indien ist eine der unerfreulichen Seiten dieses Landes; denn selbst in einer Stadt wie Bombay sind die Zimmer in den besten Hotels höchst mangelhaft eingerichtet und entsprechen etwa denjenigen unserer Gasthöfe dritten Ranges. Allerdings ist fast ausnahmslos das Schlafzimmer mit einem Baderaum verbunden, eine absolute Notwendigkeit in tropischen Ländern.

Fast hätte ich vergessen, bei Aufzählung der Diener-

schaft eines Hauses des Wäschers Erwähnung zu tun, des größten Vandalen, der mir je im Leben vorgekommen ist, und den ich bereits in Sansibar genau kennen zu lernen das zweifelhafte Vergnügen hatte. Was solch ein Mann zu leisten vermag, spottet jeder Beschreibung. Innerhalb eines Monats bringt er es fertig, neue Hemden von Jules Bister in Berlin oder Duclos in London derartig zuzurichten, daß Kragen und Manschetten aussehen, als seien sie mit Fransen besetzt, und man vor jedem Ankleiden genötigt ist, mit Hilfe der Nagelschere seine Hemdschur vorzunehmen: deutsche Hausfrauen würden Tränen vergießen, wenn sie sähen, wie z. B. in Sansibar die feinste Wäsche außer mit Wasser und Seife auch noch mit Sand und Steinen bearbeitet oder hier in Indien auf Felsblöcken so lange mit aller Kraft geschlagen wird, bis die Fetzen herumhängen.

Für eine solche Reinigung zahlt man hier pro hundert Stück, einerlei ob Hemd oder Taschentuch 5 Rup. = 7 Mark 50 Pfg.; in Sansibar, wahrscheinlich wegen noch intensiverer Zerstörung, das Doppelte.

Die Diener erhalten je nach ihrem Range vom sogenannten sweeper aufwärts pro Monat 5 bis 12 Rup., wofür sie sich zu kleiden und ernähren haben. Allerdings sind die Löhne nicht die gleichen in ganz Indien. So hatte ich meinem Diener, der bis an die Grenze von Birma 16 Rup. erhielt, nach Überschreitung derselben deren 25 zu zahlen.

In den Hotels zahlt man pro Tag mit Verpflegung 5 bis 7 Rup. Weine sind schlecht, deutsches Bier teuer. Eisschränke scheint man nicht zu kennen, denn bisher habe ich in keinem Hotel oder Privathaus regelrecht gekühlte Getränke bekommen. In den Wein oder ins Bier

werden große Eisklumpen geworfen und dadurch, wie sich denken läßt, der Geschmack der Getränke wesentlich beeinträchtigt, wenigstens für einen deutschen Gaumen. Dem Engländer, der durch Pickles, Curry und Worcester-Sauce seine Geschmacksnerven in einer Weise abgestumpft hat, daß er nicht imstande ist, Grüneberger Schattenseite vom edelsten Rheinwein zu unterscheiden, und der von allen Getränken, vom Sherry bis zum Sekt, der Mode gehorchend nur verlangt, daß sie extra dry sind, dem freilich mag das gleichgültig sein.

Im Gegensatze zu den Europäern in Sansibar, die bisher größtenteils darauf angewiesen sind, in arabischen Häusern mit mangelhafter Ventilation, kleinen Fenstern, engen Türen und Treppen zu leben, wohnt der Europäer in Indien in seinem von allen Seiten freiliegenden Bungalow so luftig wie möglich. Solch ein Bungalow ist fast immer einstöckig, mit umlaufenden, geräumigen Veranden versehen und so gebaut, daß alle Zimmer ins Freie führen, ja womöglich an beiden Enden offen sind und damit die denkbar günstigsten Bedingungen für den Durchzug der Luft bieten. Dies alles aber genügt dem hierzulande in bezug auf Hitze ungemein empfindlichen Europäer keineswegs, das zeigt die in jedem Raum gleich einem Zirkustrapez von der Decke herunterhängende gewaltige Punka, die durch den in der Veranda sitzenden Kuli vermittelst eines durch eine Maueröffnung laufenden Strickes in Schwingung versetzt wird.

Ich glaube, man könnte ebenso wie von einer Morphiumsucht auch von einer Punkasucht reden. Der größte Teil der Europäer hier ist zweifellos punkasüchtig. Die Punka begleitet ihn durch sein ganzes Dasein, er kann ohne sie überhaupt nicht existieren.

Nachdem er unter der Punka geschlafen, sich angekleidet und gefrühstückt hat, fährt er unter die Bureaupunka. Gegen zwei Uhr eilt er, natürlich zu Wagen, denn das Gehen ist für ihn von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang geradezu eine Unmöglichkeit, unter die Tiffin-Punka, von dort zurück unter die Bureaupunka, bis dieselbe um 8 Uhr mit der Dinerpunka vertauscht wird. Wenn er fromm ist, setzt er sich Sonntags unter die Kirchenpunka, und selbst im Freien, an Stellen, wo man abends seinen Whisky mit Soda (peg genannt) zu trinken pflegt, fächelt, an einem galgenartigen Gerüst schwebend, die Punka dem Durstenden Kühlung zu. Außer diesen großen Fächern sieht man aber auch hier und da noch besondere Windmaschinen, ähnlich unseren Windfegen zum Reinigen des Getreides, in Tätigkeit. Ein solches Ungeheuer lernte ich im Klub zu Agra kennen, wo dasselbe einen derartigen Luftzug hervorbrachte, daß auf 10 Schritt Entfernung die Zeitungsblätter vom Tische flogen. In diesem Zug saßen mit Wohlbehagen drei alte Herren und ließen sich die Glatzen kühlen.

Ich war kürzlich Gast in dem Hause eines englischen Residenten, dort stand der Punkakultus in höchster Blüte, denn es war tatsächlich unmöglich, irgend ein Zimmer zu betreten, ohne daß nach 5 bis 10 Sekunden auch schon die Punka in Tätigkeit trat. Jedes Mitglied der Familie schlief selbstverständlich unter der Punka, und da deren sechs vorhanden waren, für jede Nachtpunka aber drei sich ablösende Kulis angestellt sind, so macht das die stattliche Anzahl von achtzehn Menschen aus, die lediglich das Windmachen besorgen. Wenn so ein armer Kerl auch nur 20 Pfg. Tagelohn erhält, so ergibt sich doch im Laufe des Jahres eine Erhöhung des Haushaltsbudgets um über 1000 Mark.

Dem über das Punkawesen erstaunten Fremden wird in der Regel erwidert: „Seien Sie nur erst einige Jahre in Indien, und die Punka wird Ihnen just ein Bedürfnis sein wie uns.“ Ich weile seit bereits drei Jahren in den Tropen, davon habe ich ca. 2 Jahre in Ostafrika zugebracht, und zwar ohne Punka. Nein! Man hat sich in Indien einfach durch die ewige Fächelei verweichlicht und verwöhnt. Das sehe ich daran, daß man schon bei einer mir äußerst angenehm erscheinenden Temperatur über Hitze klagt. Im allgemeinen habe ich gegen die Punka nichts einzuwenden und benutze sie recht häufig, nur finde ich, daß ihre Anwendung vielfach übertrieben wird.

Vormittags vor 6 und abends nach 6 Uhr pflegt sich der Europäer durch Spazierengehen, Reiten, Lawntennisspiel usw. die notwendige Bewegung zu verschaffen und sich hernach durch kalte Übergießungen zu erfrischen. Auf die Mahlzeiten wird großes Gewicht gelegt, doch unterscheidet sich hier der Deutsche wesentlich vom Engländer. Ersterer sieht mehr auf die Qualität, letzterer ausschließlich auf die Quantität, d. h. Anzahl der Schüsseln. So ein indisch-englisches Mahl ist geradezu eine Tortur. Tausenderlei Sachen kommen auf den Tisch, und nichts ist genießbar. Haben Sie schon einmal einen englischen Feinschmecker kennen gelernt? Ich nicht! Wenn man ihm einen Teller Zeitungsmakulatur vorsetzt, gießt er seine Worcestersauce darüber und wird das Gericht „very nice indeed“ finden.

Es liegt keineswegs in dem Rahmen der Aufgabe, die ich mir gestellt, mich mit einer Schilderung Bombays oder anderer, hundertfach eingehend beschriebener indischer Städte zu befassen. Erst nachdem ich abgewichen sein

werde von dem ausgetretenen Pfade der Globetrotters, werde ich mit Detailmalerei beginnen. Die Hauptstädte Indiens werden wohl dem größten Teil der Leser aus Reisebeschreibungen usw. bekannt sein. Für diejenigen, die vergessen haben, was sie gelesen, erwähne ich, daß Bombay, d. h. der europäische Teil der Stadt, das sogen. „fort“, mit seinen öffentlichen Gebäuden, Hotels und sonstigen Prachtbauten, seinen wohlgepflegten Gartenanlagen, seinem Bahnhofsgebäude, vielleicht dem schönsten der Erde, einen in jeder Hinsicht großartigen Eindruck macht. England hat hier mit indischem Gelde etwas geleistet, was sich sehen lassen kann.

Nach Angabe der Leute, welche sie gezählt haben, hat die Stadt 775 000 Einwohner, darunter annähernd 10 000 Europäer. Der Rest setzt sich zusammen aus Hindus, Mohammedanern, Parsis, Goanesen usw. Unter diesen verdienen die Parsis deswegen besondere Beachtung, weil sie unter den Natives eine hervorragende Rolle spielen, ausgezeichnete Geschäftsleute sind, sich deswegen große Vermögen erworben haben, vielfach gleich den Europäern ihre Bungalows auf den Malabar Hills bewohnen, in prunkvollen Karossen auf dem Korso erscheinen und sich neuerdings mit Vorliebe von der Königin von England in den Adelstand erheben lassen. Sie sind Nachkommen der im zehnten Jahrhundert von den Mohammedanern ihres Glaubens wegen (als Anhänger der Lehre Zoroasters sind sie Feueranbeter) verfolgten und aus ihrem Vaterlande geflohenen Perser. Wohl kein nach Bombay kommender Fremder versäumt, dem Friedhofe der Parsis, den sogenannten „Türmen des Schweigens“, einen Besuch abzustatten. Inmitten hübscher Anlagen, hoch oben auf den Malabar Hills werden hier auf

Türmen (ein Modell befindet sich im Berliner Museum für Völkerkunde) die Leichen der Parsis den Geiern zum Fraße dargeboten. Letztere reißen in unglaublich kurzer Zeit das Fleisch von den Knochen, die dann nachher von dem ersten besten Regen in das Innere des Turmes gewaschen werden. Jeder Turm, es sind deren fünf vorhanden, bietet Raum für je 72 männliche, 72 weibliche und 72 Kinderleichen. In konzentrischen Kreisen — das Innere des Turmes ist trichterförmig — liegen die Kinder zunächst dem Mittelpunkte, in zweiter Linie die Weiber und an der Peripherie die Männer.

Die eigens zum Zwecke der Leichenverzehrung angestellten Geier führen ein beschauliches Dasein und hocken in großen Scharen auf den Umwallungen der Türme und in den umstehenden Bäumen, vom Mahle ausruhend oder neuer Leichen harrend.

Die Hindus verbrennen bekanntlich ihre Toten und streuen die übrigbleibende Asche ins Meer, falls eines in der Nähe, oder in einen Fluß. Ihr Verbrennungshof liegt direkt an der großen Promenade nach Malabar Hills. Das Verbrennen eines vornehmen Hindus kostet oft unglaubliche Summen, die für Sandelholz und wohlriechende Essenzen, die man ins Feuer schüttet, verausgabt werden.

Ebenso stattlich wie das europäische Viertel, so originell ist die sogenannte Nativetown. Auch hier finden wir einige schöne breite Straßen und selbst in den Nebengassen für orientalische Zustände verhältnismäßige Sauberkeit. Das geschäftige, bunte Leben und Treiben in den Straßen und Basaren orientalischer Städte übt auf mich stets einen unwiderstehlichen Reiz aus, und nie werde ich müde, mich hier hineinzustürzen ins volle

Menschenleben; denn wahrlich, wo man's packt, da ist's interessant.

Weder der nach europäischem Muster eingerichteten Markthalle, noch der Nativetown habe ich versäumt tägliche Besuche abzustatten, wobei es mir einmal passierte, daß ich einen Hindutempel, vor dem ein Ausrufer, wie bei uns auf Jahrmärkten, bedruckte Zettel verteilte, und in dessen Innerm ich einige Glasschränke mit lebensgroßen Figuren sah, für ein Panoptikum hielt, die Treppen hinanstieg und erst, an der Schwelle des Lokals angelangt, durch das Geschrei des Publikums auf meinen Irrtum aufmerksam gemacht wurde.

Bombay ist von einem Ende zum anderen von Pferdebahnen durchzogen und mit den Vorstädten durch solche verbunden. Das Unternehmen, welches jetzt eine erfreulich hohe Dividende gibt, wäre anfangs fast an dem Kastengeist der Hindus gescheitert; denn die Mitglieder höherer Kasten wollten nicht mit denen niederer in einem Wagen fahren und die einzelnen Kasten verlangten die Einstellung besonderer Wagen, die nur von ihnen benutzt werden sollten.

Die Pferdebahndirektion ließ sich darauf aber nicht ein, und heute sitzen Priester und Wasserträger, Brahmine, Parsi und Mohammedaner einträchtig nebeneinander.

Mit einem näheren Eingehen auf die unzähligen indischen Kasten würde ich des Lesers Geduld auch dann nicht auf die Probe stellen, wenn ich es könnte. Aber ich kann es nicht, denn wo immer ich versucht habe, mich über diese Angelegenheit eingehend zu unterrichten, stieß ich entweder auf Unkenntnis oder auf so dickleibige Folianten, daß mir das Leben zu kurz schien, sie durchzulesen. Ich weiß nur soviel, daß es vier Hauptkasten gibt, nämlich

die Priester-, Krieger-, Schreiber- und Kaufmannskaste. Nebenbei bildet nun aber noch jedes Handwerk wieder seine besondere Kaste, und im allgemeinen gilt die Regel, daß sich niemand zu einer höheren Kaste aufschwingen kann. Der Sohn des Wasserträgers wird wieder Wasserträger, der Sohn des Schusters wieder Schuster, so daß an ein Karrieremachen nicht zu denken ist.

Da, wo die Eingeborenen sich dazu entschließen, ihre Söhne in die englischen Schulen zu schicken, kann wohl der Schneidersohn, nachdem er Lesen und Schreiben gelernt hat, von den englischen Behörden oder in europäischen Geschäften als Schreiber angestellt werden, er gehört aber deshalb keineswegs zur Schreiberkaste, und ein Mitglied der letzteren würde sich nie dazu herablassen, zum Beispiel sein Mahl mit ihm gemeinsam einzunehmen. Die einzelnen Mitglieder tragen den Stempel ihrer Kaste an der Stirn in Gestalt von runden, verschiedenfarbigen Flecken oder Strichen und gewellten Linien. Auch an der Form, Farbe und Größe des Turbans kann ein Eingeweihter sie unterscheiden.

Den Hauptindustriezweig Bombays bildet die Baumwollspinnerei und die Herstellung baumwollener Zeuge; Bombay ist das Manchester Indiens und zählt nahe an 100 „cotton mills“, so nennt der Engländer die Spinnereien und Webereien. Eine solche, einem Parsi gehörige Fabrik, die 3500 Arbeiter beschäftigt, lernte ich durch Vermittelung des Herrn Heinrichs, Teilhaber der bekannten großen Bremer Firma Glade & Co., kennen und zwar — die Leute treiben alle eine ganz überflüssige Geheimniskrämerei mit ihren Fabriken und lassen keinen „Verständigen“ hinein — unter der Maske eines Feuerversicherungsagenten.

Ich mußte nach meinem Eintritt in die umfangreichen Fabrikanlagen erst alle Leiden eines solchen durchkosten, d. h. ich wurde etwa eine Stunde lang von einem Hydranten zum andern gezerrt, mußte mit ernster Miene mich von der Vorzüglichkeit der Schläuche, der Unübertrefflichkeit der Feuerspritzen usw. überzeugen, überall, wohin ich kam, floß das Wasser in Strömen und schließlich auch der Schweiß von meiner Stirn. Ich erklärte endlich, wenn man bei mir versicherte, würde ich noch nie dagewesene günstige Bedingungen stellen, hoffte auf gütige Berücksichtigung der von mir vertretenen Gesellschaft rechnen und mir jetzt zur Erholung ein wenig den Fabrikbetrieb ansehen zu dürfen. Das Allerheiligste wurde mir nunmehr geöffnet und ich sah eine Fabrik — wie andere mehr. Auch hier wurde mit Wasser gekocht und durch Dampf getrieben, derselbe Lärm wie in anderen Spinnereien daheim, nur waren die Menschen braunhäutig, nackt und schön, während sie zu Hause blaßgrau, angezogen und häßlich sind. Zweierlei nur fiel mir auf: erstens, daß Schwung- und Zahnräder nicht verkleidet waren, wie das bei uns bis zu einer Höhe, wo Menschen gefährdet sind, Polizeivorschrift ist, und zweitens die Beschäftigung von Kindern. Es ist zwar Gesetz in Indien, daß solche unter 14 Jahren nicht in Fabriken verwendet werden dürfen, aber ich habe Kinder gesehen, die ich auf höchstens 10 Jahre schätze. Sie versehen ihren Posten ebensogut wie Erwachsene und erhalten an Lohn 7—8 Rup. (je 1 Mark 60 Pfg.) den Monat.

Meinen oberflächlichen Bericht über die Sehenswürdigkeiten Bombays kann ich unmöglich schließen, ohne mit wenigen Worten eines höchst eigenartigen Instituts zu gedenken, des Tierhospitals bezw. Asyls, in dem alle

möglichen kranken Haustiere derjenigen indischen Kasten, deren Religion das Töten von Tieren verbietet, teils zur tierärztlichen Behandlung, meist aber zur Verpflegung bis an ihr Lebensende untergebracht werden. Behandlung resp. Verpflegung geschieht für die leidenden Tiere ärmerer Leute unentgeltlich.

Daß die ganze Sache mir einen erfreulichen Eindruck gemacht habe, könnte ich nicht behaupten. Vor allen Dingen vermißte ich die für ein solches Institut, gerade in den Tropen, durchaus gebotene Sauberkeit, und Leuten mit empfindlichen Geruchsnerven rate ich, von einem Besuch des Pingrah Pol (dies ist der indische Name des Hospitals) Abstand zu nehmen. Jede Tiergattung ist in einem gesonderten Raum untergebracht, Rinder, Pferde, Hunde, Schafe, Ziegen, Enten, Hühner, ja sogar leidende Affen und Papageien. Fast in jeder Abteilung finden wir Tiere, welche in den letzten Zügen liegen oder so schwer verwundet sind, daß es eine Wohltat für sie wäre, ihrem Leiden ein Ende zu machen. Die Anstalt war stark besucht von Leuten, die sich nach dem Befinden ihrer erkrankten Angehörigen zu erkundigen schienen. Viele brachten eine Handvoll Gras oder sonstiges Futter mit, wie man etwa bei uns leidenden Freunden Blumen ans Krankenbett zu bringen pflegt.

Den widerwärtigsten Anblick bot nach meinem Geschmack die Abteilung kranker Katzen. In einem Käfig hausten etwa dreißig elendiglich abgemagerte, verkommene, rändige Mitglieder dieser Tiergattung zusammen, teils obendrein noch verkrüppelt oder verstümmelt, ein jammervolles Dasein führend.

Ich glaube, jeder Europäer hat an einem einmaligen Besuch des Pingrah Pol vollauf genug für alle Zeiten.

In keiner größeren Stadt eines mir fremden Landes versäume ich, die Gefängnisse einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Gefängnisse in den Tropen machen bei weitem nicht den düstern, unheimlichen Eindruck unserer europäischen Zucht- und Korrektionshäuser. Fast alle Arbeit wird im Freien oder in weiten offenen Hallen verrichtet, die Leute schlafen, falls sie nicht zu Einzelhaft verurteilt sind, in großen, mit Eisenstangen versicherten Sälen, nahezu wie in freier Luft.

Bombay hat zwei Gefängnisse, eines in der Stadt, welches als Untersuchungsgefängnis dient, ein zweites in dem Vororte Byculla für nicht schwere Verbrecher. Solche, die zu lebenslänglicher Freiheitsentziehung verurteilt sind, werden nach dem neuerbauten großen Zentralgefängnis in Poona, etwa sechs Stunden mit der Eisenbahn von Bombay entfernt, übergeführt.

Beide Gefängnisse in Bombay sind alt. Interessantes bietet besonders das Byculla-Jail, welches jetzt durch einen auf zwei Millionen Mark veranschlagten Neubau ersetzt werden soll.

Außer den Gefangenen sind hier auch obdachlose Europäer untergebracht. Dieselben werden kostenlos verpflegt und dürfen an bestimmten Tagen sich in der Stadt nach Beschäftigung umsehen. Sie erhalten u. a. täglich Fleischnahrung und können sich in einem für sie reservierten Duschebade nach Belieben erfrischen.

Die Gefangenen, Eingeborene aller Kasten durcheinander, machen in ihren baumwollenen Anzügen, bestehend aus Jacke und Kniehosen, einen recht adretten Eindruck. Sie werden in verschiedener Weise beschäftigt, z. B. mit Flechten von Kokosmatten und Seilen, mit Spinnen, Weben usw. Sämtliche Sträflingsanzüge

werden, ebenso wie Handtücher und Schlafdecken, von der Anstalt angefertigt.

Auch an gymnastischen Übungen zur Stärkung der Arm- und Beinmuskeln fehlt es nicht. So hatte während meines Besuches eine Abteilung jüngerer Gefangener eine Stunde lang 30 Pfund schwere eiserne Kugeln vom Boden aufzuheben, mit gestreckten Armen über ihren Köpfen zu halten und wieder niederzulegen.

Originell ist die Art der Stärkung der Beinmuskeln. Man denke sich ein etwa 30 Fuß langes Mühlrad von gegen 15 Fuß Durchmesser, an der Peripherie mit einen Fuß auseinander liegenden Stufen versehen. 15 Sträflinge haben nun dadurch, daß sie von Sprosse zu Sprosse klettern, dieses Rad in Bewegung zu setzen. Hat das Rad vier Umdrehungen gemacht, so tritt der 15. Mann ab und wird durch einen andern ersetzt, so daß jeder 15 mal 4 Umdrehungen des Rades zu vollenden hat, bevor ihm eine Ruhepause gegönnt wird. Zwei solcher Tretmühlen bewegen sich nebeneinander, und der Anblick der 30 beständig kletternden Menschen erinnerte mich lebhaft an die auf Jahrmärkten nie fehlenden, in Rädern herumlaufenden weißen Ratten und Meerschweinchen.

Alle Sträflinge waren vorzüglich gehalten und schienen ihr Los nicht sonderlich hart zu finden. Ihre ausschließlich vegetabilische Kost wird von Mitgliedern der höchsten, jeweilig im Gefängnisse vertretenen Kaste zubereitet, denn jede niedere Kaste genießt das Essen der höheren, wohingegen letztere eher verhungern würde, als von einer geringeren Kaste bereitete Nahrung zu sich zu nehmen.

Während das Bombay-Gefängnis nur Raum für 400 Gefangene bietet, kann das Byculla-Jail zu Poona

deren 1200 aufnehmen. Letzteres ist nach dem Radialsystem gebaut, so daß alle Höfe, Eingänge usw. von einem im Zentrum gelegenen Turm bequem übersehen werden können. Hier werden die weltberühmten indischen Teppiche geknüpft und prächtige Webearbeiten angefertigt, auch finden wir Tischlereien, Wagenbauereien und Schusterwerkstätten.

Ich lernte verschiedene zum Tode durch den Strang verurteilte Verbrecher kennen, auch einen wegen Unterschlagung mit 1 Jahr Freiheitsentziehung bestraften ehemaligen englischen Regimentskommandeur.

Das Hängen erfolgt hier durchaus kunstgerecht im Vergleich mit der Ausübung dieses Geschäfts in Ostafrika, wo brevi manu, „ohne jeglichem Apparate", wie der selige Bellachini zu sagen pflegte, gearbeitet wurde. Der Delinquent steigt, nachdem ihm der Strick um den Hals gelegt worden ist, einige Stufen hinan auf eine Plattform. Sobald er dieselbe betritt, verschwindet der Boden ihm unter den Füßen, und er stürzt gegen 12 Fuß tief hinab in eine gemauerte Grube, so daß dem etwa zuschauenden Publikum der abscheuliche Anblick der zuweilen noch minutenlang andauernden Zuckungen des Gehängten erspart bleibt.

Interessant waren mir verschiedene wegen hervorragender Anteilnahme an dem letzten Aufstande in Burma verurteilte Kinder dieses Landes, die sich durch kunstvolle, von den Hüften bis zu den Knien reichende Tätowierungen auszeichneten.

Am 14. Juli abends, nachdem ich mich von all meinen liebenswürdigen deutschen und englischen Freunden verabschiedet und mein großes Gepäck als Frachtgut expediert hatte, begab ich mich auf den Bahnhof, um meine

Reise nach Norden anzutreten. Der mir schon von meinem ersten Aufenthalt in Bombay befreundete Polizeipräsident Col. Wilson hatte die Freundlichkeit gehabt, einen seiner Beamten zu meiner Verfügung zu stellen, der dafür zu sorgen hatte, daß mir jegliche Schererei wegen meines sogen. kleinen (aber immerhin noch recht umfangreichen) Gepäcks erspart und ein ganzes Coupé zu meiner Verfügung gestellt wurde. Diese meine Verladung von Polizei wegen verschaffte mir von vornherein ein gewisses Ansehen; denn ich erfreute mich fortan auf jeder Station der größten Fürsorge von seiten aller Beamten.

Ich habe in Europa lange Eisenbahnfahrten stets als eine Strapaze empfunden. Anders hier in Indien, und die Erfahrungen, welche ich bisher auf den verschiedenen indischen Bahnen gemacht, sind äußerst günstige. Außerdem sind die Fahrpreise viel geringer als irgendwo daheim. Mein Billett 1. Klasse von Bombay nach Rawalpindi,. das sind 375 deutsche Meilen, kostete 89 Rup. Zweiter Klasse hätte ich für 44 Rup. und dritter sogar für 12 Rup. fahren können.

Sämtliche Coupés erster Klasse, die ich kennen gelernt habe, waren bequem und geräumig. Jedes enthält vier nachts als Bettstellen dienende, an den Längsseiten angebrachte, lederbezogene Polstersitze, von denen die zwei über den unteren gelegenen tagsüber in die Höhe geklappt werden. Ein von mir ausgemessenes Coupé der North-Western Railway ergab folgende Dimensionen:

Breite . . .	2 Mtr.	50 Ztm.
Länge . . .	2 „	20 „
Tiefe der Sitze je —	„	70 „

so daß zwischen den beiden Sitzen ein Raum von 110

Zentimetern blieb. Außer Jalousien und weißen Glasscheiben finden wir auch deren blaue bezw. grauschwarze, eine große Annehmlichkeit für die Augen bei grellem Sonnenlicht. In manchen Coupés sind außerdem zur Abkühlung der Luft an den Fensteröffnungen durch Wasser beständig feucht gehaltene Matten angebracht. Neben jedem Coupé befindet sich ein Waschkabinett, in einzelnen Wagen sogar ein Badezimmer. Soweit irgend möglich, werden die Abteilungen erster Klasse nur mit zwei Personen belegt, so daß man sich über mangelnde Ellbogenfreiheit nicht beklagen kann. Mit wenigen Ausnahmen habe ich stets ein Coupé für mich allein gehabt. Die zweite Klasse ist dadurch, daß zwischen den beiden Seitensitzen meist noch eine Mittelbank angebracht ist, und die Sitze schmaler sind, weniger bequem. Auf einigen Sekundärbahnen freilich ist sie genau wie die erste Klasse eingerichtet. Die dritte Klasse wird ausschließlich von Eingeborenen benutzt. Jeder Waggon, der z. B. nur zwei Coupés erster bezw. zweiter Klasse enthält, weist deren fünf dritter Klasse auf, jedes Raum für acht Personen bietend. Wenn der Andrang groß und Wagenmangel vorhanden ist — dies ist bei Wagen dritter Klasse die Regel und nicht die Ausnahme — werden über zwölf und mehr Personen hineingestopft. Für einen Europäer würde es eine fürchterliche Qual sein, bei großer Hitze stunden-, ja tagelang so zusammengepferdcht zu sein. Für Wasser ist auf jeder Station reichlich gesorgt, und dasselbe wird unentgeltlich für die Mohammedaner aus Ziegenschläuchen, für die Hindus aus Messinggefäßen geschenkt.

Sämtliche Schnellzüge führen geeiste Getränke mit sich, die während der Fahrt zu folgenden geringen Preisen verabfolgt werden; geeistes Sodawasser 15 Pfennige,

Limonade 20 Pfennige, Wasser 7½ Pfennig, 1 Kilo Eis 20 Pfennige.

Da die Coupés nicht mit Heizvorrichtungen versehen zu sein brauchen, so ist unter den Sitzen noch ausreichend Raum für Unterbringung von Handgepäck vorhanden. Was aber hierzulande unter „Handgepäck" verstanden und mit in die Coupés genommen wird, das spottet jeder Beschreibung. Ich selber führte außer sechs Koffern und einem Kochapparat noch Frühstückskorb und Bettsack mit, aber ich war ein Waisenknabe im Vergleich zu anderen Reisenden, die zuweilen ihren ganzen Hausrat bei sich hatten und denselben, nachdem der Raum unter den Bänken ausgefüllt war, zwischen diesen auftürmten. Es wunderte mich nur, daß sie nicht auch Klaviere mit ins Coupé brachten.

Um 9 Uhr 40 Minuten abends hatte mein Zug Bombay verlassen und ich dank einer wunderbar kühlen Brise prächtig geschlafen. Als ich erwachte, war es bereits 8½ Uhr, und kurz darauf hielten wir in der Hauptstadt Gujerats, Ahmedabad, wo ich, um nach Jeypur zu gelangen, einen anderen Zug zu besteigen hatte. Auf dem Bahnhofe herrschte, wie überall im Orient, kolossaler Trubel, der durch das Geschrei der ihre Waren anpreisenden Wasserträger, Obst-, Kuchen-, Milch- und Zeitungsverkäufer noch wesentlich erhöht wurde. Ich bemerke hier, daß die Zeitungen in Indien unverhältnismäßig teuer sind, nämlich fast alle das Stück 40 Pfennige kosten.

Neu war mir der indische „Bahnhofs-Figaro", der auf größeren Bahnhöfen in Scharen auftritt und jeden Reisenden an sein Messer liefern möchte. Man läßt sich ganz ungeniert im Coupé oder auf dem Perron von

ihm behandeln und lohnt seine Mühe mit zwanzig Pfennigen.

Hätte ich die vortrefflich geschriebenen Reiseskizzen des Professors Garbe in Königsberg, die ich jedem nach Indien reisenden Deutschen empfehle, vorher gelesen, ich würde Ahmedabad nicht, wie ich es leider getan, links haben liegen lassen, sondern mich in die Schönheit seiner alten Bauwerke vertieft haben. So kann ich leider über diese 1817 von den Engländern in Besitz genommene, jetzt etwa 120 000 Einwohner zählende ehemalige Königsstadt aus eigener Anschauung nichts berichten.

Meine Losung lautete „Jeypur", und um 9 Uhr 45 Minuten setzte sich der Zug in Bewegung, der mich dem vorläufigen Ziel meiner Wünsche entgegenführen sollte.

Jeypur. Agra. Alwar.

Da ich von jetzt ab fast ausschließlich mit Engländern zu tun haben werde, scheint es mir angebracht, einige Worte über mein Verhältnis zu denselben und mein Verhalten ihnen gegenüber zu verlieren.

Der Engländer im allgemeinen und der vornehme Engländer im besonderen ist gegen den in seinem Lande verkehrenden Fremden von großer Liebenswürdigkeit, und trotzdem er eigentlich dem „Foreigner" nicht sonderlich gewogen ist, so hat er sich doch zum Grundsatz gemacht: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut gegen jeden Reisenden". Der vornehme Engländer, der höhere Beamte ist in der Tat von einer Hilfsbereitschaft, Gastfreiheit und Liebenswürdigkeit, von der man sich bei uns im Lande der zugeknöpften Gehrockshöflichkeit überhaupt gar keinen Begriff macht. Durch gütige Vermittelung unseres Botschafters in London, des Grafen Hatzfeldt, war ich vom British Foreign Office in Kalkutta mit Empfehlungsbriefen an die Chief Commissioners, Gouverneure und Residenten der verschiedenen, von mir zu durchreisenden Provinzen und Länder versehen worden, außerdem verfügte ich über eine Menge privater Schreiben an Offiziere, Beamte usw. Wohin ich immer mit einem dieser Briefe gekommen bin, wurde ich mit einer Zuvor-

kommenheit und Gastlichkeit aufgenommen, die ich mir nie hätte träumen lassen und auf die ich noch häufig im Laufe meiner Berichte zurückzukommen Gelegenheit finden werde. Weniger häufig werde ich des englischen Rüpels — und diese Spezies findet sich wie in jedem Lande, so auch in Indien — zu erwähnen genötigt sein.

Mit Rüpeln umzugehen ist weder leicht noch angenehm. Ich will dem Leser verraten, wie ich mit dem englischen, der nur mit roher Gewalt zu behandeln ist, fertig wurde. Ich komme z. B. in ein Eisenbahncoupé. Auf dem einen Längspolster liegt ein Engländer, auf dem andern sein Hausrat neben seinen teils geöffneten Koffern, seinen Anzügen, seiner Wäsche usw. Der Mann tut, als sähe er mich nicht, und macht absolut keine Anstalten, mir Raum zu schaffen. Ich setze ihm nun den ersten besten Koffer auf den Bauch, worauf er mit einem „Goddam" auffährt und ich mit einem erstaunten „Oh" antworte. Dann ersuche ich ihn, seine sämtlichen Sachen von meinem Sitze zu entfernen und die eine Hälfte des Coupés für mich zu räumen. Mit unterdrücktem „damned foreigner" geschieht dies; ich installiere mich und werde liebenswürdig, d. h. der nunmehr „gezähmte Engländer" bietet mir eine Tasse Tee, seine Zeitung oder etwas Eis an, und ich bin so gnädig, dasselbe anzunehmen. Seine nächste Frage ist dann: „What do you think about the Anglo-German agreement?" und ich setze ihm des längeren auseinander, daß selbstverständlich England von Deutschland übers Ohr gehauen worden sei. Wenn wir uns trennen, sind wir die besten Freunde, und ich bin sicherlich eingeladen, meinen Reisegenossen zu besuchen, bezw. hat er mir Empfehlungsschreiben an diese oder jene einflußreiche Persönlichkeit mitgegeben.

Einmal passierte es mir, daß sich ein Engländer, um seine Nachttoilette zu machen, auf meine Beine setzte. Ich legte ihm dieselben kaltlächelnd auf den Schoß, worauf er sich erhob, um Entschuldigung bat und mir eine Zigarette anbot. Das ist die Art, mit Briten umzugehen.

In Deutschland bemüht man sich nach Kräften, selbst die guten englischen Sitten und Gebräuche ins Lächerliche zu ziehen, anstatt sich dieselben anzueignen. Man kann ja von Auswüchsen, die sich überall in der Welt finden, Abstand nehmen, im allgemeinen muß jeder vorurteilsfreie Mensch, welchem Volke er immer angehöre, zugeben, daß in keinem Lande die Umgangsformen sich in so festen Grenzen und Bahnen bewegen wie in England. Wer einmal die englische Art kennt, der wird nie und nirgend Verstöße machen, auch nie und nirgend — und das ist allein schon eine große Annehmlichkeit — in Verlegenheit sein, in welchem Anzuge er hier oder dort zu erscheinen hat.

Der Engländer macht es sich tagsüber so bequem wie möglich. Das Dinner allerdings ist eine Haupt- und Staatsaktion, bei der man selbst im engsten Familienkreise im Frack, wenn man ein Mann ist, im Gesellschaftsanzug, wenn man dem schönen Geschlecht angehört, zu erscheinen hat.

Bisher bin ich stets ausgezeichnet mit den Söhnen Albions fertig geworden und hoffe, das wird auch fernerhin so bleiben.

Die Landschaft, welche ich von Ahmedabad bis Abu-Road, d. h. von 9 Uhr 45 Min. vormittags bis 4 Uhr nachmittags zu durchfahren hatte, entsprach weit mehr dem Bilde, welches mir von der Provinz Sachsen in Erinnerung geblieben war, als demjenigen, welches ich mir

von dem up country Indiens gemacht hatte. Wahrlich, wäre nicht ab und zu eine Dattelpalme oder eine Kaktushecke aufgetaucht, man hätte, dem ganzen übrigen Baumwuchs nach, glauben können, sich in Norddeutschland zu befinden. Die bis auf das notwendigste dekolletierten Menschen, die widerwärtigen Wasserbüffel, rotköpfige, prächtige, graue Kraniche und zahllos sich in der Nähe des Bahngeleises herumtummelnde Affen boten indessen genugsam Gewähr dafür, daß Magdeburg keine der nächstgelegenen Bahnstationen war.

Wer, wie ich, sechs Jahre lang den minderwertigen Genuß gehabt hat, hinterpommerscher Großgrundbesitzer zu sein, dem wird auch heute nach vier Jahren das ewige Klagelied über die indische Weizenkonkurrenz in den Ohren summen, und mit Recht, denn so mancher brave Landmann daheim ist ruiniert worden durch die beispiellos billige Einfuhr indischen Weizens. Kein Wunder, daß es mich als alten Agrarier interessierte, die Produktion an der Quelle kennen zu lernen.

Wie wahrscheinlich die meisten meiner Leser, so hatte auch ich mir vorgestellt, der Weizenbau würde in Indien im großen Stil, von Latifundienbesitzern mit Dampfpflug usw. betrieben. Überrascht war ich daher, zu hören, daß der kleine Pächter, der sein Land auf 30 Jahre, sei es von der britischen Regierung oder von dem betreffenden Maharadja, dies ist der Name der selbständigen, das Prädikat „Highness" führenden Fürsten, gepachtet hat, der eigentliche Weizenbauer sei.

Im großen und ganzen steckt die Landwirtschaft hier noch sehr in den Kinderschuhen, und der eiserne Schwungpflug ist eine unbekannte Erfindung. Soweit ich beobachtete,

wurde der Boden ausnahmslos mit der hölzernen Hacke, wie wir sie zum Kartoffelpflügen benutzen, bearbeitet und nachher mit einer hölzernen Schleife geglättet. Nicht selten wurde übers Kreuz gehackt, d. h. eine zweite Furche im rechten Winkel zur ersten angesetzt. Als Zugmaterial für Pflüge usw. habe ich nirgends Pferde, dagegen meistens Buckelochsen, seltener Kamele oder Wasserbüffel gesehen. Letztere werden mehr als Milchvieh gehalten und sollen als Zugvieh nicht sehr ausdauernd sein. Große Herden schwarzer Ziegen mit Schlappohren und gerolltem buschigen Schwanz sah ich längs der Bahn weiden, auch brachte ab und zu ein Rudel Antilopen (Antilope cervicapra) Leben in die Landschaft.

Auf der Station Nana machte ich zum ersten Male mit den indischen Gerichten, das heißt denen des Speisezettels, Bekanntschaft. Der Bahnhofsrestaurateur machte es hier mit der Speisekarte wie Kaiser Caligula, seligen Angedenkens, mit seinen Gesetzen, die bekanntlich so undeutlich geschrieben waren, daß kein Mensch sie lesen konnte und somit jeder nachher den Gerichten verfiel ... So ging es auch mir; ich saß vor meinem Gericht und wurde, ohne zu meinem Recht zu kommen, in die Kosten verurteilt, die in diesem Falle, wie ich aus meinem Tagebuche ersehe, der Reichsmark 4 plus 80 Pfg. betrugen. „Stockfinster war die Nacht, kein Mond, kein Sternlein schien," kurz, ganz wie in Gasparone, und ich kann daher nur vom erwachenden Morgen berichten, der mich um 6 Uhr 20 Minuten in Jeypur ebenso lachend begrüßte wie ich ihn. In einer klapperigen Droschke fuhr ich nach dem freundlich gelegenen Kaisar i Hind-Hotel, welches mich nach allem, was ich von einheimischen Gasthäusern gehört,

durch sein sauberes Aussehen und seine geräumigen Fremdenzimmer derartig überraschte, daß ich vor Freude den Leuten, welche meinen Koffer von der Bahn gebracht, 40 Pfg. Trinkgeld gab, anstatt der üblichen 20. Ich glaube, ich hätte es, trotzdem sich nachher die Verpflegung als mangelhaft herausstellte, länger als drei Tage hier ausgehalten, hätten mich die Fliegen nicht geradezu in die Flucht getrieben. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Wo ich lag, stand, ging oder fuhr, waren zwei Knaben bemüht, mit Pferdeschwänzen diese lästigen Plagegeister von mir fern zu halten! Umsonst. Ich hatte erst Ruhe, als die Nacht hereingebrochen war. Fast alle Tiere haben, wohl dadurch, daß sie seit Jahrtausenden von ihren größten Feinden, den Menschen, geschont werden, ein bei uns ungekanntes Zutrauen. So sieht man alles mögliche Wild in nächster Nähe der Bahn und menschlicher Wohnungen sich tummeln oder äsen, Affen ihre lustigen Sprünge machen, Hunderte von Pfauen zum Ergötzen des vorübersausenden Fremdlings ihre Räder schlagen, während zwitschernde grüne Papageien, wie bei uns die Schwalben, auf den Telegraphendrähten hocken. Einmal gesellte sich im Laufe der Fahrt ein kleiner Vogel zu mir und leistete mir eine Viertelstunde lang Gesellschaft im Coupé. Es gibt eine Sekte in Indien, die „Jains", welche die Schonung des Tierlebens so weit treibt, daß ihre Mitglieder, um nicht etwa eine Mücke oder irgend ein anderes Insekt einzuatmen, Mund und Nase mit einem feinen Tuch verbinden. An Bord des Dampfers, der mich von Sansibar nach Indien brachte, hatte ich nur zu oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß selbst die — verzeihen Sie das harte Wort — Laus, nachdem sie von hilfsbereiten Mitmenschen aus ihrem

Wirkungskreise entfernt war, dem sie in anderen Ländern mitleidslos ereilenden Schicksal entging und nicht mit einem hörbaren Ruck ins Jenseits befördert, sondern mit rücksichtsvollster Zärtlichkeit auf das Deck unseres Dampfers gesetzt wurde.

Nachdem ich mich in meinem Gasthof der nach einer 33stündigen Bahnfahrt notwendigen Säuberung und Stärkung unterzogen hatte, ließ ich mich in die etwa zwei Kilometer entfernte Stadt fahren. Der Weg dahin führte durch wunderbar gehaltene breite Alleen, vorüber an dem „Albert Hall“ genannten Museum, einem in indischem Stil erbauten, eleganten, von ausgedehntem Park (dessen Anlage allein 600 000 Mark gekostet haben soll) umgebenen Gebäude. Im Portal desselben finden wir an den Wänden die überlebensgroßen Bildnisse der Maharadjas von Jeypur, zurückreichend bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Daß der Leiter des Museums ein Europäer ist, erkennt man schon beim Betreten der weiten Räume, welche die wertvollen Sammlungen indischer Kunstgegenstände, Landesprodukte und einen Teil der indischen Fauna, namentlich alle möglichen Reptilien enthalten.

Hatte mich schon das Vorhandensein eines Museums in einem von mir für unzivilisiert gehaltenen Lande überrascht, so war dies noch mehr der Fall durch den zahlreichen Besuch, den die „Natives“ diesem Institut abstatteten.

Auch mein Rosselenker ließ sich diesen Genuß nicht entgehen, sobald er seine Pferde deren Dienern, die auf dem Wagen hinten aufhockend mit uns gefahren waren, wie es hier des Landes Sitte und Brauch ist, übergeben hatte.

Hat einer der Leser schon einmal einen Berliner Droschkenkutscher, selbst auch nur erster Güte, im Museum gesehen? Ich bezweifle es. Hier aber machte mein Kutscher geradezu die Honneurs. In allen Sälen sah man staunende bezw. disputierende, anscheinend vom Lande in die Stadt gekommene Eingeborene, und vor einem Glasschranke fand ich sogar einen gelbbeturbanten Jüngling damit beschäftigt, einen herrlichen alten Silberschmuck abzuzeichnen.

Im Park nahm ich noch die Menagerie, die ebenso gut gehalten ist, wie alles übrige, in Augenschein. Schönere Königstiger als hier habe ich bisher in keinem zoologischen Garten gesehen, auch der indische Löwe, der nicht „gelb und großmütig" wie sein afrikanischer Vetter, sondern grau ist und nicht die stolze Mähne des letzteren aufzuweisen hat, ist in gewaltigen Exemplaren vertreten. Alle denkbaren Wildarten Nordindiens sind in weitläufigen Gehegen wie in unseren zoologischen Gärten untergebracht. Zwei der Raubtierwärter waren einarmig, und zwar hatten sie dies ihren Spielereien mit den Tigern zu verdanken. Trotz dieser üblen Erfahrungen suchten sie, nur um ein kleines Trinkgeld zu verdienen, ihre Tapferkeit dadurch zu beweisen, daß sie die ohnehin schon gereizten Bestien an den empfindlichsten Stellen kitzelten.

Zehn Minuten später rollte mein Wagen durch ein großes, buntbemaltes Tor aus rotem Sandstein hinein in die Stadt, von der ich so manches gelesen und gehört hatte. Meine Erwartungen waren durch die mir zu Gesicht oder zu Gehör gekommenen Schilderungen auf das höchste gespannt, und dennoch wurden sie durch das sich jetzt vor meinen Augen aufrollende Bild übertroffen. Man denke sich eine Straße in der Breite der Linden in Berlin,

ebenso sauber gehalten, wenn auch nicht asphaltiert, und zu beiden Seiten eingefaßt von meist zweistöckigen Häusern aus hellrotem Sandstein mit weißen Marmorgesimsen oder mit Kalk abgeputzt und rosa und weiß angestrichen. In den unteren Räumen hocken Händler, ihre Waren feilbietend, oder Handwerker aller Art sind in ihrem Beruf tätig. Inder, meist in blendend weißem Hemde mit Turbanen in allen Farben (auch hier ist rosa vorherrschend) drängen sich auf den Bürgersteigen, während es auf dem Fahrdamm von beladenen Kamelen, Elefanten, Maultieren, Eseln und Gefährten aller Art wimmelt. Alles scheint in dieser Stadt „couleur de rose“ zu sein, und man muß annehmen, daß glückliche Bewohner in ihren Mauern leben. Schönere Menschen als hier habe ich in Indien nicht gefunden. Jeypur, der Sitz des Maharadjas des gleichnamigen Staates, zählt gegen 150 000 Einwohner und ist eine Stadt neueren Datums, gegründet in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von einem Vorfahren des jetzigen Fürsten. Bis dahin war Amber, heute ein verlassener Ort, die Hauptstadt des Fürstentums. Der jetzige Maharadja, der, nebenbei bemerkt, gegen 300 Frauen sein eigen nennt, ist von englischen Lehrern erzogen worden, ein englischer Resident unterstützt ihn bei seinen Regierungsgeschäften und veranlaßt ihn, alles das zu tun, was er als im britischen Interesse geboten erachtet. In dieser Weise verfährt das britische Gouvernement in den meisten der sogenannten „selbständigen Staaten“ Indiens. Man läßt den Fürsten ihre Freiheit, so lange sie tun, was man englischerseits für gut oder unschädlich hält, sie halten ihre eigenen Soldaten (z. B. der Maharadja von Jeypur deren 12 000 Mann), die unter Aufsicht britischer Offiziere stehen und

die im Kriegsfalle zur Verfügung der englischen Regierung gestellt werden müssen. Tut einmal einer dieser von einem Residenten unterstützten „selbständigen Fürsten“ nicht, was er soll, so wird er kurzerhand unter Vormundschaft gestellt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die englischen Residenten in den verschiedenen Staaten unendlich viel Gutes gestiftet haben, namentlich auch durch die ihrerseits den betreffenden Fürsten aufgenötigten europäischen Ingenieure, die vielfach für Straßen, Wasserleitungen usw. gesorgt haben, wie man sie selbst in Europa selten besser findet. Der Vater des jetzt regierenden Maharadja von Jeypur, dem die Stadt zahlreiche gemeinnützige Anlagen und prächtige Bauten verdankt, hat sich sogar dazu aufgeschwungen, die ganze Stadt einschließlich der Parkanlagen mit einer Gasbeleuchtung zu versehen, und zwar sieht man die von einem radschlagenden Pfau gekrönten Laternen nicht nur in den Straßen, sondern im Palaste des Fürsten auf den Balkonen jedes Stockwerks, ja selbst hoch oben auf dem flachen Dach desselben. Dieser Palast, ein modernes Bauwerk, welches mich etwas an die Spielbank in Monte Carlo erinnerte, liegt inmitten der mit Hunderten von Springbrunnen versehenen Anlagen des sogen. alten Palastes, den zu besuchen sich gewiß schon allein der Audienzhalle wegen der Mühe lohnt. In den Ställen desselben befinden sich über dreihundert Pferde, meist indischer Zucht, aber auch Araber und Engländer vom kleinsten Pony bis zum unförmlich schweren Clydesdale-Hengst. Die Tiere genießen eine vortreffliche Pflege, haben aber ungenügende Bewegung und sind sämtlich fett wie Mastschweine.

Als eine Hauptsehenswürdigkeit der übrigens ganz

nach dem Muster Turins, d. h. mit im rechten Winkel ineinander laufenden Straßen gebauten Stadt wird der sogenannte Windpalast (hawa mahal) bezeichnet, dessen Straßenfront aus unzähligen aufeinandergetürmten und nebeneinander geklebten Erkerchen besteht. Ich kann diesem barocken Bauwerk keinen Geschmack abgewinnen und mich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein nach Indien verschlagener europäischer Zuckerbäcker sich hier als Architekt versucht hat. In einer Kunstgewerbeschule, an deren Eingang ich die Ehre hatte, zwei alte Bekannte, nämlich die Venus von Milo und diejenige von Medici, zu begrüßen, werden junge Leute in der Fabrikation von Vasen, in der Bildhauerei, den verschiedensten indischen Metallarbeiten, Gravierungen usw. ausgebildet.

Als ich dieses Institut verließ, hatten wir Spätnachmittag, ein wolkenloser, tiefblauer Himmel wölbte sich über der rosafarbenen, im Nordwesten von mächtigen grauen Felsmassen und dem sogenannten Tigerfort beherrschten Stadt, in der unausgesetzt Menschenmassen auf- und abwogten, während Affen auf den Hausdächern ihr Wesen trieben und graue Tauben zu Tausenden vor meinem Gefährt aufflogen. Es war geradezu märchenhaft, und ich kam mir vor wie in eine andere Welt versetzt. Überall Licht und Leben, Glanz und Schönheit, Friede und Eintracht, ich konnte mich gar nicht satt sehen und wäre sicherlich bis zum Dunkelwerden in den Straßen dieser Zauberstadt herumgefahren, hätte der mich begleitende Sohn meines Gastwirts mir nicht geraten, dem Strome der Menschenmassen nach einem an der Agra-Chaussee gelegenen Vororte zu folgen. In diesem wurde heute ein alljährlich während der Regenzeit sich wiederholendes Hindufest begangen, zu dem jetzt in den kühleren

Nachmittagsstunden jung und alt, vornehm und gering pilgerte, ritt, fuhr oder in Sänften getragen wurde. Weiber niederen Standes, behangen mit allem Schmuck, den sie hatten auftreiben können, zogen singend scharenweise des Weges. Männer, ebenfalls im Staatsgewande, vielfach Ketten von aneinandergereihten Jasminblüten um den Hals tragend, hockten zu dreien und vieren auf Kamelen oder gewaltigen Elefanten und suchten diese mit Geschrei durch die Menschenmassen durchzudrängen.

Nach halbstündiger Fahrt hatten wir den eigentlichen Festplatz erreicht. Hier befanden sich zu beiden Seiten der Landstraße mehrere den Hindus heilige, gemauerte, wassergefüllte Bassins, in denen die männlichen Festteilnehmer zu Hunderten herumschwammen, bis sie durch Neuankommende vertrieben wurden. Die Bassins waren rings von Bäumen umgeben, in deren Ästen dutzendweise nackte braune Gestalten hockten, um, sobald sie unten Raum genug erspäht hatten, hinunter ins Wasser zu springen. Solche geheiligte Wasserbassins findet man viel in Indien, sie werden von vielen Leuten täglich, von den meisten nur an Festtagen zu Waschungen benutzt. Da sie, soweit ich habe konstatieren können, durch zulaufendes Regenwasser gespeist werden, Abflüsse aber nicht vorhanden sind, so kann man sich vorstellen, wie das Wasser dieser Teiche, in denen vielleicht schon seit Jahrhunderten gebadet wird, aussehen muß, zumal auch die Kleider der Badenden in demselben Wasser oft einer oberflächlichen Reinigung unterzogen werden.

Ringsum wimmelte es von sich in der Sonne trocknenden Pilgern, an kleinen Tischen wurden Süßigkeiten, Früchte und Betel feilgeboten, und zum ersten Male sah ich hier die an der Ostküste Afrikas gefundene Kaurimuschel

als kleine Scheidemünze im Verkehr. Eine Rupie, gleich etwa 1 Mk. 50 Pfg., zerfällt in 65 pice (Kupfermünzen), jede pice wieder in 64 Kaurimuscheln, so daß eine Rupie den Wert von 4160 Muscheln darstellt. Auf den meisten Verkaufstischen sah ich Spiegel aufgestellt, in welche die Käufer, gewissermaßen als Zugabe, einen Blick werfen durften. Da sich außer dem Baden und gegenseitigen Begrüßen nichts weiter zu ereignen schien, fuhr ich auf demselben Wege zurück, während unausgesetzt neue Menschenmassen dem Festplatz zuströmten.

Für den folgenden Morgen hatte der Maharadja mir einen seiner Elefanten, der mich nach der alten Hauptstadt Amber tragen sollte, zur Verfügung gestellt. Derselbe sollte etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt mich erwarten. Ich war anfangs ungehalten darüber, daß der Elefant mich nicht direkt vom Gasthofe abholte, segnete aber später den Maharadja dafür, denn ich vertauschte auf dem Rückwege den nicht sonderlich bequemen Elefantensitz herzlich gern mit einem solchen im Fond meines Landauers. Das Tier, welches meiner am verabredeten Orte harrte, war ein prächtiges Exemplar von gewaltiger Höhe. Nachdem es sich auf Befehl seines Wärters niedergelegt, stieg ich mit Hilfe einer Leiter auf meinen seitlich des Rückens angebrachten Sitz. Der Elefant erhob sich erst vorn, dann hinten, und die Schaukelei ging los. Der Treiber saß vor mir, direkt hinter den Ohren des Tieres, bewaffnet mit einer Pike, dem sogenannten „ankus“. Er hatte sich keiner Leiter, sondern der Hilfe des Rüssels seines Elefanten bedient, um an seinen Platz zu gelangen. Da es die ganze Nacht über geregnet hatte, grünte und blühte alles ringsum, und ich fühlte mich auf meinem Elefanten, trotzdem mir seine Bewegungen

wenig sympathisch waren, unendlich wohl und glücklich. Nach kurzem Aufstieg ging es hinunter in das paradiesisch schöne Tal von Amber, endlich hinauf zum Schloß, in dessen geräumigem Hofe mein Elefant sich niederlegte und mich absitzen ließ. Das schönste vom Palaste, der ab und zu von dem jetzigen Maharadja bewohnt wird, ist zweifellos der wunderbare Blick, den man von seiner Terrasse aus ins Tal und auf die Berge genießt.

Im Innern des ausgedehnten Gebäudes reihen sich Hallen an Hallen, Bäder an Bäder, teils aus weißem Marmor mit Einlagen bunter Steine, teils recht geschmacklos bedeckt mit einem Mosaik aus Spiegelscherben. Auch dem im Schlosse gelegenen, der blutgierigen Göttin Durga geweihten Tempel, in dem jeden Morgen zu Ehren dieser Dame eine Ziege geschlachtet wird, stattete ich einen Besuch ab. Man schien mit dem Opfer auf mein Kommen gewartet zu haben, um mit der Sache ein kleines Trinkgeld herauszuschlagen, wenigstens fand ich eine jammervolle Ziege und einen Mann mit gewaltigem Messer vor. Ich sah mir aber nur die fratzenhafte Göttin an und überließ den Schlächter mitsamt den Priestern und ihrer Ziege sich selbst, denn Bakschisch war ich diesen Morgen schon mehr als genug los geworden.

Als der Elefant mich zu meinem Wagen zurückgetragen, fuhr ich, vorbei an zahlreichen Hindugrabmälern, graziösen, auf vier oder acht Säulen ruhenden Kuppeln, welche an der Stelle, an der der Tote verbrannt worden ist, errichtet zu werden pflegen, vorüber an dem sogenannten Wasserpalast, in die Stadt zurück, wo ich zunächst die Elefantenställe des Maharadja in Augenschein nahm. Einige siebzig Exemplare zählte ich, darunter solche von einer Größe, wie ich sie bisher nicht gesehen

hatte. Am meisten interessierte mich die Morgentoilette dieser Kolosse, die vorzüglich gezähmt waren und jeden Wink ihrer Wärter befolgten. Der Elefant wird in die Nähe eines kleinen Teiches geführt, legt sich auf die Seite und läßt sich nun von 4—5 Stalljungen mit Schrubbern, Besen und Strohwischen unter reichlicher Zuhilfenahme von Wasser gründlich das Fell bearbeiten. Ist das geschehen, so wird mit dem Schminken begonnen, d. h. das Tier wird, sei es mit Ruß oder Graphit, vom Rüssel- bis zum Schwanzende geschwärzt und schließlich von einem eigens zu diesem Zwecke angestellten Künstler mit weißer Farbe an Kopf und Rüssel stilvoll bemalt.

Der indische Elefant, welcher mit 15 Jahren ausgewachsen ist und ein Alter von 120 Jahren erreichen soll, ist ein unendlich viel sympathischeres Tier als sein Vetter im dunklen Erdteil, den ich mehrfach in der Wildnis zu sehen Gelegenheit hatte. Der indische Elefant mit seinem breiten Kopfe hat ein hübsches, gutmütiges Gesicht, wogegen der Elefant Afrikas mit seinem stark zurücktretenden Schädel eher als ein häßliches Tier bezeichnet werden kann.

Das Gefängnis Jeypurs ist eines der bestangelegten und bestgehaltenen Indiens. In erster Linie gefiel mir, daß in jeder Schlafabteilung ein Wasserhahn vorhanden war, so daß den Gefangenen zu jeder Zeit Wasser nach Belieben zur Verfügung stand. Der Direktor des Gefängnisses ist ein Engländer. Außer diesem befinden sich noch der Resident, der Direktor des Museums und Hospitals und zwei Missionare in Jeypur. Für die kleine Gemeinde ist eine Kirche vorhanden, deren Erbauung mindestens 40000 Mark gekostet haben muß.

In bezug auf Gotteshäuser wird in Indien ein

Luxus getrieben, von dem man sich daheim keinen Begriff macht. Ich glaube trotzdem, die Leute legen weit mehr Wert auf die Erbauung von Kirchen, als auf die Erbauung in denselben.

Eine angenehm kühle Nacht verbrachte ich im Eisenbahnwagen, um am Morgen in Agra zu erwachen. Als ich erfuhr, daß der Dak Bungalow nur 10 Minuten vom Bahnhofe entfernt sei, entschloß ich mich, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Der Dak Bungalow, der sich in Indien in fast allen Städten und, in Zwischenräumen von 10—20 engl. Meilen, an jeder größeren Landstraße findet, ist ein von der Regierung erbautes und unterhaltenes Absteigequartier für Reisende. Europäer wie Eingeborene finden hier für 24 Stunden gegen Zahlung einer Rupie Obdach und können in den besuchteren Bungalows auch zu mäßigen Preisen Speisen und Getränke erhalten. Die dem Fremden eingeräumten Wohnungen — in den meisten Bungalows finden sich deren vier — bestehen häufig aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer, zum mindesten aber aus den zwei letzteren. Die Dak Bungalows sind eine ganz vorzügliche Einrichtung, namentlich da, wo Gasthäuser nicht vorhanden sind, denn das Zeltleben ist in der heißen Jahreszeit nicht jedermanns Sache. Der Europäer findet außerdem in den Bungalows seine ihm unentbehrliche Punka, zuweilen auch eine kleine, allerdings sehr kleine Büchersammlung. Ich habe diese Unterschlupfe stets freudig begrüßt und meine bescheidenen Erwartungen oft übertroffen gefunden. Die Engländer selbst freilich finden, wie die Fremdenbücher zeigen, unendlich viel an ihren Bungalows auszusetzen.

Niemand — und das ist natürlich wenig angenehm — kann länger als 24 Stunden Wohnung im Bungalow

beanspruchen. Jedermann muß sein Zimmer räumen, sobald nach dieser Frist ein anderer Reisender anlangt. In den meisten Fällen pflegt man sich dann aber mit diesem zu verständigen, oder schlägt sein Bett in der Veranda auf.

Nach heftigem Regen klärte es sich gegen Mittag auf, so daß ich eine Rekognoszierungsfahrt durch die Stadt oder vielmehr das Kantonnement unternehmen konnte, dem weitläufig und luftig angelegten Europäerviertel, in dem in großen Abständen, von Gartenanlagen umgeben, sich Bungalow an Bungalow reiht und verschiedene Kirchen, protestantische, katholische, unierte und wer weiß was noch dem Seelenheil der Europäer dienen. Auch hier fehlen weder Klubs, Lawn Tennis Courts noch Criket Grounds, kurz, es ist entsetzlich zivilisiert, und selbst Unteroffiziere des englischen Regiments halten hier ihre Dogcarts.

Die europäische Kolonie besteht aus englischen Offizieren und Beamten sowie zwei deutschen Baumwollexporteuren, von denen der eine zurzeit in Europa weilte. Dem zweiten, Herrn Otto Weylandt, an den ich in Bombay Empfehlungen erhalten hatte, galt mein erster Besuch, und diesem liebenswürdigen Landsmanne, der trotz langjährigen Aufenthaltes in Indien und trotz seiner Naturalisierung daselbst ein echter braver Mecklenburger geblieben ist, verdanke ich vor allem, daß mein Aufenthalt in Agra sich zu einem so genußreichen gestaltete. Unter seiner Führung sah ich die Zitadelle des Kaisers Akbar, die jetzt von den Engländern als Fort benutzt und mit einer kleinen Besatzung belegt ist. Tagelang könnte man hier verweilen, wollte man die auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängten Prachtbauten aus

rotem Sandstein oder Marmor eingehend besichtigen, und Bücher könnte man füllen mit ihrer Beschreibung. Mich interessierten besonders die vielfachen, verschiedenen Deckenkonstruktionen, und es ist mir bei einigen, durch keine Pfeiler unterstützten Marmorplafonds rätselhaft, daß sich dieselben jahrhundertelang gehalten haben. Hier und da hatte ich allerdings Ursache, mit dem Grafen Leicester in seinem berühmten Monologe auszurufen: „Stürzt dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich.“ Aber es stürzte nichts.

Von den verschiedenen reizenden Pavillons des Palastes und den Türmen der Perl-Moschee, die ebenfalls im Fort gelegen ist, hat man prächtige Aussichten auf die vorüberfließende Jumna, deren Ufer durch eine zwei Stockwerke hohe mächtige Brücke verbunden sind. Während das untere Stockwerk dem Dampfroß vorbehalten ist, dient das obere dem Wagen- und Personenverkehr. Zur Rechten sieht man den weltberühmten Tatsch (schreibe Taj) zwischen dunklem Grün hervorleuchten, zur Linken die „große Moschee“ mit ihren drei Kuppeln aus rotem Sandstein und weißen Marmorzickzackeinlagen sowie die eigentliche Stadt, in der das bunteste Leben sich entfaltet. Ein Besuch dieses Teiles von Agra, in dem Tausende von Agrariern, gegen deren Existenzberechtigung selbst Eugen Richter nichts einzuwenden haben dürfte, ihr Wesen treiben, in denen sich Haus an Haus, Balkon an Balkon, Harem an Harem reiht und das Volk sich schreiend in den Basaren drängt, ist außerordentlich lohnend. Welche Fülle von Licht und Schatten, welch buntes Leben und Treiben, welch wunderbare Motive für einen Maler. Mich fesselt ein solches Volksgetümmel wie eine schöne Gegend den Landschafter, weil ich es mit künstlerischem Auge auffasse und seiner deshalb nie überdrüssig werde.

Nachdem man die Brücke passiert, für welches Vergnügen man, nebenbei bemerkt, 60 Pfg. zu entrichten hat, ein meiner Ansicht nach der britischen Regierung unwürdiger Zoll, gelangt man nach kurzer Fahrt zu dem Mausoleum des Prinzen Dowla, einem inmitten eines Gartens gelegenen wunderbar anmutigen Marmorbau, der mich durch seine Schönheit solcherweise fesselte, daß ich ihm dreimal troß des langweiligen Brückenzolles meinen Besuch schenkte. Erst beim dritten Male widmete ich einer am Eingange angebrachten Bekanntmachung eine eingehende Beachtung. Es ist ein in englischer Sprache abgefaßtes Verbot gegen alle geräuschvollen „entertainements including dancing“. Nun bitte ich um alles in der Welt, wer kommt je auf die Idee, in einem Mausoleum, nicht etwa in einem verfallenen, sondern einem wohlerhaltenen, dessen Sarkophage täglich mit frischen Rosen bedeckt werden, Tänze aufzuführen? So unglaublich es scheint, es muß doch vorgekommen sein, sonst würde sich wohl das angeführte Verbot nicht am Eingange vorfinden.

Ich hatte mir von vornherein vorgenommen, erst, nachdem ich alle Wunder Agras in Augenschein genommen, den Tatsch zu besichtigen, dieses herrlichste Bauwerk der Welt, dessen Ruhm in allen Zungen zivilisierter Völker verkündet wird, dessen traumhafte Schönheit Hunderte von Malern auf die Leinwand zu zaubern, unzählige Schriftsteller mit der Feder zu beschreiben, erfolglos versucht haben.

Man hatte mir allseitig so viel vom Tatsch vorgeschwärmt, daß ich schon aus Widerspruchsgeist nicht mit frommem Schauder, sondern in der Stimmung eines Kritikers an die Besichtigung dieses Wunderwerkes der Bau-

kunst ging. Als ich aber den zum Tatsch führenden entzückenden Torbau, der allein schon einen Besuch lohnen würde, durchschritten hatte und nun am Ende eines Haines dunkelgrüner Zypressen, blühender Rosen und schattiger Laubbäume die 250 Fuß hohe durchbrochene Kuppel und die vier Minarette von blendend weißem Marmor leuchten sah, da stand ich wie gebannt an der Schwelle dieses Heiligtums, das Menschengeist erfunden und Menschenhand erschaffen hat. Irgend ein Philosoph hat einmal gesagt: Architektur ist gefrorene Musik. Ich habe diesen Vergleich bisher für absurd gehalten, jetzt, nachdem ich den Tatsch gesehen, dieses Filigranwerk aus Marmor, das wie ein Traumgebilde sich vor dem Auge des Beschauers erhebt, jetzt erst verstehe ich den Philosophen. Ja, der Tatsch ist gefrorene Musik, Sphärenmusik, und ebensowenig wie man diese mit Worten schildern kann, ebensowenig läßt sich die überwältigende Schönheit dieses Mausoleums beschreiben, welches Schah Jehan seiner Lieblingsgattin, der Perle seines Harems, errichten ließ und in dem später auch seine Gebeine beigesetzt worden sind. Erwähnt sei noch, daß die Kosten dieses Baues auf etwa 50 Millionen Mark angegeben werden. Wohl finden sich im Innern der die beiden Sarkophage überwölbenden Kuppel zahllose, in den Marmor eingefügte Mosaiken aus edlen Gesteinen, meist Blumen in seltener Vollendung und Naturtreue darstellend, und Tausende von Künstlerhänden müssen an diesem Bau, an dem jeder Zoll ein Kunstwerk ist, tätig gewesen sein, aber 50 Millionen sind denn doch eine zu gewaltige Summe, als daß man sich des Gedankens erwehren könnte, daß Schah Jehan von seinem Architekten kolossal übers Ohr gehauen worden ist.

Ich verließ Agra mit dem Bewußtsein, in dem Tatsch das Schönste geschaut zu haben, was als Gebilde von Menschenhand auf Erden zu schauen ist; aber auch mit dem Bewußtsein, daß noch unendlich viel Schönes in Indien meiner harre, darum auf nach Alwar!

Ein Besuch Alwars, der Hauptstadt des unabhängigen Fürstentums gleichen Namens, etwa von der Größe und Bevölkerungsziffer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, gehört im allgemeinen nicht in das Programm des Indienreisenden, obgleich es an der Bahn von Jeypur nach Delhi gelegen ist.

Ich hatte von Agra aus etwa 6 Stunden bis Bandikui zurückzufahren und war genötigt, da ich nicht Lust hatte, hier 5 Stunden lang auf den nächsten Postzug zu warten, mich eines Zuges mit nur dritter Klasse zu bedienen. Trotzdem in bereitwilligster Weise eine ganze Wagenabteilung zu meiner Verfügung gestellt wurde, war ich doch seelenfroh, als mein Käfig sich nach 3¼stündiger Tortur auf unverhältnismäßig schmaler Holzbank und in dumpfer Atmosphäre in Alwar auftat. Es regnete, wie man zu sagen pflegt, Bindfaden, und durchnäßt langte ich in rabenschwarzer Nacht im Dak Bungalow an. Gasthöfe existieren hier bei dem geringen Fremdenverkehr ebensowenig wie Wagen, und in bezug auf letztere ist man, wie ich am nächsten Morgen, als ich einen solchen verlangte, erfuhr, lediglich auf die Güte des Maharadja angewiesen. Ich wandte mich daher schriftlich an den britischen Residenten, Kolonel Muir, mit der Bitte, sich beim Fürsten für mich zu verwenden und mir die Erlangung eines Fahrzeuges zu ermöglichen. Was sich nun ereignete, mag als ein Beispiel dafür gelten, in welcher Weise ein vornehmer Engländer einen Fremden behandelt



Der Tadsch in Agra.

und wie man in Indien Gastfreundschaft zu üben pflegt. Ich hatte, da es ursprünglich nicht in meiner Absicht lag, Alwar zu berühren, keinerlei Empfehlungsbriefe, weder an den Residenten, noch an den Maharadja. Trotzdem erschien ersterer etwa eine halbe Stunde, nachdem ich meinen Brief an ihn abgeschickt, im Bungalow und lud mich in seinem und Mrs. Muir Namen ein, für die Dauer meines Aufenthaltes im Residenturgebäude Wohnung zu nehmen und mich als ihren Gast zu betrachten; der Maharadja sandte gleichzeitig einen Landauer für mich und einen Ochsenkarren für mein Gepäck und ließ mir melden, er würde sich freuen, im Laufe des Nachmittags meinen Besuch zu empfangen. Daß man in Indien eine Einladung wie die des Residenten ablehnt, gilt als ausgeschlossen. Das sah ich, als ich in dem prächtigen Hause des Kol. Muir anlangte und sein Office bereits in ein Fremdenzimmer für mich umgewandelt fand. Reitpferde, Wagen sowie zwei Lanzenreiter als Geleite wurden mir für die Dauer meines Aufenthaltes in Alwar vom Landesfürsten zur Verfügung gestellt.

Gegen 5 Uhr fuhr ich in Begleitung des Residenten beim Maharadja vor, der uns an der Schwelle seines Palastes empfing. Wäre ich von meinem Begleiter nicht eines besseren belehrt worden, ich hätte Seine Hoheit zweifellos für Höchstseinen eigenen Stallmeister gehalten, denn ich hatte mir Herrn Mangal Singh (dies ist der Name des Landesfürsten) anders vorgestellt, als einen vollkommen europäisch aussehenden Herrn in tadellosem Reitkostüm.

Mangal Singh, seit 1874 regierend, war damals ein junger Mann Mitte der Dreißiger von gedrungener Figur, aber vorzüglich gebaut, mit hübschem Gesichtsausdruck

und wohlgepflegtem, schwarzem Schnurrbart, lebhaft, liebenswürdig und zu allen Scherzen aufgelegt. Nachdem er mir seinen Palast gezeigt, der ebenso wie die Residentur in ausgedehntem Park gelegen ist, und nachdem ich die prachtvollen Teppiche in den Empfangsräumen bewundert hatte, ließ mein liebenswürdiger Wirt etwa 100 Hengste, meist indischer Zucht, aus seinem Marstall vorführen, dann wurden noch einige neue Anlagen im Park besehen, und schließlich erschien ein mit zwei jungen feurigen Braunen bespannter Selbstfahrer, auf dem ich neben dem Maharadja Platz nehmen mußte, der mir aus Höflichkeit die Zügel übergab. Eine Stunde lang fuhren wir nun durch öffentliche Anlagen, um die jede europäische Großstadt Alwar beneiden könnte. Dann ging es zu den Koppeln, in denen über 150 ein- und zweijährige, im Gestüt des Maharadja gezogene, teils wirklich vortreffliche Fohlen sich herumtummelten. Auf ein gegebenes Hornsignal versammelte sich die ganze muntere Gesellschaft um ihren Herrn, der nicht müde wurde, die einzelnen Tiere zu liebkosen und ihre Schönheit zu preisen. Mangal Singh ist ein ebenso großer Pferde- wie Soldatenfreund und unterhält neben einem Regiment Lanzenreiter 2 Regimenter Infanterie. Die Remonten für ersteres sowie für eine Batterie Artillerie liefert sein eigenes Gestüt. Alle drei Regimenter, zu deren Ausbildung ihm zwei englische Offiziere zugewiesen sind, waren neu und zwar äußerst geschmackvoll uniformiert: graue Röcke mit roter Leibbinde, graue, enganliegende Beinkleider, schwarze Gamaschen und schwarzledernes Schuhzeug, dazu blaue, golddurchwirkte Turbane. Die Bewaffnung der Infanterie besteht in Snydergewehren, die Kavallerie ist mit Lanze und Säbel ausgerüstet.

Am folgenden Tage mußte ich die Marställe und Elefanten, die Jagdfalken und die Jagdleoparden besichtigen. Letztere sind mit silbernen Ketten an Holzpfählen angebunden, haben einen Diener mit Fliegenwedeln hinter sich und sitzen auf offener Straße. Der alte Palast bietet als Baulichkeit viel Interessantes, im Innern werden eine Waffensammlung, in der sich mehrere Kabinettsstücke befinden, silberne Möbel, europäische Kostbarkeiten und in der Bibliothek seltene Geschichtswerke, das Fürstentum Alwar betreffend, gezeigt, u. a. ein Buch mit vorzüglich ausgeführten Malereien auf Goldgrund, dessen Herstellungskosten auf 1 600 000 Mark angegeben werden. Das jährliche Einkommen des Maharadja soll sich auf drei Millionen Mark beziffern.

Auf trefflicher Landstraße gelangte ich zu dem Landesgefängnis, in dem etwa 500 Gefangene beiderlei Geschlechts untergebracht sind. Viele derselben werden außerhalb der Gefängnismauern, z. B. als Arbeiter in den Parkanlagen, beschäftigt. Alle sind mit Ketten gefesselt, aber wohl nur des Dekorums wegen, denn dieselben hindern weder an freier Bewegung noch am Fortlaufen; auch scheint es mir ein Leichtes zu sein, sich ihrer zu entledigen. In allen Abteilungen der Anstalt, wo ich erschien, wurde ich — das Gleiche geschah im Gefängnis von Jeypur — von den Gefangenen durch gleichzeitiges einmaliges Zusammenschlagen der Hände begrüßt.

Zuerst besuchte ich die Papiermanufaktur, in der Büttenpapier von recht guter Beschaffenheit hergestellt wird, dann ging's in die Spinnerei, Weberei und Teppichknüpferei, in der nach alten Mustern jene herrlichen Teppiche angefertigt werden, die ich im Palast des Maharadja bewundert hatte.

Auch zum Verkaufe werden dieselben hergestellt, und zwar kostet die englische Quadratelle 16—24 Mk. Nur Sträflinge, die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt sind, werden hier beschäftigt, da es sich, wie mir der Direktor, ein half cast, mitteilte, nicht lohne, Leute, die nur zu einigen Jahren verdammt sind, in dieser schwierigen Kunst zu unterrichten. Letztere werden höchstens zum Weben einfacher Baumwollteppiche, von denen jeder Arbeiter täglich 7 Quadratfuß herzustellen hat, angelernt. Mit Freuden habe ich konstatiert, daß nur echte Farben in der Teppichmanufaktur Alwars Verwendung finden, und auf Befehl des Maharadja Anilinfarben gänzlich ausgeschlossen sind.

Verschiedene Gefangene hatten die Ehre, mir besonders vorgeführt zu werden, u. a. ein etwa sechsjähriger, zum Taschendieb abgerichteter Knabe. Der Direktor bat mich, irgend etwas in meine Rocktasche zu stecken, der Junge sei so gewandt, daß er mir, ohne daß ich es merke, den betreffenden Gegenstand entwenden würde. Ich steckte also meine Uhr in die linke Tasche meines Jacketts und gab acht wie ein Schießhund. Inzwischen wurde mir ein Kartenkünstler vorgestellt. „Der Mann hat eine große Fertigkeit", so bemerkte der Direktor, „in einem höchst eigentümlichen Spiel jedermann das Geld abzunehmen. You wish to see it?" Selbstverständlich wünschte ich. Ein Kartenspiel wurde beschafft (man sieht, ein ganz fideles Gefängnis), und der Künstler produzierte sich — im Kümmelblättchen, unserem biederen, von mir für echt deutsch gehaltenen Kümmelblättchenspiel! Ich war geradezu gerührt.

Nach beendeter Vorstellung überreichte mir der Direktor lächelnd mein Taschenbuch und einen ebenfalls mir

gehörenden Bleistift. Beides hatte mir der kleine Taschendieb, während ich dem Kartenspieler zusah und auf meine linke Rocktasche achtgab, aus der rechten herauseskamotiert. Ich konnte nicht umhin, ihm meine besondere Hochachtung auszusprechen.

Mit dem Gefängnis verbunden ist das Irrenhaus. Ich besuchte auch dieses und seine acht Insassen, von denen mich namentlich einer interessierte, der die liebenswürdige Angewohnheit hat, seinen Nebenmenschen die Nase abzubeißen.

Zum Schluß ging es in das weitab gelegene Asyl für Kranke, welche von dem Aussatz (Lepra) ergriffen sind, dieser in Indien vielfach auftretenden entsetzlichen Krankheit, bei welcher den Leidenden ganze Gliedmaßen abfaulen, und die unheilbar ist. Ich fand als einzigen Patienten ein bildschönes Weib, an dem ich, wäre es nicht aussätzig gewesen, wahrlich nichts auszusetzen gefunden haben würde. Die Krankheit war bei ihr noch nicht weit vorgeschritten, aber sie war unrettbar verloren, ebenso wie ihre zwei reizenden Knaben, von denen sie sich nicht hatte trennen wollen und die ihrer Mutter in die traurige Verbannung gefolgt waren.

Bestrafungen kommen im Gefängnisse verhältnismäßig selten vor; sind sie notwendig, so wird der Delinquent an einem Gerüst in der Form eines Triangels festgeschnallt und mit einem Stock gezüchtigt. Nie habe ich einen so vorzüglichen Hiebeausteiler kennen gelernt, wie den Profoß im Alwar-Gefängnis; er übertrifft selbst die Sudanesen, die ich bisher für die Meister in dieser Kunst angesehen hatte.

Auf dem Rückwege zum Maharadja besuchte ich noch den neben dem alten Palast gelegenen Tempel, in dessen

heiligem Bassin fleißig gewaschen und gebadet wurde, das Mausoleum des verstorbenen Fürsten, die recht kümmerliche Menagerie und ein reizend angelegtes Orchideen- und Farnenhaus.

Die Stadt Alwar wird von einem etwa 800 Fuß hoch gelegenen Fort beherrscht, ihre Umgegend ist berühmt wegen des häufigen Vorkommens von Tigern, und wenn ich vorhin bemerkte, daß Indienreisende selten Alwar eines Besuches würdigen, so wird der Sportsmann nicht verfehlen, alles daran zu setzen, eine Einladung zur Tigerjagd von Maharadja zu erhalten. Fast alle deutschen Prinzen, die in den letzten Jahren Indien bereisten, haben in Alwar ihren Tiger geschossen und werden sich zweifelsohne mit Vergnügen des gastlichen Herrn dieses Landes erinnern, der mir selber sagte, daß die Tage, die er als Wirt mit seinen deutschen Gästen verlebt, zu den schönsten seines Lebens zählen.

Die Regenzeit, in die mein Besuch fiel, eignete sich nicht zur Veranstaltung einer Jagd, doch war der Maharadja so freundlich, mich zum nächsten Frühjahr auf einen Tiger einzuladen.

Delhi. Lahore. Rawalpindi.

Bei dem denkbar schönsten Wetter wandte ich gegen Mittag dem gastlichen Alwar den Rücken. Bald hatten wir die malerischen Berge des Fürstentums hinter uns, die Landschaft wurde flach, aber nicht eintönig, dafür sorgten die bei der Feldarbeit beschäftigten Landbewohner, die zahlreichen, zu beiden Seiten des Bahngleises grasenden Rinderherden und vereinzelt neben dem Zuge einhergaloppierendes Wild. Die indischen Dörfer, an denen wir vorübersausten, machten den denkbar dürftigsten Eindruck. Große aneinander geklebte Lehmwürfel mit kleinen Fenster- und Türöffnungen, flachem Dach, umgeben von Schmutz und Unrat, erinnern die Wohnungen der hiesigen Dorfbewohner lebhaft an diejenigen der Fellahs in Ägypten. Die Dörfer selbst sind in der Regel zum Schutz gegen wilde Tiere mit lebenden Kaktushecken oder Dornenwällen umgeben. Bei der Station Rewari verlassen wir die Rajputana und befinden uns nunmehr in der Provinz Punjab. Nachmittags hielt der Zug in der stattlichen Bahnhofshalle von Delhi. Der Bequemlichkeit wegen nahm ich Wohnung in dem mit dem Bahnhofe verbundenen Gasthofe. Dieses, wie auch die Restauration

werden von einem Deutschen, namens Kellner, der den größten Teil der refreshment rooms der Nordwestbahn gepachtet hat, geleitet, und zwar hier in Delhi in ganz musterhafter Weise. Die Engländer betrachten die dortige Bahnhofsrestauration wie eine Oase in der Wüste, und nicht mit Unrecht, denn die Verpflegung auf anderen Stationen ist herzlich schlecht. Auf einer derselben, ich habe den Namen vergessen, wollte ich die fast ungenießbaren Bissen mit einem Glase Wein hinunterspülen und ersuchte den Wirt um seine Weinkarte. Derselbe brachte eine Papptafel, auf der Sodawater, Lemonade, Gingerale, Tonic water und sonstige teetotaler-Genüsse verzeichnet waren, wahrlich eine richtige Weinkarte, d. h. eine Karte zum Weinen, aber nicht für Weine. Als ich den Wirt fragte, ob er denn keine Spirituosen führe, erklärte er kalt lächelnd: „Never a gentleman asks here for anything like that.“ Angenehme Gegend.

In Delhi angekommen, beorderte ich einen Wagen und fuhr in die Stadt, die, nebenbei bemerkt, 160 000 Einwohner zählt, zuerst in die Hauptstraße, die Chundi Chouk, deren mittlerer Fußsteig von 2 Reihen schattiger Bäume eingefaßt ist. Juweliere, Bankiers und Händler aller Art haben hier ihre Magazine und Bureaus; trotzdem macht die Straße, die als eine Hauptzierde der Stadt gilt, durchaus keinen großartigen Eindruck, überhaupt verspricht Delhi von außen viel mehr, als es im Innern hält, und ich muß gestehen, von allen sogenannten indischen Prachtstädten gefällt mir Delhi am wenigsten. Allerdings fehlt es auch hier nicht an Bauwerken, die sich würdig an diejenigen Agras anschließen und jeden Beschauer mit Entzücken erfüllen, so die Audienzhalle aus weißem Marmor mit Gold in dem von Schah Jehan erbauten, von

den Engländern nach dem Aufstande 1857 in ein Fort verwandelten Palaste, von der man einen hübschen Blick auf die vorüberfließende Jumna genießt, die kaiserlichen Bäder, die öffentliche Audienzhalle aus rotem Sandstein und last not least die Perlmoschee.

Das Fort selbst bietet wenig des Interessanten. Eine kleine englische Besatzung (Delhi hat merkwürdigerweise sonst keine Garnison) führt hier ein wenig beneidenswertes Leben.

In dem 75 Kilometer von Delhi gelegenen Meerut, heute das Hauptquartier einer Division, nahm der bekannte Aufstand im Jahre 1857 seinen Anfang. Es war an einem Sonntage, der größte Teil der englischen Besatzung war in der Kirche, als eine Schar Aufständischer in die Kasernen eindrang, sich Waffen und Munition aneignete, die aus der Kirche heimkehrenden Soldaten überfiel, sämtliche Kassen plünderte und darauf gen Delhi zog.

Infolge dieses Ereignisses nehmen noch heute die englischen Truppen ihre Gewehre und 20 Patronen stets mit sich in den Gottesdienst.

Die große, aus rotem Sandstein erbaute Moschee mit ihren gewaltigen Freitreppen, die in einen imposanten Hofraum führen, ihren drei Kuppeln und den beiden Minaretten, von denen man nach Überwindung von 122 Stufen einen Rundblick über die von Baumgruppen durchsetzte Stadt genießt, zählt zu den großartigsten Bauten Delhis. Nachdem ich noch der Moschee der Tochter Schah Jehans, die leider ihrem gänzlichen Verfall entgegengeht, sowie dem Kantonnementsgarten einen kurzen Besuch abgestattet hatte, fuhr ich in den Stadtpark, der bei weitem nicht so gut gehalten ist, wie die gleichen Anlagen in Jeypur, Agra und Alwar. Unter prächtigen, schattigen

Bäumen fristet eine kümmerliche Menagerie, bestehend aus wenigen lebensmüden Schakalen, 8 verschnupften Pelikanen und 2 storchartigen, schwarzweißen Vögeln mit roten Beinen und schwarzem Schnabel, ein jammervolles Dasein. Ein angeblich von Schah Jehan aus Feldsteinen aufgemauerter großer Elefant scheint als Götzenbild in hohem Ansehen zu stehen, wenigstens lassen die vielen ihm geweihten bunten Lappen und die mit Heilmitteln gefüllten Beutelchen, die ihm angehängt sind, darauf schließen. Über zu hohe Fahrpreise der Droschken kann man sich in Delhi wahrlich nicht beklagen. Man zahlt 60 Pfennige für die erste Stunde und 40 für die folgenden. Dabei sind die Wagen bequem und gut gehalten, das Pferd freilich, welches mich über das Pflaster Delhis zog, schien mir mit mindestens drei Beinen bereits im Grabe zu stehen.

Sehr lohnend ist eine Fahrt in die Umgegend der Stadt, eine Besichtigung der ausgedehnten, im Südwesten des heutigen Delhi gelegenen Trümmerfelder, die Zeugnis davon ablegen, daß hier einst blühende Städte gestanden haben, zerstört in den verschiedenen Kriegen zwischen den Hindus und Moslemiten. Einzelne Gebäude, Grabdenkmäler des Kaisers Humayan, des Dichters Khusro, des Kaisers Kutub, zu dessen Gedächtnis ein 240 Fuß hoher Turmbau errichtet wurde, und andere mehr sind noch leidlich erhalten. Als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges gilt die zwischen den Trümmern einer angeblich im Jahre 1300 errichteten Moschee 22 Fuß hoch aufragende eiserne Säule von etwa 16 Zoll Durchmesser, deren längeres Ende in der Erde stecken soll, und deren Gesamthöhe auf einige 40 Fuß geschätzt wird. Man sagt, sie stamme aus dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt.

Über 21 Stunden brauchte ich, um mit der Bahn von Delhi nach Lahore, der Hauptstadt der Punjab-Provinz, zu gelangen. Nach etwa sechsstündiger Fahrt tauchen die Berge des Himalaya auf, nach neun Stunden erreicht man Umballa, von wo die Landstraße über Kalka nach Simla führt, einem etwa 7000 Fuß hoch gelegenen Luftkurorte und Sommerresidenz des Government of India. Ich verbrachte in Umballa die Nacht, um am folgenden Morgen weiterzufahren. Um 9 Uhr passierten wir auf gewaltigen Brücken den durch Regengüsse hoch angeschwollenen Sutley, einen in den Himalayabergen entspringenden Nebenfluß des Indus. Am linken Ufer liegt die Station Phillour, mit imponierendem alten Fort aus rotem Sandstein. Von der Station Amritzar führt die Bahn hart an dem Leichenverbrennungsplatz der Hindus vorüber. Es wurde kräftig geschmort, eine zahlreiche Familie hockte um den brennenden Scheiterhaufen, in dem ein Mann mit langer Stange emsig herumstökerte. In der Umgegend von Amritzar wird viel Weizen, Zuckerrohr und Baumwolle gebaut. Vor der Stadt bemerkte ich eine ausgedehnte, wohlgepflegte Baumschule.

Zwanzig Minuten vor der Einfahrt in den Bahnhof von Lahore hält der Zug in Meean Meer, dem Kantonnement der aus fünf Regimentern (Infanterie und Kavallerie) bestehenden Garnison.

Lahore, eine Stadt von nahezu 60 000 Einwohnern, darunter 2000 Europäer, meist Regierungsbeamte, macht auf den ankommenden Fremden, der zuerst das Europäerviertel mit seinen hübschen Anlagen und schmucken Bungalows durchfährt, einen sehr ansprechenden Eindruck, der auch bei weiteren Fahrten in die Umgegend nicht ab-

geschwächt wird. In dem Charing-Croß-Hotel fand ich gutes Unterkommen.

So weitläufig und luftig das Europäerviertel angelegt ist, so eng und dumpfig ist die überaus belebte Nativetown, die ich durchfahren mußte, um zum Fort, einem ehemaligen Palastbau des Runjeet Singh, zu gelangen. Einige Teile der Ruinen sowie die wohlerhaltene Audienzhalle mit Spiegelmosaik zeugen von der einstigen Pracht und Größe dieses Palastes. Eine wenig bemerkenswerte Waffensammlung befindet sich neben der Audienzhalle.

Die Königsmoschee in der Nähe des Forts erinnert an die große Moschee in Delhi und zeichnet sich durch einen mit alten Baumgruppen bestandenen Hofraum von riesigen Maßen aus. Die vier Minarette sind plump und sehen eher aus wie Fabrikessen. Jenseits des drei Kilometer von der Stadt vorüberfließenden Ravee erhebt sich das Mausoleum des Kaisers Jehangir, ein Monument von heute noch großer Schönheit trotz der Spuren von Zerstörung durch Menschenhand, welche es an allen Enden aufweist. Das Bauwerk liegt inmitten eines ausgedehnten Haines und ist mit einer Inschrift in weißem Marmor versehen, die besagen soll: „Jehangir, der Eroberer der Welt". Die eine halbe Stunde im Nordosten von Lahore entfernten Shalimar-Gärten (d. h. Gärten der Freude), von Schah Jehan angelegt, lohnen sich eines Besuches. Drei übereinander liegende Terrassen mit Bassins und Hunderten von Fontänen sind von hübschen Bäumen und Gartenanlagen umgeben, in denen die Europäer Lahores in den Abendstunden Erfrischung nach heißem Tage suchen.

In der Nativetown befindet sich eine Moschee mit drei vergoldeten Kuppeln, ein stattliches Gebäude, dessen Inneres mir anzusehen ich leider versäumt habe, dafür

habe ich aber das Museum eingehend besichtigt und den ethnologischen Sammlungen lebhaftes Interesse gewidmet. In der naturhistorischen Abteilung befinden sich nicht nur ausgestopfte Tiere und diverse Vogelbälge Indiens, sondern auch solche aus England und Schottland. Bei der Ordnung derselben scheint man nicht allzu genau verfahren zu sein, wenigstens fand ich in einem Glaskasten mit Vögeln aus Schottland einen weißen Kakadu mit gelber Haube. Ich bin zwar nichts weniger als erfahren in der Ornithologie, und habe es eigentlich in diesem Fache nur dahin gebracht, einen farcierten Truthahn von einer getrüffelten Poularde, eine gefüllte Gans von einem Fasanen mit Sauerkraut unterscheiden zu können, aber so viel glaube ich denn doch behaupten zu dürfen, daß der Kakadu nicht zu der Vogelwelt Schottlands gehört.

Es erübrigt mir nur noch zu sagen, daß Lahore eine Pferdebahn besitzt und den Ruf einer der ungesundesten Städte Nord-Indiens genießt. Beim Besuche des starkbevölkerten Europäerfriedhofes erkennt man, daß dieser Ruf begründet ist. Nur die für Erkrankte leicht zu erreichende Bergstation Murree ermöglicht den Europäern einen mehrjährigen Aufenthalt in dieser fieberdurchseuchten Hauptstadt der Punjab-Provinz, in der auf einen heißen Sommer ein ebenso kalter Winter folgt.

Abends verließ ich Lahore, und am Mittag darauf hatte mein Eisenbahnfahren in Rawalpindi sein Ende erreicht, denn von nun an sollte ich mich für lange Zeit auf meine eigenen Beine oder diejenigen eines Pferdes beziehungsweise Maultiers verlassen. Rawalpindi ist eine kleine Stadt von 20000 Einwohnern, die ihre Bedeutung ausschließlich dem Umstande verdankt, daß sie als eine der Haupt-Truppenstationen Nordindiens dient. Außer

2 Batterien Artillerie stehen hier 3 Regimenter Infanterie (1 europäisches und 2 Native) und 1 Native-Kavallerieregiment. Die Gesamtstärke der Garnison beläuft sich auf 8000 Mann, deren größter Teil in den Sommermonaten Lager in den Bergen bezieht; denn Rawalpindi ist in dieser Zeit ebenso heiß wie ungesund. Das Europäerviertel ist ähnlich angelegt wie in Agra und Lahore. Die Straßen sind gut gehalten und werden täglich besprengt, die Umgebung der Stadt und ihre freundlichen Anlagen bieten Gelegenheit zu hübschen Spazierfahrten und Ritten. Ich würde wahrscheinlich weniger gern an die in Rawalpindi verlebten Tage zurückdenken, hätte ich nicht in der Messe der Royal Artillerie liebenswürdige Aufnahme gefunden. Gar fröhliche Stunden habe ich hier im Kreise der englischen Offiziere verlebt und manche wichtige Information, meine Weiterreise nach Kaschmir usw. betreffend, erhalten.

Das von den Engländern neu angelegte Fort scheint mir in der Hauptsache als ein Depot für Kriegsmaterial dienen zu sollen. Einem feindlichen Angriffe würde es, weil rings von Hügeln beherrscht, wohl kaum standhalten können. Der einzige Feind, der hier zu erwarten wäre, sind die Russen, und wenn die erst bis Rawalpindi gelangt sind, dann kann England überhaupt Indien „Gute Nacht!“ sagen.

Die Inder sind ein durch und durch konservatives Volk, das erkennt man auf Schritt und Tritt. Ihre Acker- und Hausgeräte, ihre Kleidungsstücke, — alles ist genau so, wie es nach alten Reliefs und bildlichen Darstellungen vor Tausenden von Jahren gewesen ist. Die „Ekka“, ein leichtes, zweirädriges, buntbemaltes Gefährt, finden wir auf den ältesten bildlichen Überliefe-

rungen in derselben Form, wie wir ihr heute täglich auf indischen Landstraßen begegnen, nur die hölzerne Achse hat vielfach der eisernen Platz machen müssen. Zwei solcher „Ekkas" mietete ich von der Imperial Carrying Co. zum Preise von zusammen 12 Mark, um Diener und Gepäck nach meiner ersten Station, dem 7500 Fuß hoch in den Himalayabergen gelegenen Kurort Murree, zu schaffen. Nachdem sie Rawalpindi mittags verlassen hatten, folgte ich selber spät abends mit der Post.

Der Postwagen ist eine sogenannte Tonga, ein niedriger, zweirädriger, verdeckter Wagen mit dos-à-dos-Sitzen, die Raum für drei Fahrgäste und den Postillion gewähren. In der Ebene ist die Tonga mit zwei und in den Bergen mit drei Pferden bespannt. Da ich der einzige Passagier war, konnte ich es mir verhältnismäßig bequem machen, und der Postillion war in der Lage, sich einen Gehilfen mitnehmen zu können. Welche Aufgabe dieser letztere zu erfüllen hatte und wie notwendig seine Anwesenheit war, sollte ich bald genug erfahren. Kaum hatte ich Platz genommen, so ging eine Fahrerei los, wie ich sie bisher während meiner 35jährigen Existenz noch nicht erlebt habe. Nicht Galopp, nein, ventre à terre ging es erst durch die Straßen der Nativetown, dann weiter auf der tadellosen Chaussee nach Murree, wobei der Postillion unausgesetzt eine entsetzliche Musik auf seinem Horn vollführte. „Was soll das werden!" dachte ich, „solch eine Raserei kann ja kein Pferd auch nur eine Stunde lang aushalten!" Wir hielten denn auch bereits nach einer halben Stunde; unsere schaumbedeckten Rosse wurden entlassen und ein anderes Paar trotz heftigen Sträubens — die armen Tiere wußten, was ihnen bevorstand — eingespannt. Als sie trotz moralischen Zu-

spruchs und Peitschenhieben sich absolut nicht vom Fleck rührten, schoben ihnen etwa acht Mann den Wagen derartig auf die Hacken, daß sie sich des Wortes: „contre la force il n'y a pas de résistance“ erinnern und sich notgedrungen in Bewegung setzen mußten. In der tollsten Jagerei ging es weiter, bis die geplagten Bestien aufs äußerste erschöpft, dem Zusammenbruch nahe, den Dienst versagten. Im selben Moment stand auch schon der Gehilfe des Postillions vor den Pferden, befestigte ihnen ein Seil an der Oberlippe und zog so lange an demselben, bis der Schmerz die alten Mähren wieder weitertrieb. Diese Szene wiederholte sich verschiedentlich, alle halbe Stunde wurden die Pferde gewechselt, eine andere Gangart als Karriere schien man nicht zu kennen, und auf jeder Station langten die Pferde halbtot an. Hier harrte ihrer nicht etwa ein behaglicher Stall, eine weiche Streu, nein, auf hartem Boden hatten sie sich auszuruhen von ihren Strapazen, vom Boden ihr Futter zu fressen ohne Raufe, ohne Krippe. Eine tollere Tierschinderei als auf dem Wege von Rawalpindi nach Murree findet man, glaube ich, nirgends in der Welt. Auf der dritten Station erhielten wir drei Pferde, denn nun ging es in die Berge. Immer pleine chasse hinauf und hinunter. Lange Züge von beladenen Kamelen zogen vorüber gleich Nebelbildern, Herden bepackter Pferde, Maultiere, Esel und Rinder — denn auch das Rind wird hier als Lasttier benutzt, ja in den Bergen sogar das Schaf — hatten unserem dahinsausenden Gefährt beständig Platz zu machen. Sie beförderten meist Erzeugnisse Kaschmirs zur Bahnstation Rawalpindi, Häute, Fett, Gerste, Medizinalpflanzen und Räucherhölzer.

Die Nacht war anfangs so warm, daß ich mich bald

meines dünnen Jacketts entledigte. Kaum kamen wir indessen in die Berge, als mir ganz herbstlich zumute wurde. Ich zog zwei Röcke übereinander und holte sogar meine Jägerdecke hervor. Herrlicher Vollmond ermöglichte mir auch während dieser Nachtfahrt den Genuß der prächtigen Natur, erhellte Täler wie Berge mit seinem milden Glanze und verwandelte die sich hier und da durch die Felsspalten drängenden Wasser in Silberbäche von feenhafter Pracht. Schön war die Fahrt, trotz der Jagerei, und ich war nur der Pferde wegen froh, als wir um 3 Uhr in der Frühe mit Murree unser Ziel erreicht hatten. Wenn ich eine Stunde für achtmaligen Pferdewechsel rechne, so hatten wir eine Strecke von 9½ deutschen Meilen und eine Steigung von etwa 6500 Fuß innerhalb 4 Stunden zurückgelegt. Meine beiden Gepäckwagen hatten über 15 Stunden gebraucht und waren erst kurz vor mir angelangt. In Powells Gasthof wurde mir ein zwar mäßig ausgestattetes, aber herrlich gelegenes Zimmer angewiesen, und bevor ich mein Lager aufsuchte, saß ich noch lange auf der Veranda und sah tief, tief unter mir im Tale die Morgennebel durcheinanderwogen, milchweiß im Lichte des Vollmondes.



Indische Münze mohammedanischer Herrscher.
Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Nach Kaschmir.

Ich hatte wohl daran getan, mir noch im Mondeslicht den Genuß eines Blickes in das Murreetal zu verschaffen, denn als ich spät am Morgen erwachte, lagen Berg und Tal in undurchdringlichem Nebel, der leider während meines zweitägigen Aufenthalts auch nicht dem bescheidensten Sonnenstrahl gestattete, zur Erde zu gelangen. Solche Tage sind überall wenig erfreulich, am wenigsten aber in sogenannten Luftkurorten, wo alles auf den Aufenthalt im Freien eingerichtet ist. Jedermann, meist englische Offiziere auf Urlaub, denen sonst der Humor so leicht nicht abhanden kommt, hockte trübselig, in längst verjährten Zeitungen blätternd, fröstelnd in allen Ecken des Gasthofs herum. Selbst der genossene Whisky mit Soda und die Ventilierung der Frage eines bevorstehenden Einmarsches in Afghanistan waren nicht imstande, die allgemein herrschende mißmutige Stimmung zu beseitigen.

Ich besorgte meine letzten notwendigen Ausrüstungsgegenstände, löste Briefschulden ein und schlug mich so ehrlich durch die Langeweile zweier Nebeltage durch. Am

Morgen des dritten Tages, 6 Uhr, sollten zwei Ekkas, mit je einem Pferd bespannt, zum Transport meines Gepäckes bereit stehen, ich selber wollte den Marsch nach der nächsten Raststation Kohala zu Fuß zurücklegen.

Wie das im Orient aber überall zu gehen pflegt, so auch hier; ich stand um 6 Uhr bereit, die versprochenen Ekkas erhielt ich dagegen erst nach langem Bemühen drei Stunden später. Mein Gepäck bestand aus drei Lasten für Zelt, Bett, Tisch und Stuhl, einer Last Bettzeug, drei stählernen Koffern, zwei Lasten Kochgeschirr, Dienerzelt usw. und einem Korbe mit Proviant, zusammen zehn Trägerlasten von je 50 bis 70 Pfund Gewicht. Für eine Ekka bezahlt man von einer Station zur andern — dieselben liegen 20 bis 30 Kilometer auseinander — 2 Mark, für einen Träger pro Marsch 40 bis 50 Pfg.

Durch prächtigen Wald mit altem Nadelholzbestand, in dem die Weimutskiefer mit ihrem hellen Blaugrün angenehm gegen das dunkle Grün der Tannen kontrastierte, führte unser Weg. Auf breiter Fahrstraße geht es schnell bergab, die Waldbäume werden niedriger, hier und da verschiedenem Laubholz Platz machend, blühender wilder Oleander bedeckt ganze Flächen des stark abfallenden Geländes, und bald erblicken wir unter uns die rauschenden Wasser des in Kaschmir entspringenden, später mit dem Chenab vereint in den Indus sich ergießenden Jhelam, dessen wildes Brausen jetzt während sieben Marschtagen an unser Ohr tönen soll und auf dessen Fluten wir später nach dreitägiger Fahrt in die Hauptstadt Kaschmirs, das unvergleichliche Sirinagar, gelangen werden. Um 4 Uhr erreichten wir Kohala nach einem Abstieg von 5500 Fuß. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und es war hier in einer Höhe von nur 2000 Fuß inmitten der Berge sogar emp-

findlich warm. Im Dak Bungalow, der auf einer Anhöhe am Flusse gelegen ist, fand ich schöne, luftige Räume und gutes Bier aus der Brauerei in Murree. Gerste wird massenhaft im Lande gebaut, und Hopfen gedeiht in der Nähe von Sopor, einer kleinen Stadt in Kaschmir, am rechten Ufer des Jhelam. Der Gedanke, in dem hoch und kühl gelegenen Murree eine Brauerei anzulegen und bayerische Braumeister zu engagieren, war daher ein recht glücklicher, zumal hier jedermann den Preis von 1 Mk. die Flasche für normal hält.

Daß ich nach dem siebenstündigen Marsch und dem Genuß zweier Flaschen Murree-Stout nicht an Schlaflosigkeit zu leiden hatte, wird man verstehen. Am folgenden Morgen holte ich, anstatt frühzeitig aufzubrechen, Tinte und Feder hervor und schrieb einige Briefe, denn nur eine Hängebrücke trennte mich von Kaschmir, und mit Kohala sollte ich die letzte englische Postagentur verlassen. Was ich hier im Postbureau des British Government erlebte, war nicht gerade dazu angetan, mir Achtung einzuflößen. O du heiliger Stephan! Die Haare würden dir zu Berge steigen, sähest du die Wirtschaft der Postagentur in Kohala. Ich brachte meinen Brief zum „Einschreiben" persönlich ins Office, in dem 3 Inder mit gewaltigen Turbanen auf dem Kopfe zwischen Büchern und Papieren vergraben saßen. Bei meinem Eintritt erhoben sie sich, um meinen Brief in Empfang zu nehmen. Es gelang aber selbst mit vereinten Kräften diesem edlen Dreiblatt nicht, die Höhe des Portos nach Deutschland festzustellen, und so übergab man mir ein Heft mit dem Ersuchen, selber nachzusehen, wieviel ich für die Beförderung meines Schreibens zu entrichten habe. Nachdem ich dieses ermittelt, hatte ich noch das Gewicht festzu-

stellen und das „Einschreiben“ zu besorgen. Bei einer solchen Wirtschaft fand ich es ratsam, auch das Abstempeln der Marken in die Hand zu nehmen; denn es ist keineswegs selten, daß sich in indischen Postbureaus Liebhaber für solche finden, so lange sie von der Druckerschwärze noch nicht entweiht sind.

Mein Aufbruch hatte sich durch diese verschiedenen Scherereien bis 12 Uhr verzögert. Nachdem ich den Jhelam auf der hübsch konstruierten, etwa 200 Fuß langen Hängebrücke überschritten und sein linkes Ufer betreten hatte, befand ich mich in Kaschmir, dem Lande meiner Sehnsucht seit langen Jahren, in das es mich unwiderstehlich zog, als sollte ich hier das finden, was man meist vergebens sucht auf unserer Erde, eine Reihe ungetrübter, glücklicher Tage. Die Straße, welche mich in das Herz dieses mit Recht gelobten Landes führen sollte, ist von dem in Diensten des Maharadja stehenden englischen Ingenieur Alexander Atkinson angelegt, zu drei Vierteln bereits vollendet und dürfte im nächsten Jahre bis nach Baramulla führen, von wo der Reisende per Boot nach Sirinagar gelangt. Der Ingenieur hat zweifellos bei Anlegung dieses an die alte Gotthardstraße erinnernden Weges bedeutende technische Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, mir scheint aber, als habe man es beim Bau stellenweise an der nötigen Vorsicht und Gründlichkeit fehlen lassen und die Straße zu früh dem Verkehr übergeben. Kaum hatte ich den Fuß auf Kaschmirterritorium gesetzt, als der Himmel seine Schleusen öffnete, als gälte es, einen Hamburger Brand zu löschen. Daß ich in kürzester Zeit bis auf die Haut durchnäßt war, genierte mich wenig, peinlich hingegen war mir das beständige Herabstürzen losgewaschenen Erdreiches

und mit Donnergetöse bergab rollender Felsblöcke. Es war, das läßt sich nicht leugnen, ein wunderbar schönes Schauspiel, dazu die von allen Seiten herniederbrausenden, rot, braun und gelb gefärbten Wasserfälle, die entwurzelte Bäume mit sich herabrissen, unten in der Schlucht der wildschäumende Jhelam und die unausgesetzt sich folgenden, hellaufleuchtenden Blitze. Alles das war von großartiger Wirkung, der ich mich auch keineswegs entzog und hätte entziehen können, wenn ich gewollt hätte. Und ich hätte gewollt, das gestehe ich ohne weiteres ein, namentlich nachdem 20 Schritte hinter mir ein Felsblock mitten in eine weizenbeladene Eselherde hineingekollert war und zwei ahnungslose Grautiere in einem Ruck vom Leben zum Tode befördert hatte, während ein Bergrutsch vor mir gleichzeitig einen Teil der Straße mit in die Tiefe riß, so daß meine Ekkas zurückzubleiben gezwungen waren. Allein marschierte ich weiter durch Schmutz und Steingeröll, oft bis an die Knie in heruntergerutschten lehmigen, aufgeweichten Erdmassen watend, jeden Augenblick gewärtig, verschüttet oder zermalmt zu werden. Doch der Himmel hatte ein Einsehen, und unversehrt fand ich mich um 4 Uhr in dem reizenden, vom Maharadja im Schweizerstil erbauten Bungalow in Dulai. Der Maharadja sorgt dafür, daß die Besucher seines Landes Wein aller Art sowie Konserven, Tabak usw. in den meisten Bungalows an der Straße von Murree nach Baramulla vorfinden. Behaglich fühlte ich mich freilich erst, als am Abend die von mir abgesandten Kulis mit meinem Gepäck angelangt und meine nassen Kleidungsstücke gegen trockene vertauscht waren.

Am folgenden Tage wiederholte sich die Szene mit den Ekkas; denn nachdem wir beim schönsten Wetter zwei

Stunden marschiert waren, hörte plötzlich die Straße auf, ein Erdrutsch hatte ihr gestern ein Ende gemacht. Mit vieler Mühe watete ich durch die noch immer sich bewegende Erdmasse und erreichte dann wieder die Straße, auf der ich in anderthalb Stunden nach dem Orte Domel gelangte. Um 3 Uhr kam mein Diener, dem es gelungen war, Träger aufzutreiben, mit dem Gepäck nach, und ich ließ es mir wohl sein in dem Schweizerhäuschen, von dem ein Steg in den Fluß hineingebaut ist. Domel ist das Hauptquartier des Straßeningenieurs, der hier auch eine große Werkstatt mit Dampfbetrieb und Holzschneiderei eingerichtet hat. Abends probierte ich, auf dem soeben erwähnten Stege sitzend, eine Flasche roten Kaschmirweins, der lebhaft an schweren sizilianischen Landwein erinnert. Mir gegenüber, auf einer Landzunge, die durch die Vereinigung des Jhelam mit dem Kischengunga gebildet wird, wurde der Leichnam eines Hindu verbrannt, unter mir brauste der Jhelam, der, hochangeschwollen, Bäume und Balken mit sich führte. Doch was für ein merkwürdiges Ungeheuer kommt da plötzlich vorbeigeschwommen? Weiß Gott, es ist ein Menschenkopf, der mir freundlich zunickt und zwischen vier mit Luft gefüllten Ziegenhäuten ruht. Ich nehme an, daß er zu einem unter Wasser befindlichen Körper gehörte, denn zu sehen war in dem schlammigen Wasser weiter nichts dergleichen. Von dem Aufseher im Dak Bungalow erfuhr ich hernach, es sei ein Mann von einem Dorfe oberhalb Domels, der wahrscheinlich in irgend einem stromab gelegenen Orte einen Besuch machen wolle. Ich bin später noch verschiedentlich schwimmenden Reisenden dieser Art begegnet, auch solchen, die sich mir für ein Entgelt von 5 Pfg. als Schwimmkünstler produzierten und mit ihren

aufgeblasenen Ziegenschläuchen die gefährlichsten Stromschnellen passierten. Zwei englische Ehepaare, die mit Extrapost reisten, aber wegen der vielen Straßensperrungen nicht viel besser daran waren als ich, kamen abends an. Heftiges Fieber nötigte mich jedoch, anstatt an einem gemeinsam verabredeten Mahle teilzunehmen, mein Lager aufzusuchen und Chinin zu schlucken.

Am Morgen war ich wieder wohlauf, und ohne Störung, auf mittlerweile gesäuberter Straße, legte ich die 33 Kilometer bis Garhi, einem kleinen Orte mit hübschem, am Fluß gelegenem Bungalow, in 3½ Stunden zurück. Die Berge treten hier am linken Ufer des Jhelam etwas weiter zurück und machen allerlei Feldkulturen Platz. Die rechtsseitig gelegenen Höhen, auf deren Abhängen die Bewohner Hatians ein sonndurchglühtes Leben fristen, sind jetzt nach verschiedenen Regentagen von oben bis unten mit frischgrünem Gras bedeckt, ein äußerst lieblicher Anblick. Von hier ging es in zwei Tagemärschen nach Chukoti, die Straße war wieder verschiedentlich unfahrbar, zuweilen sogar für Fußgänger beschwerlich. Esel und Maultiere begegneten uns in ununterbrochener Folge zu vielen Hunderten, beladen mit Getreide oder geschmolzener Butter, „ghi“ genannt, einem Meiereiprodukt, mit dem man mich von jedem Tische verjagen kann und dessen ranzigen Geruch ich schon spürte, bevor die heranziehende Karawane sichtbar wurde. Es ist wirklich ein Jammer, daß die vortreffliche Alpenbutter hier auf diese Weise verhunzt wird. Die Landstraße von Chukoti nach Garhi war für Fuhrwerk aller Art seit bereits drei Tagen unpassierbar, und so hatten sich Hunderte von Gefährten hier angesammelt. Sie konnten, da auch die Straße nach Baramulla durch Ab-

stürze gesperrt war, weder vor- noch rückwärts und saßen nun da in drangvoll fürchterlicher Enge. Ich zog es vor, von Chukoti nach Uri auf dem alten Saumpfade zu marschieren und mein Gepäck auf Maultieren folgen zu lassen. Der Marsch ist entschieden der anstrengendste oder vielmehr der einzig anstrengende der ganzen Reise zur Hauptstadt, dafür aber auch der lohnendste. Bergauf, bergab führt der schmale Pfad, vielfach an steilen Abhängen entlang, die, wie an umherliegenden Skeletten und frischen Kadavern von Pferden und Maultieren ersichtlich, zahlreiche Opfer fordern. Hieran trägt allerdings der menschliche Unverstand die Hauptschuld. Die Tiere werden oft mit Lasten von solcher Größe bepackt, daß sie entweder diese oder ihr Leben verlieren müssen. Einige Ekkakutscher, denen die große Straße versperrt war, hatten versucht, mit ihren Fuhrwerken auf dem Saumpfade nach Chukoti zu gelangen. Erst als der erste Fuhrmann seinen Wahnwitz mit dem Leben hatte büßen müssen, hatten die übrigen es für ratsamer gehalten, von ihrem törichten Beginnen abzustehen. Meine drei Maultiere bewährten sich vorzüglich und hatten mein Gepäck schon abgeliefert, als ich, da ich mindestens zwei Stunden mit der Zubereitung eines Frühstücks unterwegs vertrödelt hatte, gegen 4 Uhr in dem recht mäßigen Bungalow von Uri anlangte.

Uri ist ein kleines Dorf mit prächtiger Aussicht auf die rundum in die Wolken ragenden Felsmassen. Der Jhelam rauscht hier in verhältnismäßig engem Bette wie ein Wildbach dahin, bald über Blöcke stürzend, bald in Kaskaden herabfallend. Ein altes Fort, dem Untergange geweiht, ist keines Besuches wert und von dem Erdbeben 1885 nahezu zerstört. Es begann gerade zu regnen, als mein Diener das Abendessen auftrug. Bei schlechtem

Wetter allein zu essen, ist mir stets unerquicklich gewesen, und so begrüßte ich einen anlangenden englischen Offizier, der ohne weiteres fragte, ob er an meinem Mahle teilnehmen könnte, mit Freuden. Derselbe kam aus Sirinagar, gab mir manche interessante Auskünfte und entpuppte sich als einer der liebenswürdigsten Gesellschafter, denen ich je begegnet bin. Da in England und darum auch in Indien der lästige Zwang des gegenseitigen Vorstellens nicht herrscht wie bei uns in Deutschland, wo man jedem Menschen, dem man zufällig einmal auf die Hühneraugen tritt, seinen Namen zu nennen verpflichtet ist, so weiß ich aus der Unterhaltung nur, daß ich es mit dem Hauptmann eines Eingeborenen-Regimentes zu tun hatte.

Auf wohlgehaltener Straße führte mich mein Weg weiter nach Rampore, anfangs im Schatten grünender Wälder, hoch über dem Jhelam, dann bergab, vorüber an rauschenden Stromschnellen, über Gießbäche, in wunderbar schöner, wilder Gebirgslandschaft, die so mächtig auf mich wirkte, daß ich den Ruinen eines uralten Tempels kaum die wünschenswerte Aufmerksamkeit zu widmen imstande war. Der Jhelam hat ein Gefälle von 1:25 und braust an uns vorüber, während wir in schattigem Walde von Kiefern, Tannen und Zedern gen Rampore pilgern. Im Bungalow ward ein Frühstück eingenommen und weiter ging's in das „Tal der Glücklichen", zuerst durch niederen Busch, dann auf der neuen Straße weiter zum Tempel des „Panchiah", in dem einige elende Fakirs (Bettelmönche) ihr Wesen treiben. Der Tempel ist umgeben von herrlichen Kolonnaden mit Architraven und Bogen in Kleeblattform. Nach etwa 3 Stunden Marsches durch ein liebliches Tal mit Reisfeldern und fruchtbehangenen Apfelbäumen überschreiten wir den

Baramullapaß, und vor den erstaunten Augen breitet sich das herrliche weite Tal von Kaschmir aus, der Jhelam, der Wularsee und ringsum die schneebedeckten Bergriesen des Himalaya. Wer findet Worte für so viel Schönheit? Nach steilem Abstieg ins Tal erreichte ich Baramulla, eine Stadt von ca. 3000 Einwohnern, die durch ein Erdbeben im Jahre 1885 fast gänzlich zerstört, aber dann schnell wieder aufgebaut wurde. Eine Holzbrücke verbindet die an beiden Seiten des Flusses gelegene Stadt, in der Proviant zu billigen Preisen zu beschaffen ist, selbst Sodawasser, dry Champagne, Worcestersauce und sonstige dem englischen Gaumen zusagende Genußmittel. Die Zivilisation ist geradezu erschreckend, aber Gott sei Dank, nur in einem einzigen Laden, alles übrige ist echt kaschmirig und wohltuend billig. Da der Dak Bungalow, nachdem ihn das Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt, nicht neuerbaut worden ist, mietete ich unverweilt eines der Boote, die den Verkehr zwischen Baramulla und Sirinagar vermitteln, für einen halben Monat und richtete mich in demselben häuslich ein. Gern hätte ich meine Reise nach der Hauptstadt am nächsten Tage fortgesetzt, allein der britische Resident, an den ich Empfehlungsschreiben vom Foreign Office in Kalkutta zu überbringen hatte, hielt Hof in Gulmarg, einem fashionablen Luftkurort, etwa 8600 Fuß über dem Meeresspiegel, d. h. 3500 Fuß höher als Baramulla, und so fühlte ich mich verpflichtet, am folgenden Morgen den Marsch dorthin trotz strömenden Regens anzutreten. Kühn war das Mühen, herrlich der Lohn!

Kaschmir.

Wer jemals einen heftigen Regen im Hochgebirge erlebt hat, weiß, was ein solcher zu bedeuten hat. In kürzester Zeit schwellen die bescheidensten Rinnsale zu schäumenden Bächen an, Stege und Brücken werden fortgerissen, und in den steilen Fußpfaden stürzen die Wasser gießbachähnlich talwärts, ein Vorwärtskommen des Reisenden außerordentlich erschwerend, wenn nicht unmöglich machend. Ich hatte ein Pferd für mich und ein Maultier für einiges Gepäck gemietet, das war mein Glück; denn Kulis wären kaum imstande gewesen, die verschiedenen Wegeschwierigkeiten zu überwinden. Mein Pferdchen trug mich sicher durch die reißendsten Bäche und kletterte die schroffsten Abhänge mit bewundernswerter Geschicklichkeit hinan. Anfangs durch Kulturland und Gärten mit fruchtbehangenen Bäumen, führte der Weg später durch Tannen- und Kiefernwald. Wo immer wir Halt machten, begrüßten uns die Bewohner des Landes in liebenswürdigster Weise und brachten Milch, Äpfel, Pflaumen und Pfirsiche als Geschenk. Die Äpfel waren wenig schmackhaft, aber der Duft derselben, ebenso wie

die würzige Luft der Waldungen berührten mich fast heimatlich, und ich fühlte mich glücklich in dieser Luft und Umgebung nach langer, auf die Dauer ermüdender Palmenwedelei in Ostafrika. Anstatt der ärmlichen Lehmhütten, die wir bisher auf unserem Marsche antrafen, finden wir jetzt behaglich und wohnlich erscheinende Blockhäuser, teils mit Erd-, teils mit Stroh- und Schindelbedachung. Nirgends fehlt eine Veranda, in der die Bewohner fast den ganzen Tag zubringen, soweit sie nicht in Feld und Garten beschäftigt sind.

Sauberkeit ist eine Eigenschaft, die bei Bergbewohnern wenig gefunden wird, am allerwenigsten aber in Kaschmir, wo Kinder und Schweine, erstere ebenso nackt wie letztere, in guter Kameradschaft sich gemeinsam in den Schmutzpfuhlen der Gehöfte sielen. Der Kaschmiri ist der schmutzigste Mensch, den ich kennen gelernt habe, er wechselt seinen Anzug nur, wenn die Notwendigkeit an ihn herantritt, denselben durch einen neuen zu ersetzen, und wird der Wohltat eines Bades nur teilhaftig, wenn er zufällig einmal ins Wasser fällt. Daß unter diesen Umständen der Dunstkreis, der ihn umgibt, weniger an die vielbesungenen Düfte des Orients, als an diejenigen des Schweinestalles erinnert, ist selbstverständlich. O, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird, erkenn' ich nun. Warum muß in der entzückendsten Umgebung, in einem Lande, welches nicht seinesgleichen hat auf der weiten Erde, der Bewohner, der noch dazu von der Natur mit allen physischen Vorzügen ausgestattet ist, ein solcher Schmutzfink sein, daß seine unmittelbare Nähe genügt, jeden Genuß des uns umgebenden Schönen illusorisch zu machen! Andere fatale Eigenschaften der Kaschmiri werde ich später beleuchten.

Mein Aufstieg nach Gulmarg war, da der Regen auch nicht einen Augenblick aufhörte, nichts weniger als ein Vergnügen, zumal ich schließlich einer weggerissenen Brücke wegen an einem hochangeschwollenen Bach, den zu durchschwimmen ich meinem Pferde nicht zumuten konnte, dieses zurücklassen und mich selber durch die Fluten hindurcharbeiten mußte.

Endlich nach siebenstündigem Marsche war ich am Ziele, in Gulmarg, zu deutsch „Blumenalm". Zähneklappernd watete ich an den halb unter Wasser stehenden Zelten und Strohhütten der Kurgäste vorüber nach einem kürzlich erbauten Hotel, einer Holzbaracke, die auf alles andere eher als auf Regen und Kälte eingerichtet ist. Der Wirt, Herr Nedow, ein seit 32 Jahren in Indien lebender Österreicher, brachte mich sofort in eine seiner Gaststuben, in der ein Kamin vorhanden war, versah mich, — denn auch mein Maultier mit dem Gepäck hatte ich zurücklassen müssen, — mit trockenen Kleidungsstücken, und binnen kurzem saß ich bei einer Flasche Malaga am prasselnden Feuer unter aufgespanntem Regenschirm, da das Dach einem Siebe glich. Gute Speisen und ein feuriger Trank ließen mich bald die Unbehaglichkeit meiner Lage vergessen. Als meine Koffer und Decken endlich anlangten, kroch ich mit meinem Regenschirm ins Bett und verließ dasselbe erst abends, um Toilette zur Table d'hôte zu machen. Im Speisesaal herrschte bittere Kälte. Herren und Damen erschienen in den wunderbarsten Pelzmontierungen, und bald klapperten etwa ein Dutzend menschlicher Gebisse mit den Tellern und Schüsseln um die Wette. Auf welche Weise sich die nach Hunderten zählenden, in Zelten lebenden Gäste dieses Kurorts für den Rest des Abends die Zeit vertrieben haben, weiß

ich nicht, in einer beneidenswerten Lage befanden sie sich jedenfalls nicht.

Am folgenden Morgen herrschte zwar grimmige Kälte, aber der Regen hatte einem dichten Nebel Platz gemacht, die Wasser verliefen sich allmählich und ermöglichten mir, mit Hilfe meines inzwischen angelangten Ponys den Zweck meines Ausfluges zu erfüllen und dem britischen Residenten von Kaschmir in seinem hübschen, hochgelegenen Holzhause, von dem man, wie der Besitzer mir versicherte, bei gutem Wetter eine herrliche Aussicht ins Tal und auf die ringsum liegenden Berge genießen soll, meinen Besuch zu machen.

Wie von allen höheren englischen Beamten, mit denen ich in Indien in Berührung gekommen bin, wurde ich auch hier von dem Obersten Parry-Nesbitt in jener herzlichen Weise empfangen, die dem Briten Fremden gegenüber eigen ist und die mich immer ungemein wohltuend berührt hat. Was mir hier mitgeteilt wurde, war außerdem ganz dazu angetan, mich froh zu stimmen. Seine Hoheit der Maharadja von Kaschmir hatte, durch den Residenten von meiner bevorstehenden Ankunft in seiner Hauptstadt unterrichtet, mir nicht nur eine seiner Villen zur Verfügung gestellt, sondern auch einen des Englischen mächtigen Staatsbeamten kommandiert, mich, falls ich es wünsche, auf allen meinen Reisen im Kaschmirstaate zu begleiten und den Cicerone zu machen. So viel Entgegenkommen hatte ich auch nicht annähernd erwartet und war nahe daran, mich für einen inkognito reisenden Prinzen zu halten.

Aus der Unterhaltung mit dem Residenten erfuhr ich über Kaschmir und seine Herrscherfamilie manches Interessante. Der eigentliche Titel des Landesherrn ist „Ma-

haradja von Jummu und Kaschmir", denn, während seine Familie seit Jahrhunderten über Jummu geherrscht hat, ist Kaschmir erst nach den Kämpfen der Engländer gegen die Sikhs von dem Maharadja des Lahorestaates, Dhulip Singh, als ein Teil der Kriegsentschädigung der britischen Regierung und von dieser wieder wenige Tage später laut Vertrag vom 16. März 1846 dem Maharadja von Jummu, Golab Singh, für den den Engländern mit seinen Truppen geleisteten Beistand, gegen eine einmalige Zahlung von — irre ich nicht — zwölf Millionen Mark abgetreten worden. Dafür verpflichtete sich der Maharadja für sich und seine Erben, mit der gesamten militärischen Macht seiner Staaten, zusammen etwa 15000 Mann, den britischen Truppen Heeresfolge zu leisten und als ein Zeichen der Anerkennung der Suprematie Englands der Königin-Kaiserin jährlich zwölf ausgesuchte Schalwollziegen, sechs Kaschmirschals und ein Pferd als Tribut zu zahlen. Oberst Nesbitt versicherte mir, daß, hätte man englischerseits eine Ahnung gehabt von dem Wert des abgetretenen Reiches, man auch nicht im entferntesten an den Abschluß des Vertrages mit Golab Singh gedacht haben würde. „Das einzige Land in Indien, wo unsere Kolonisten leben könnten wie zu Hause, ein Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, mit einem dem englischen gleichen Klima, haben wir für eine Bagatelle hergegeben aus Unkenntnis der Verhältnisse". Das waren etwa die Worte meines wohlunterrichteten Erzählers.

Golab Singh, der Mehrer des Reiches, starb 1857; ihm folgte Rambir Singh, ein Herrscher von vorzüglichen Eigenschaften, der bis zu seinem Tode i. J. 1885 die Zügel der Regierung führte. Sein Sohn Pertab Singh,



Landschaft am Jhelam. Kaschmir.

der jetzige Maharadja, hat sich nicht zur Zufriedenheit der englischen Regierung aufgeführt und war infolgedessen wenige Monate zuvor auf vorläufig fünf Jahre unter Kuratel gestellt worden.

Ein Fünferrat, zusammengesetzt aus zwei Brüdern des Maharadja und drei anderen Männern von Verdienst, hat jetzt über das Wohl und Wehe des Landes zu beschließen oder vielmehr zu beraten: denn jeder Beschluß erlangt erst Geltung nach erfolgter Sanktionierung von seiten des britischen Residenten.

Bis heute ist es Europäern infolge eines Verbotes des Maharadja nicht gestattet, sich in Kaschmir niederzulassen. Wird dieses Verbot aufgehoben, so werden Tausende in ihrer Heimat unzufriedene Menschen in dieses irdische Paradies eilen, um sich nie wieder in ihr verlassenes Vaterland zurückzusehnen.

À propos „Paradies“! Man behauptet allen Ernstes, daß das Trauerspiel „Adam und Eva“ sich auf hiesiger Bühne, d. h. in Kaschmir abgespielt habe. Auch Moses soll hier gestorben sein und die Nachkommen Seths über 1000 Jahre im Lande regiert haben. An Äpfeln fehlt es hier allerdings ebensowenig, wie an Schlangen, das spricht für die erste Behauptung; für die zweite der vielfach neben der arischen Gesichtsbildung anzutreffende mosaische Typus.

Doch lassen wir Adam, Moses und Genossen gute Männer sein und kehren zu unserem Residenten zurück, aus dessen Munde ich noch so manches, Kaschmir und seine Leute Betreffende erfahren sollte. Daß hierzulande Wein gekeltert wird, habe ich bereits erwähnt. Auf meine Frage, warum der Weinbau und die Weinproduktion nicht größere Ausdehnung annehme und war-

um man Kaschmirwein nur im Lande selbst finde, erfuhr ich, daß England einen Meistbegünstigungsvertrag mit Frankreich wegen der Einfuhr französischer Weine in Indien abgeschlossen habe und für andere, also auch Kaschmirweine, so hohe Zölle erhebe, daß sie mit den französischen nicht konkurrieren könnten.

Ich vergaß zu erwähnen, daß zu Kaschmir auch Baltistan, Ladakh und Gilgit gehören. Jede dieser Provinzen wird, gleich Kaschmir und Jummu, von je einem Gouverneur verwaltet.

Da ich fest entschlossen war, noch am selbigen Tage nach Baramulla zurückzukehren, so mußte ich die freundliche Einladung des Residenten, das Mittagessen bei ihm einzunehmen, ablehnen. Mit dem Gefühl, eine ebenso angenehme wie lehrreiche Stunde verlebt zu haben, kehrte ich in meine Holzbude zurück. Wer beschreibt aber meine Überraschung, als ich dort als ein Geschenk des Obersten Nesbitt, mit Bezugnahme auf unsere Unterhaltung über den hiesigen Weinbau, eine Sammlung der edelsten Gewächse des Landes vorfand.

Kurzerhand brach ich einer Flasche den Hals, um in 1882er Weißwein, dem besten Haute Sauterne gleichend, auf das Wohl des gütigen Spenders dieses vorzüglichen Nasses zu trinken. In gehobener Stimmung trat ich gegen Mittag den Rückmarsch an, um in fünf Stunden nach Baramulla zu gelangen, wo auf den Fluten des Jhelam, im Lichte der Abendsonne, meine Gondel vor Anker lag, von Koch und Diener mit allem versehen, was der Bequemlichkeit meines Körpers und dem Wohlergehen meines Magens nur irgendwie förderlich und dienlich sein möchte. Die Nacht verbrachte ich schlafend an Bord. Als dann die bekannte Rosenfingerige hinter den öst-

lichen Bergen erschien, mit ihrem ersten Kuß die eis- und schneestarrenden Berggipfel erröten machte, und mein Fahrzeug sich geräuschlos in Bewegung setzte, da begann für mich eine Fahrt, so wunderbar, wie ich sie nie erlebt habe und nie wieder zu erleben fürchte. Drei Tage ungetrübten Glückes, wie sie mir hier beschieden waren, sie ließen mich alles Ungemach, welches ich im Leben erfahren, alle Unbill des Schicksals vergessen, sie söhnten mich aus mit dem Dasein; sie allein waren der Mühe wert, gelebt zu haben.

Nicht der Schlag eines Ruders, nicht das Klappern einer Segelstange, nicht einmal das Geräusch gegen Bord plätschernder Wellen störte die Ruhe, denn an einem Seil befestigt wird das Boot von der gesamten Familie des Schiffers am Ufer stromaufwärts gezogen. Leise, leise gleitet das hübsche, geräumige, über und über mit Holzschnitzwerk bekleidete Fahrzeug auf den spiegelglatten Fluten des langsam und lautlos fließenden Jhelam dahin, vorüber an wogenden Feldern, an blühenden, baumüberdachten Dörfern und freundlichen Städten. Schwer behangene Obstbäume senken unter der Last ihrer Früchte die Zweige zur Erde, Herden wohlgenährten Rindviehs grasen oder käuen wieder in stiller Beschaulichkeit, während Hunderte von Fohlen, oft bis an den Hals im Wasser stehend, dem vorübergleitenden Fahrzeug mit ihren klugen Augen nachschauen. Alles dies denke man sich im Glanze der Sonne, umgeben von einem Kranze vielfach schneebedeckter Bergriesen des Himalaya, überspannt von dem tiefen Blau des Himmels, dazu auf bequemem Sessel, unter dem schützenden Dache der an beiden Seiten offenen Gondel einen Menschen, der alle Sorgen abgestreift hat, der in dem schönsten Lande der Welt in fürstlicher Weise

bewillkommnet wird, der über einen ausgezeichneten Diener, einen künstlerisch veranlagten Koch und einen Korb edelsten Weines verfügt, und man muß zugeben, daß dieser Mensch — und dieser Mensch bin ich — alle Ursache hat zu sagen: „Gestehe, daß ich glücklich bin!"

Ich könnte versucht sein, mich zu verheiraten, nur um eine Hochzeitsreise von Baramulla nach Sirinagar zu machen.

Alles erschien mir im rosigsten Lichte, die Welt hätte ich umarmen und selbst der einmal flüchtig vorüberhuschenden Frau meines Bootsmannes zurufen mögen: „Verweile doch, du bist so schön!" — wenn sie nicht tatsächlich häßlich gewesen wäre wie die Nacht.

Die Boote, deren sich der Kaschmirreisende auf dem Jhelam bedient, sind etwa 30 Fuß lange, flachbodige Fahrzeuge mit niederem Bord, überdeckt mit Schilfmatten, an den Seiten offen, aber mit Jalousien zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen versehen. Durch Matten wird das hintere Ende, in dem die Familien der Schiffer — es befinden sich meist zwei Familien an Bord — schlafen und kochen, abgegrenzt. Der für den Reisenden bestimmte Teil ist so geräumig, daß man sich mit Bett, Tischen und Stühlen und seinem Gepäck bequem einrichten kann. Im hinteren Raume können Diener und Koch sich etablieren. Trotzdem empfiehlt es sich, ein zweites Boot zu mieten, in dem die Schifferfamilien in den Ruhepausen sowie über Nacht untergebracht werden und ebenso das Kochen besorgt wird; denn Rauch, Küchengeruch, das widerwärtige Glucksern einer Wasserpfeife oder gar Kindergeschrei können den Reisenden um den ganzen Genuß der Fahrt bringen. Hat er dagegen zwei Boote, so bleibt er von alledem unbehelligt und kann den hinteren Raum als Badezimmer

usw. benutzen. Die Miete für ein solches Boot, 24 Mark für den Monat, ist außerdem so gering, daß Sparsamkeitsrücksichten nicht in Betracht kommen. In meinem Boot befanden sich sechs erwachsene Menschen, die mit ihrer gewiß nicht leichten Arbeit zusammen täglich 80 Pfennig verdienten. Wenn man bedenkt, daß die Zeit des Fremdenbesuchs nur etwa 8 Monate währt, so erscheint es demjenigen, der über die Höhe der Preise für Lebensmittel in Kaschmir und die Genügsamkeit seiner Bewohner nicht unterrichtet ist, unerklärlich, wie eine Familie bei so geringem Verdienst, von dem noch Anschaffungskosten des Bootes (etwa 500 Mark), Reparaturen usw. in Abzug zu bringen sind, existieren kann. Man begreift das erst, wenn man selber 12 Eier für 10 Pfennig, 1 Pfund Butter, 1 Huhn für je 20, eine Ente für 25 bis 30 und 1 Pfund besten Hammelfleisches für 12 bis 13 Pfennig gekauft hat. Reis, Mehl, Gemüse, Fische usw. sind entsprechend billig. Mir wurden eines Tages im Laufe der Fahrt ein großer, karpfenartiger Fisch für 15 Pfennig, 20 Wildenteneier für zusammen 5 Pfennig verkauft. Teuer ist nur der Landwein, der nicht unter 2 Mark die Flasche zu haben ist. Mein Koch erhielt anfangs auf der Reise 1 Mark 50 Pfennig täglich für meinen Unterhalt. Dafür hatte er außer dem ersten Frühstück (Tee mit Eiern und Toast) zwei Mahlzeiten mit je zwei Fleischspeisen und abends Suppe, zwei Fleischgerichte und eine süße Speise nebst Früchten usw. zu liefern. Als ich jedoch sah, daß er dabei 80 Pfennig täglich in die Tasche steckte, verkürzte ich die Verpflegungsgelder auf 1 Mark und habe damit während der Zeit meines Aufenthaltes in Kaschmir vortrefflich gelebt.

Gegen Mittag des ersten Tages fuhren wir an dem Städtchen Sopore vorüber. Eine große Holzbrücke verbindet hier beide Ufer des Jhelam, der in seinem Laufe im Kaschmirtale von im ganzen dreizehn Brücken überspannt ist, von sieben allein während seines Laufes durch Sirinagar. Diese Brücken sind von eigenartiger Konstruktion. Auf hölzernen, mit Steinen ausgefüllten Strombrechern ruht ein Aufbau von im rechten Winkel aufeinander geschichteten Stämmen der Himalayazeder, die somit zu vieren immer ein Quadrat bilden. Mit jeder neuen Schicht werden die Stämme länger, so daß sich die Pfeiler trichterartig nach oben erweitern. Die Stämme werden untereinander mit Holzpflöcken vernagelt, und auf diesen sehr hübsch in die Landschaft passenden Pfeilern, meist je einer an jedem Ufer und 1—2 in der Mitte des Flusses, ruht die aus starken Holzbohlen gebildete, mit Geländer versehene Brücke.

Nach kurzer, genußreicher Fahrt gelangten wir in den größten See des Tales, den prächtigen, von Bergen eingeschlossenen und vom Jhelam gebildeten Wularsee, an dessen Ufern wir über Nacht vor Anker gingen, um den ganzen folgenden Tag weiter stromauf zu gleiten, vorüber an dem kleinen, von mächtigen Platanen umgebenen Shadipore, an Tempeln älteren und neueren Datums und vereinzelten Gehöften. Nachmittags gegen 5 Uhr kommt das hochgelegene Fort von Sirinagar in Sicht. Dasselbe erscheint so nahe, daß wir überzeugt sind, noch am selbigen Abend in der Hauptstadt Kaschmirs vor Anker zu gehen. Unser Bootsmann belehrt uns indessen bald, daß der Fluß sich in großen Windungen durch die Talebene schlängelt und mindestens noch sieben Stunden angestrengten Ziehens erforderlich sind, bevor wir unser Ziel

erreichen. Mit Sonnenuntergang wurde das Boot festgemacht, Tisch und Stuhl unter eine herrliche Baumgruppe am rechten Ufer des Flusses getragen und ein Mahl eingenommen, welches meinem Koche eine wohlverdiente Belobigung meinerseits eintrug.

Als ich am folgenden Morgen im Boot erwachte, war dieses bereits seit einer Stunde in Bewegung. Allmählich näherten wir uns der Stadt und passierten etliche am rechten Ufer liegende große Ziegeleien sowie Wäschebleichen und Verbrennungsplätze der Hindus. Kleine Boote kommen uns entgegen mit Geschäftsleuten aller Art, Schalverkäufern, Silberarbeitern, Papiermachéfabrikanten, Kupferziseleuren, Schustern, Schneidern, Bankiers und Barbieren. Je weiter wir in die Stadt gelangen, in der der Jhelam die Hauptverkehrsader bildet und in der sich, mehr noch als in Venedig, fast das ganze Leben auf dem Wasser abspielt, um so mehr Boote umringen unser Fahrzeug. Jedermann will Bestellungen erhalten; seinen ganzen Laden führt er mit sich im Boot, und gestattet man ihm gar, an Bord zu kommen, so fährt er einem sofort mit einem voluminösen Bündel von Bescheinigungen früherer Käufer, daß er ein ganz vorzüglicher Mensch sei, unter die Nase. Ist er ein Bankier, so bietet er jede Summe ohne Zinsen an, nur für die Ehre, mit uns in Verbindung zu treten. Auch er hat Hunderte von Attesten, nach denen er ein wahrer Engel sein muß und von keinem seiner Konkurrenten in bezug auf Reellität und Kulanz übertroffen wird. Jeder Kaschmiri hat eine solche Sammlung von Attesten. Man kann sich nicht ein Paar Stiefel machen lassen, keinen Einkauf besorgen, ohne nachher um eine Bescheinigung, daß man zufrieden ist, angegangen zu

werden. Selbst der Barbier, der uns eine halbe Stunde mit stumpfem Messer behandelt und dabei Nase und Mund voll Seifenschaum geschmiert hat, verlangt ein Zeugnis. Fällt dasselbe schlecht aus, so wird es fortgeworfen, entspricht es seinen Erwartungen, verleibt er es seiner Sammlung ein und rühmt sich damit bei dem nächsten Kunden, der ihm unter die Klinge kommt. Der Kaschmiri, mißtrauisch gegen seinesgleichen, setzt ein unbegrenztes Vertrauen in den Europäer, dem jeder Kredit bewilligt wird. Viele Händler können weder lesen noch schreiben und überlassen die Buchführung dem Käufer, in der Weise, daß dieser alles, was er bestellt oder kauft, in das Geschäftsbuch eintragen und den Preis dahinter setzen muß. Reist man ab oder will bezahlen, so erscheint der Mann mit seinem Kontobuch und bittet, die Gesamtsumme festzustellen. Man addiert, zahlt und notiert dieses auf der Kreditseite.

Da die mir vom Maharadja zur Verfügung gestellte Villa oberhalb der Stadt gelegen war, so lernte ich auf der Fahrt dorthin sofort die vom Jhelam gebildete Hauptstraße Sirinagars kennen. Mit langen Holzstangen wurde meine Gondel jetzt stromauf geschoben, denn wie in Venedig reichen die Häuser direkt bis an den Fluß, keine Pfade führen am Ufer entlang, und ein Stromaufziehen der Fahrzeuge ist deshalb ausgeschlossen. In einer Höhe von über 5000 Fuß, inmitten der Himalayaberge, ein zweites Venedig zu finden, hatte ich wahrlich nicht zu erwarten gewagt. Genau wie in der alten herrlichen Lagunenstadt existiert auch hier ein ganzes Netz von Kanälen, der Jhelam vertritt die Stelle des Canale grande, doch während auf letzterem die schwarzen, Totenfahrzeugen ähnlichen Barken an verlassenen, vereinsamten Palästen vor-



Brücke aus Himalayazedern in Kaschmir.

überschleichen, spielt sich auf dem Jhelam das denkbar bunteste Leben ab. Paläste finden wir zwar nur in geringer Zahl, aber Häuser und Häuschen in allen Farben und Formen, aus Holz oder Stein, meist mit erdgedeckten Giebeldächern, auf denen das Gras üppig gedeiht. Da jedes Haus im Stil unabhängig von den Nachbarhäusern gebaut ist, eins zurücktretend, das andere vorspringend, jedes von dem anderen verschieden, oft mit Erkern oder Veranden in Holzschnitzwerk versehen, nicht selten weinumrankt oder gänzlich bedeckt mit blühenden Schlinggewächsen, so kann man sich denken, welche Fülle von Farben, welcher Wechsel von Licht und Schatten, welch malerische Effekte hier zu finden sind. Auf dem Flusse wimmelt es von Fahrzeugen aller Art; kleine flache Boote, meist von sechs, buntbemalter, herzförmiger Paddeln sich bedienenden Ruderern vorwärts bewegt, vermitteln in erster Linie den Verkehr. Sie sind mit Sonnendach versehen, der Boden wird mit Teppich und Kissen bedeckt, und in der bequemsten Lage gleitet man in ihnen dahin. Ab und an begegnet man den an die Arche Noahs erinnernden, buntbemalten großen Barken des Maharadja und seiner Brüder sowie den pompösen, mit rotgoldenem Baldachin versehenen Staatsgondeln. Auf meiner ersten Fahrt durch die Stadt traf ich eine Hochzeitsbarke, fortbewegt von über fünfzig singenden Ruderern in bunten Gewändern; auf dem Baldachin, unter dem der Bräutigam in einem Kleide von Goldbrokat, den Turban mit Reiherfedern geschmückt, zwischen purpurnen Kissen ruhte, saßen zwei Kerle, einer unausgesetzt Salut feuernd, der andere mit zwei gewaltigen Schwertern in der Luft herumfuchtelnd.

Unter stets wechselnden Eindrücken, vorüber an dem

Palaste des Landesherrn, in dessen Mitte ein mit vergoldetem Dache versehener Tempel prangt, gelangte ich zu dem mir angewiesenen, hart am Flusse entzückend gelegenen Häuschen, an dessen Schwelle ich von einem Hofbeamten empfangen und begrüßt wurde.

Die meisten Besucher Kaschmirs leben, da nur wenige Wohnungen zu mieten sind, in Zelten oder bleiben, was meiner Ansicht nach das praktischste ist, in ihren Booten, mit diesen von einem schattigen Platze zum andern ziehend.

Lediglich aus Artigkeit gegen den Maharadja nahm ich von meinem Häuschen Besitz, richtete mich behaglich ein und empfing dann die Besuche aller möglichen Geschäftsleute. Nirgend ist die Versuchung, zu kaufen, so groß wie in der Hauptstadt Kaschmirs, nirgend findet man so verführerisch schöne oder zierliche Arbeiten wie hier. Die Silberwaren, die emaillierten Bronzen, die auch in Papiermaché wunderbar imitiert werden, selten schöne Kupferarbeiten, die berühmten Schals, alles ist von einer Vollendung in Form und Zeichnung; von einer Grazie und, mit Ausnahme der Schals, nebenbei von einer Billigkeit, daß man am liebsten nichts ungekauft lassen möchte. Auch Schuster, Schneider und Handschuhmacher erhielten ihre Aufträge; denn für eine Reise, wie ich sie vorhatte, kann man sich mit Kleidungsstücken nirgends besser und wohlfeiler ausrüsten als in Sirinagar. Man wird mir kaum glauben, daß hier ein nach Maß solide gemachter Anzug einschließlich Mütze aus dem nahezu unverwüstlichen Kaschmirstoff 7 Mk., ein Paar Gebirgsschuhe, bestehend aus ledernen Socken und Sandalen mit Schnürzeug, wie man sie früher an Schlittschuhen fand, 2 Mk. 40 Pf., ein Dutzend dicker wollener Strümpfe 3 Mk.

kostet. Außerdem erhält man für nur 1 Mk. 50 Pf. große, aus Weidengeflecht hergestellte, gänzlich lederüberzogene Körbe, die schon ihrer Leichtigkeit wegen jeder Kiste vorzuziehen sind und sich besonders zum Transport für Küchengeräte und Proviant eignen. Lederarbeiten sind so billig, daß ich alle Säcke für Zelt, Zeltstangen, Bett, Tisch usw. mit Leder überziehen, ebenso Futterale für Waffen, Laternen und Flaschen anfertigen ließ. Selbst die Bettstelle wurde mit Leder bespannt. Kurz, fast alles bei mir ist von hier ab ledern, und wenn man das sogar meinen Schilderungen anmerken sollte, so würde mich's nicht wundernehmen.

Sirinagar ist eine Stadt von, wie ich später von einem Bruder des Maharadja erfuhr, etwa 130 000 Einwohnern, während das Land selbst etwa eine halbe Million Bewohner zählt, von denen etwa 20 v. H. Hindus sind und gegen 80 v. H. sich zum Islam bekennen. Alle Provinzen zusammengenommen, d. h. Jummu, Kaschmir, Ladakh, Skardu, Baltistan und Gilgit, zählen über anderthalb Millionen Einwohner, etwa zur Hälfte Hindus, zur Hälfte Mohammedaner. Anhänger des Buddhismus finden wir nur in Ladakh, Baltistan und Gilgit, und zwar etwa 25 000. Die Familie des Maharadja bekennt sich zur Lehre Brahmas. Sirinagar ist nicht die eigentliche Residenz des Landesherrn, der nur auf einige Monate im Sommer dort Hof hält, seinen eigentlichen Wohnsitz aber in Jummu hat.

Über einige eigentümliche Gebräuche am Hofe wurde ich später von einem mich auf meinen Reisen begleitenden Beamten des Ministeriums orientiert. So hat z. B. an den zwei größten Festtagen des Jahres jeder Bedienstete des Maharadja, vom Minister abwärts bis zum Gärtner-

burschen, 10 v. H. seines Monatsgehaltes persönlich in barer Münze zu den Füßen des Landesherrn oder, wenn derselbe nicht anwesend ist, an den Stufen des Thrones niederzulegen. Am Geburtstage Seiner Hoheit werden freiwillig Geldgeschenke gebracht. Zweikämpfe zwischen Elefanten, Stieren, Schafböcken und Hähnen erfreuen sich großer Beliebtheit bei Hofe und im Volke. Letzteres ist, wie schon erwähnt, ein schöner Menschenschlag von kräftigem Körperbau, guter Schädelbildung und edlen Gesichtszügen. Wie ein Reisender dazu kommen konnte, zu schreiben: „die Hautfarbe der Kaschmiri ist olivengelb“, verstehe ich nicht. Ich habe jetzt, gering gerechnet, über 10000 Kaschmiri und in meinem Leben mindestens ebensoviel Oliven gesehen, auch leide ich keineswegs an Farbenblindheit, aber ich behaupte, der Teint der Kaschmiri variiert von Teerosengelb bis Kupferrot. Die Schönheit der Kaschmirweiber ist mehrfach besungen worden; ich selber habe eine wirkliche Schönheit nicht entdecken können, wohl aber viel alte Weiber gesehen, die auf ehemalige Schönheit schließen ließen. Jungen Mädchen und Frauen begegnet man bei dem abgeschlossenen Leben derselben und der Eifersucht ihrer Gebieter wegen äußerst selten im Orient, und diejenigen, denen man begegnet, gehören den niedersten Kasten an. Unter den Männern sah ich geradezu klassisch schöne Erscheinungen.

Die Kleidung der Landbevölkerung ist äußerst einfach; sie besteht aus grauen, wollenen, ganz weiten, kurzen Hosen und ebensolcher Jacke, eine runde Filzkappe dient als Kopfbedeckung. Die Stadtbewohner tragen vielfach Baumwollenstoffe, die Weiber lange bunte Hemden und ein rotes Cerevis, von dem ein weißes oder ehemals weiß gewesenes Tuch lang nach hinten hinabfällt. Das

Haar der jungen Mädchen ist in etwa ein Dutzend feine Stränge geflochten, deren Enden zu einem Zopfe vereint werden. Leider sind die Weiber, mehr noch als die Männer, widerwärtig unsauber; dabei sind sie zänkisch und kampflustig. Täglich sah ich Vertreterinnen des sogenannten schönen Geschlechtes miteinander keifen, sich gegenseitig kratzend und balgend in den Straßen der Stadt oder in den Dörfern. Im Gegensatz zu ihnen fand ich die Männer außerordentlich friedfertig. Der Kaschmiri ist geizig und habsüchtig, lügnerisch, feige und betrügerisch, doch kommen Diebstähle selten, Morde fast nie vor. Er ist intelligent, gefällig, willig und dienstbereit, aber nie zufrieden mit dem, was er erhält. Die Kaschmirsprache soll — ich kann das nicht beurteilen — ein mixtum compositum aus Persisch, Sanskrit, Hindustani und Arabisch sein; sie klingt hart und rauh, wohingegen die Gesänge der Kaschmiri, wenn sie auch ziemlich eintönig sind, doch das Ohr angenehm berühren. Merkwürdigerweise habe ich, wie in Indien, so auch in Kaschmir bis jetzt nie einen Menschen mit den Lippen pfeifen hören. Es scheint, als kenne man diese Kunst, in der bekanntlich der Berliner Schusterjunge glänzt, hierzulande gar nicht. Musik wird im Volke überhaupt wenig geübt; um so mehr in den Tempeln, wo Götter und Götzen mit einem wahren Höllenspektakel, mit Trommeln, Tamtams und einer Art Nebelhorn, dem man die entsetzlichsten Töne entlockt, gefeiert werden.

Soviel Abgeschmacktes wir auch in dem Götzendienste der Hindus, in ihrer Verehrung von Fischen, Affen, Rindern und Gott weiß was finden mögen, wir stoßen auf der anderen Seite wieder auf so poetische Gebräuche, wie ich sie in keiner andern Religion gefunden habe. Unter

anderem kann man z. B. zu jeder Tageszeit Bewohner Sirinagars auf den Treppen der Häuser am Jhelam sitzen sehen, ihrem Gotte geweihte Lotosblumen in den Fluß streuend. Nie habe ich einen Tempel gesehen, in dem nicht Blumen aller Art von Andächtigen niedergelegt waren. Ich finde es nur zu begreiflich, daß die englischen Missionare bei einem an solche wirklich schönen Gebräuche gewöhnten Volke noch schlechtere Geschäfte machen, als bei den Negern Ostafrikas, und habe mich gefreut zu sehen, daß sie sich infolgedessen in Sirinagar fast ausschließlich mit Krankenpflege befassen.

Daß der scheidende Fremde hier von den Missionaren mit Sammelbogen genau so belästigt wird, wie der abgehende Passagier von den Musikanten auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd, konnte mir wenig gefallen, und ich zeichnete daher noch weniger — nämlich nichts.

Eine Reihe genußreicher, durch keinen Mißton getrübter Tage verlebte ich in der gastlichen Hauptstadt Kaschmirs, von einem herrlichen Punkte zum andern gondelnd, reitend oder in den kühlen Morgen- und Abendstunden bergauf- und absteigend, sei es zu dem auf einem Hügel gelegenen, die Stadt beherrschenden Fort, Hari Parhat, einst für — wie man sagt — zwanzig Millionen Mark vom Kaiser Akhbar erbaut — und heute von zwei Wächtern behütet, die ich des Morgens um 7 Uhr aus dem Schlafe zu rütteln hatte, sei es zu dem 1000 Fuß über dem Flusse gelegenen Takht-i-Suleiman.

Von beiden Punkten genießt man entzückende Blicke, vom Fort hauptsächlich auf die Stadt, die mit ihren grünbewachsenen Dächern und bunten Häusern sich wie ein großer Teppich unter dem Beschauer ausbreitet, vom Takht-i-Suleiman auf den von Bergen und jetzt meist

verwilderten ehemaligen kaiserlichen Gärten umgebenen, wie ein Spiegel daliegenden Dhalsee sowie auf den oberen Lauf des Jhelam, der in unvergleichlich schönen Windungen im Tale entlang fließt. Diese Windungen des Jhelam sind es, die wir in den bekannten Mustern der weltberühmten Kaschmirschals wiederfinden; der Jhelam in seinem Laufe hat hier dem Musterzeichner als Vorlage gedient. Den Gipfel des Takht-i-Suleiman, zu deutsch „Thron des Salomon", krönt ein angeblich 220 Jahre v. Chr. von Jaloka, Sohn des Asoka, erbauter, wunderbar wirkungsvoller Steintempel. Dreißig Stufen führen zu dem massiven achtkantigen Unterbau, auf dem der eigentliche Tempel, ursprünglich dem Buddhismus geweiht, sich in Form eines stumpfen Kegels erhebt. Im Innern stützen vier achtkantige schwarze Kalksteinpfeiler das Dach und lassen nur Raum für ein halbes Dutzend Andächtige, die kommen, Lotosblumen an dem sich in der Mitte erhebenden „lingam" niederzulegen.

Zu meinen vielen glücklichen Kaschmir-Erinnerungen gehört auch eine Fahrt auf dem Dhalsee, die ich, wohl verproviantiert, eines Morgens mit meiner Gondel antrat. Durch verschiedene Kanäle ist der See mit dem Jhelam verbunden, man fährt vorüber an dem unbedeutenden Dorfe Drogjun, an der Chenar-Bagh, wo in Zelten oder Booten lebende Reisende unter schattigen Plantagengruppen ein ungezwungenes, zufriedenes Dasein führen, im richtigen dolce far niente, wie man es eben nur in Kaschmir findet, und langsam gleitet das Boot in den Dhalsee, dessen kristallblaues Wasser einen Blick bis auf den krautbewachsenen Boden gestattet. Ein Teil der Oberfläche des Sees ist bedeckt mit lieblichen, zartduftenden Lotosblumen oder Wasserpflanzen mit teller-

artigen Blättern von zwei bis drei Fuß im Durchmesser, deren Namen unterhalb meines botanischen Horizontes verzeichnet sind. Rechts liegt die Weinkellerei des Maharadja; hier hatte ich Wein zu kosten, der mich nichts kosten sollte, denn der leutselige Monarch hatte, unterrichtet von dem lebhaften Interesse, welches ich den Weinen seines Landes zu widmen nicht unterlassen konnte, Befehl erteilt, sechs Dutzend seines besten Gewächses in meine Villa zu schaffen. Ich wählte nach langem Probieren 1888er Weißwein und 1885er Medoc, und als ich die Gewölbe endlich verließ, da, glaube ich, hätte ich mich vorzüglich zur Darstellung der Rolle des Gefängnisdirektors in der „Fledermaus" geeignet.

War es dieses Bewußtsein oder meine bekannte Vorliebe für Gefängnisse überhaupt — nota bene, wenn ich freiwillig hineingehe — kurz, ich instruierte meine Gondoliere, mein Fahrzeug vorerst zu dem, wie ich wußte, im Westen des Sees gelegenen Heim der Gefangenen zu lenken. Das geschah, und bald stand ich an den Pforten eines einfachen, von Gartenanlagen umgebenen Gebäudes. „Nach Freiheit strebt der Mann" — das sollte von Rechts wegen über allen Toren der Gewahrsame für Ein- und Ausbrecher stehen, besonders aber an denjenigen des Gefängnisses von Kaschmir. Mit einem kolossalen Knotenstock bewaffnet, erschien der Direktor dieser Freiheitsberaubungsanstalt, die ich in Augenschein zu nehmen wünschte, und erklärte mir, er könne unmöglich die Verantwortung für meinen Besuch übernehmen; er sei, gemeinsam mit dem Gefängnisarzt, erst gestern von den Gefangenen so windelweich geprügelt worden, daß er fürs erste genug habe, und mir, falls ich nicht gleiche Erfahrungen machen wolle, wie er, rate, meinen Besuch

aufzuschieben, bis seine mit ihrer Abgeschlossenheit unzufriedenen „Schutzbefohlenen“ sich beruhigt hätten. Er erzählte mir nun, daß bisher alle Gefangenen hätten nach Belieben ein- und ausgehen, wie auch Besuche empfangen können. Dieser sonderbaren Wirtschaft habe er, der erst kürzlich hierher versetzt worden sei, ein Ende gemacht und sich infolgedessen das Übelwollen aller Insassen des Gefängnisses zugezogen. Unter Umständen dieser Art verzichtete ich auf eine Inspektion dieser eigenartigen Anstalt, in der die Sträflinge Prügel austeilen, anstatt solche in Empfang zu nehmen, und wandte mich einem der kleinen Nachbarhäuser zu, in dem, wie ich erfahren, ein Schalwebstuhl in Tätigkeit war.

In Kaschmir existieren größere Fabriken in keiner Branche, dagegen steht die Hausindustrie in voller Blüte: so z. B. die Papierfabrikation, die Weberei, Papiermachéfabrikation usw. Ich habe nur eine von einem Franzosen geleitete Teppichknüpferei größeren Umfanges, in der etwa 50 Arbeiter beschäftigt waren, kennen gelernt. In dem Häuschen, welches ich jetzt besuchte, fand ich in einem engen Raum über ein Dutzend Personen an zwei sich gegenüberstehenden Webstühlen bei der Arbeit. Jeder Arbeiter hatte vor sich etwa zwölf Spindeln mit Wolle in verschiedenen Farben, der Anführer kommandierte „Rot und Gelb“, „Blau und Weiß“ usw., und alle Weber führten diese Befehle mit affenartiger Geschwindigkeit aus. Bei der außerordentlichen Feinheit der angewendeten Wolle schreitet die Arbeit äußerst langsam vorwärts, eine ganze Familie webt vielleicht ein Jahr an einem Stück. Hierdurch und durch die hohe, von dem Maharadja erhobene Schalsteuer erklärt sich der erstaunlich hohe Preis der Kaschmirschals. Der Raum, in dem die Weberei bzw.

Knüpferei vor sich ging, war so eng, daß die Insassen, die fast nackt nebeneinander hockten, sich kaum zu rühren vermochten. Ich äußerte mein Befremden darüber, daß man die Räume nicht luftiger einrichte, und erfuhr, man zöge es vor, im Sommer etwas mehr zu schwitzen, anstatt im Winter zu frieren.

Das in Sirinagar angefertigte pergamentartige Büttenpapier ist von ungewöhnlicher Dauerhaftigkeit. Bei den Tempeln in Martand fand ich ein Fremdenbuch seit 1823 in Gebrauch, ohne daß das Papier wesentlich gelitten hatte.

Nachdem ich mein Boot wieder bestiegen, fuhr ich vorüber an einer mit Platanen bestandenen Insel zu dem Shalimar Bagh, einem vom Kaiser Jehangir angelegten, terrassenförmig sich erhebenden Lustgarten. In der Mitte jeder Terrasse befindet sich ein großes Bassin, in dem ehemals zahllose Springbrunnen ihre Wasser springen ließen und jetzt Ziegen sich an üppig wucherndem Grase laben. Im übrigen sind die Anlagen noch leidlich erhalten. Ähnliche Gärten finden sich noch mehrere an den Ufern des Sees, doch gewähren dieselben wenig Interesse; einer ist wie der andere. Verschiedene Tempelruinen sind eines Besuches wert, das Schönste von allem aber ist die wunderbare Szenerie ringsum und das köstliche Wohlbehagen, welches man empfindet in dem geräuschlosen Dahingleiten auf den durchsichtigen Fluten. Die Hand über die Brüstung der Gondel gelehnt, mit den Wassern spielend, pflückt man im Vorbeifahren eine Lotosblume nach der andern, die ein kleiner Knabe des Bootsmannes an der Brüstung befestigt, bis man eingeschlossen ist in einen Kranz duftiger, zart rosenroter Blüten.

Erst spät am Abend kehrte ich heim von dieser

märchenhaft schönen Fahrt, um, zu Hause angelangt, einen Korb in der Größe eines Storchnestes, angefüllt mit den schönsten Pfirsichen, Pflaumen, Melonen und verschiedenen Arten jungen Gemüses, dazu einen gewaltigen Strauß Sonnenblumen, als Geschenk des Maharadja vorzufinden.

Mit Recht wird man sich wundern, daß ich bisher nichts über die Person meines hohen Gastfreundes selbst mitgeteilt habe. Leider habe ich denselben überhaupt nicht kennen gelernt, da der britische Resident einen Besuch meinerseits bei dem unter Kuratel stehenden Maharadja nicht für zweckmäßig erachtete. Dagegen wurde ich eines Tages von dem ältesten Bruder des Landesherrn in feierlicher Audienz empfangen. In einer Staatsbarke, von einem Beamten des Hofes begleitet, fuhr ich zum Palais und fand hier in dem Radja Amor Shing einen vorzüglich englisch sprechenden, über sein Vaterland wohl unterrichteten Herrn von sympathischem Äußern und liebenswürdigen Formen, der mit der heutigen Lage der Verhältnisse in Kaschmir sehr zufrieden und ein großer Freund Englands zu sein schien. Als ich seine Frage, ob ich Pferde mitgebracht habe, verneinte, bedauerte er, davon bisher nicht unterrichtet gewesen zu sein, und erteilte sofort Befehl, zwei Pferde für die Dauer meines Aufent-


Radja Amor Shing.

halts und meiner Reisen im Lande zu meiner Verfügung zu stellen.

Seine Hoheit waren sehr erstaunt, als ich auf die Frage, ob in Europa ein Land genau so aussehe, wie das andere, und ob alle Menschen dort englisch sprächen, erklärte, daß der Schwede vom Italiener just so verschieden sei, wie der Kaschmiri vom Singhalesen, und daß fast jedes Land seine eigene Sprache besitze. Von einem hohen Beamten in Kaschmir wurde ich später einmal gefragt, ob Deutschland zu England gehöre? Nein! Ob denn die Königin von England dort gar nichts zu befehlen habe? Nicht das geringste. Das schien dem guten Manne ganz unglaublich, und er hielt mich wahrscheinlich für einen Aufschneider ersten Ranges, als ich ihm erzählte, Deutschland besitze eine fünfmal so starke Armee als England. Auf meinen späteren Reisen in Kaschmir fand ich nicht einen einzigen Staatsbeamten, der über Deutschland und seine Machtstellung orientiert war; sie wußten nur eines von uns, nämlich daß der klügste Mann der Erde in Deutschland lebe, sie kannten unsern Bismarck.

Mehrfach hörte ich die Leute sagen: „Bismarck ist der klügste Mann der Welt, nach ihm kommt Gladstone.“

Beim Abschiede überreichte der Radja mir sein Bild, ihn in dem vollen, perl- und edelsteinstrotzenden Schmuck eines indischen Fürsten darstellend, mit der Bitte, ihm das meine zu schicken und ihm später von meiner Reise durch das Land seines Bruders zu berichten. Mit vielem Danke für alle mir in Kaschmir erwiesene Gastfreundschaft schied ich von dem liebenswürdigen Prinzen dieses unvergleichlichen Landes.

Hätte ich nicht vor Mitte Oktober in Simla sein müssen, um dort mit verschiedenen Beamten des Foreign

Office, welches hier während der heißen Zeit residiert, Rücksprache wegen meiner projektierten Reisen in Nepal, Assam und Burma zu nehmen, keine Macht der Welt hätte mich dazu gebracht, Sirinagar zu verlassen, und ich würde wahrscheinlich dort geblieben sein, bis Schnee und Eis mich aus meinem Paradiese vertrieben hätten, denn auf den Gefrierpunkt bin ich absolut nicht eingerichtet, und was darunter ist, das ist vom Übel.

Ich möchte im Winter wahrlich nicht in der Haut eines Kaschmiri stecken, geschweige in der eines Bootsmanns, der mit seiner gesamten Familie auch an Bord zu überwintern pflegt. Hinter mir einen deutschen Kachelofen und vor mir ein prasselndes Kaminfeuer, so lasse ich mir die kalten Monate schon gefallen; der Kaschmiri aber kennt nichts von alledem, sein ganzer Wärmeapparat besteht in einem irdenen Topfe mit einer Handhabe aus Weidengeflecht versehen, der, gefüllt mit glimmender Holzkohle, unter seinen Sitz geschoben oder den gerade der Wärme bedürftigen Körperteilen genähert wird, nicht selten so lange, bis eine Brandwunde entsteht, das zeigen deutlich die vielen bei den Kaschmiri anzutreffenden Narben. Diese transportablen Öfen, „Kangri" genannt, die, wie alles in Kaschmir, sich durch eine originelle und graziöse Form auszeichnen, werden allerliebst in Silber, wie auch in emaillierter Bronze nachgebildet und eignen sich dann vortrefflich als Blumenbehälter und Nippes.

Unter diversen Vorbereitungen für die Reise durch die Kaschmirberge vergingen die letzten Tage, und schweren Herzens verließ ich am Nachmittage des 22. August Sirinagar. Wenn mich nach Jahr und Tag die Sehnsucht von neuem hierher zieht, ich werde, dessen bin ich leider sicher — das Sirinagar, welches ich verlassen

habe, nicht mehr wiederfinden. Nach Eröffnung der Straße von Murree bis Baramulla werden nicht einige Hunderte, sondern Tausende von Fremden hier das suchen, was bisher alle Besucher gefunden haben, Ruhe und Glück. Ob sie es dann finden werden, ich bezweifle es. Gasthöfe werden wie Pilze aus der Erde wachsen, das Klavier, der Marterkasten der Menschheit, wird seinen Einzug halten, und unter den entsetzlichen Tönen singender Engländerinnen werden Fensterscheiben und Menschen erzittern, Billardbälle werden gegeneinander klappen, Dampfboote den Jhelam pfeifend und lärmend auf- und niederfahren, und wie lange noch wird es dauern — die alle Poesie in die Flucht treibende Eisenbahn wird dafür sorgen, daß Kaschmir von Reisenden aller Art überflutet wird. Vorbei ist es dann mit Glück und Ruhe, dahin sind Billigkeit und Ursprünglichkeit, und wie ein Märchen aus grauer Vorzeit wird man sich erzählen von den Zeiten, da das Dutzend Eier 10 Pf. gekostet hat und man einen ganzen Anzug für 7 Mk. erhalten konnte. Wer das Kaschmir sehen will, welches ich beschreibe, der eile und komme, bevor der erste Pfiff der Lokomotive die lieblichsten Täler der Erde entweiht hat.

Besser daher, ich widerstehe in Zukunft dem Zuge meines Herzens und sage: „Sirinagàr, farewell for ever“. Das Glück finden wir fast immer nur da, wo wir es nicht erwarten, und wir tun wohl daran, nie dahin, wo wir einst glücklich waren, zurückzukehren, in der Erwartung es wieder zu sein.

Kurz vor meiner Abreise hatte ich vom Radja Amor Singh noch eine zweite Sendung von 72 Flaschen Wein erhalten, mit denen ich nun tatsächlich nicht wußte, was ich anfangen sollte, denn mit etwa zwölf Dutzend Flaschen

Wein über die Berge klettern, wäre eine Torheit gewesen. Kurz, es war ein richtiger embarras de richesse. Einen Teil des Weines schickte ich Seiner Majestät dem Kaiser nach Berlin, fünf Dutzend Flaschen waren für den Marsch nach Simla verpackt und der Rest wurde, soweit es ging, mit Hilfe des zu meiner Begleitung kommandierten Babu Lakshmidas, der sich als ein ungewöhnlich begabter Zecher entpuppte, während der zweitägigen Bootsfahrt nach Islamabad getrunken auf das Wohl des Maharadja von Kaschmir!

Der erste Tag meiner Fahrt nach Islamabad, von wo aus die Reise nach Simla durch die Berge angetreten werden sollte, war wegen unablässig rieselnden Regens ein wenig behaglicher, und Glühwein mußte in Permanenz erklärt werden, um der herrschenden Kälte genügend zu begegnen.

Fröstelnd verbrachte ich die Nacht, doch als ich früh morgens erwachte, sollte ich voll entschädigt werden durch das wunderbare Bild, welches sich im Glanze der Sonne meinen Blicken darbot. Alle Berge ringsum, von etwa 6000 Fuß aufwärts, waren bedeckt mit frisch gefallenem Schnee und hoben sich in blendender Weiße vom klaren, tiefblauen Himmel ab, eine Pracht sondergleichen. Ich ließ die Jalousien hochziehen und, mich streckend in der belebenden Wärme der Frühsonnenstrahlen, glitt ich stromauf auf den über Nacht hoch angeschwollenen Fluten des Jhelam. Gegen Mittag fuhren wir an dem Dorf Marhama vorüber, in dessen Nähe einer der größten Flüsse Kaschmirs, der Veschau, sich in den Jhelam ergießt, und wenige Stunden später machten wir kurze Rast vor der langgestreckten Stadt Bijbehara, deren Bewohner einen bedeutenden Töpfereihandel betreiben. Während dann

meine Gondel unter vielen Schwierigkeiten die Brücke passierte, wanderte ich durch die schmutzigen Gassen der Stadt zu einem von Golab Singh errichteten, direkt am Ufer des Flusses gelegenen Tempel. Ursprünglich stand an dieser Stelle einer der schönsten Tempel Kaschmirs, 250 Jahre v. Chr. von Asoka erbaut. Dieser wurde — ich weiß nicht wann — von dem mohammedanischen Herrscher Shikander zerstört und in eine Moschee verwandelt, bis Golab Singh in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts die Trümmer der Moschee wiederum zum Aufbau eines neuen Tempels verwendete. Massenhafte Überreste des ursprünglichen Bauwerks finden sich aufgehäuft unter einer uralten mächtigen Platane und erfreuen sich großer Verehrung von seiten der Hindus. Ich traf daselbst eine lagernde Pilgerschar aus Bengalen, die, zurückgekehrt von einer Reise nach den heiligen Gewölben von Amarnath, jetzt hier eine Art Andacht verrichtete und sich nebenher die vom Maharadja kostenfrei gespendete Nahrung trefflich munden ließ.

Amarnath, etwa sechs Tagemärsche von Sirinagar und gegen 14000 Fuß hoch gelegen, ist einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Kaschmirs. Dort befindet sich in einer Kalksteinhöhle ein Lingam, gebildet durch unablässig von der Decke herabfallende, am Boden angelangt, zu Eis erstarrende Wassertropfen, zu dem im August jeden Jahres Tausende frommer oder Heilung von ihren Gebrechen suchender Hindus pilgern. Der letzte Tagemarsch muß von Männlein wie Weiblein völlig unbekleidet zurückgelegt werden, bei Schnee oder Regen jedenfalls ein ebenso minderwertiges wie gesundheitsschädliches Vergnügen, bei dem jährlich viele Menschenleben zugrunde gehen. Aber der fromme Hindu betrachtet es als

eine besondere Gnade Gottes, hier sterben zu dürfen; denn von Amarnath führt der Weg direkt in sein erträumtes Paradies. Wie mein Begleiter mir erzählte, sollen im vergangenen Jahre von 3000 Pilgern über 200 den Anstrengungen der Reise erlegen sein. Bemerkt sei noch, daß der Maharadja von Kaschmir jedem Pilger Nahrung und eine Rupie verabfolgen läßt, wie er überhaupt bedeutende Summen für fromme Zwecke jährlich den verschiedenen Tempeln und heiligen Stätten zuwendet. Der Blick, den man von den Stufen der vom Tempel zum Flusse hinabführenden Treppe auf die aus erdgedeckten Blockhäusern bestehende, sich bergan ziehende Stadt, auf den Jhelam und die schneebedeckten Berge genießt, ist meiner Ansicht nach der schönste im ganzen Kaschmirtale, und es wurde mir nicht leicht, mich zu trennen von diesem herrlichen Stückchen Erde.

Kurz vor Sonnenuntergang legten wir bei der Brücke von Islamabad an, und ich siedelte für die Nacht in einen mir vom Maharadja zur Verfügung gestellten Bungalow über. Hier gab es noch allerhand Auseinandersetzungen mit den Bootsleuten, die mit dem ihnen von mir gespendeten reichlichen „Bakshish“, nämlich 30 v. H. ihres verdienten Lohnes, nicht zufrieden waren. Sie jammerten und baten, verabschiedeten sich aber schließlich glückselig mit einem Attest darüber, daß sie ihre Schuldigkeit getan hatten. Die beiden Pferde aus dem Marstall des Maharadja waren auf dem Landwege bereits nebst ihren Dienern angelangt, und tags darauf wurde die Reise in die Berge in Begleitung von 13 mein Gepäck und den Wein tragenden Kulis angetreten. In der etwa eine halbe Stunde vom Bungalow entfernten Stadt besuchten wir einen hübschen Tempel mit Quelle und großem,

gemauertem Bassin, in dem Tausende von heiligen Fischen, eine Art Forelle, von den Hindus gefüttert werden. Mir lief das Wasser ordentlich im Munde zusammen beim Anblick dieser unzähligen wohlgenährten Tiere, denn auch ich treibe eine Art Kultus mit Forellen — namentlich wenn sie blau gekocht sind.

Im flotten Trabe, während die Kulis auf direktem Wege nach Atchibal weitermarschierten, ging es nach dem Dorfe Mattan. Hier ist wiederum ein ähnlicher Tempel mit Fischteich dem Gotte Vishnu errichtet, der seinerzeit so liebenswürdig gewesen sein soll, durch Auseinandersprengen der Berge bei Baramulla den damals das heutige Kaschmirtal füllenden Wassermassen den Abfluß zu ermöglichen. Ein häßliches Götzenbild wurde gerade bei meinem Eintritt unter den entsetzlichen Tönen eines Hornes und sonstigem Brimborium auf wenige Minuten den Blicken der massenhaft anwesenden Pilger zugänglich gemacht.

Mich ekelte das ganze wüste Treiben an, und ich machte, daß ich fortkam, zumal ich zu bemerken glaubte, daß mein gestiefeltes Erscheinen — die Hindus entledigen sich gleich den Mohammedanern beim Betreten heiliger Stätten ihrer Fußbekleidung — Anstoß erregte.

Den grandiosen Ruinen des ehemals herrlichsten Tempels von Kaschmir, den Überresten des der Sonne geweihten Tempels von Martand, galt mein nächster Besuch, und ich muß gestehen, daß diese gigantischen, zum Teil noch wohlerhaltenen Ruinen würdig allem an die Seite gestellt werden können, was uns aus dem klassischen Altertum in den Prachtbauten des Orients erhalten geblieben ist. Mir gehen leider die architektonischen Kenntnisse ab, die notwendig sind, ein auch nur einigermaßen

anschauliches Bild von der Schönheit dieser Trümmer großartiger Vergangenheit zu liefern.

Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Masse des bewältigten Materials oder die schönen Verhältnisse des Gesamten, namentlich der den Haupttempel umgebenden Kolonnaden. Das Bauwerk soll über 2000 Jahre alt sein, so erklärte der mich herumführende Hindupriester, der, als ich mich nach seinem Range in der Priesterschaft erkundigte, angab, etwa die gleiche Stellung einzunehmen, wie in der Christenheit ein Bischof. Diese hohe Stellung hielt indessen Seine Eminenz keineswegs ab, ein „Bakshish" in Höhe von etwa 40 Pfennigen gnädigst von mir anzunehmen und dafür den Segen aller Götter auf mein Haupt herabzuflehen. Auf meine beim Abschiede gestellte Frage, wie es den Erbauern des Tempels möglich gewesen, solche gewaltigen Steinmassen zu bewegen und zu Säulen zusammenzufügen, wurde mir bedeutet, die Körperlänge der Bauhandwerker habe damals durchschnittlich 40 Fuß betragen; so sei den Leuten das, was uns heute unerklärlich scheine, eine Kleinigkeit gewesen. Ja, ja, das waren andere Zeiten.

Ein etwa halbstündiger Ritt, während dem ich nicht unterlassen konnte, immer und immer wieder rückwärts zu blicken nach den hochgelegenen, sich scharf vom Blau des Himmels abhebenden Tempelresten, brachte uns nach dem idyllisch unter Platanen gelegenen Dorfe Atchibal. Der vom Kaiser Jehangir angelegte Lustgarten mit eiskalter Quelle, den üblichen Bassins und Fontänen, die wir schon von den Gärten des Dhalsees kennen, eignet sich mit seinen schattigen Baumgruppen wunderbar als Frühstücksplätzchen. Das hatte mein Diener auch sofort erkannt, und ein sauber gedeckter Tisch, geschmückt mit

einem Strauße Kaschmirrosen, harrte bereits meiner Ankunft. Während ich den mir von meinem Koch gebotenen Schüsseln und den mir vom Gemeindeoberhaupt dargebrachten Pflaumen, Pfirsichen und Trauben alle Ehre zuteil werden ließ, war mein Begleiter, Babu Lakshmidas, mit der Anwerbung neuer Kulis beschäftigt. Die Träger von Islamabad hatten bis hierher nicht mehr als sechs englische Meilen zurückgelegt, die Entfernung des für die Nacht bestimmten Lagerplatzes Sagam betrug ebenfalls 6 Meilen, die Leute hätten also sehr gut bis dahin marschieren können, denn von Ermüdung konnte keine Rede sein. Aber im Orient gibt es ein Wort, welches dem Reisenden überall in den Ohren klingt und ihn oft genug zur Verzweiflung bringen kann. Ich meine das aus dem Persischen stammende Wort „dasturi“, d. h. Sitte, Gebrauch, Gewohnheit. Gegen das „dasturi“ kämpfen Götter selbst vergebens. So ist es beispielsweise in Indien „dasturi“, daß die Kulis eines Ortes nur bis zu ganz bestimmten anderen Ortschaften marschieren, und auf keine Weise sind sie zu bewegen, über diese Grenze hinauszugehen. Von Islamabad bis Atchibal zu wandern, ist dasturi, nicht einen Schritt weiter; darum mußten von hier nach Sagam Leute aus Atchibal angenommen werden. Dank der auf Befehl des Maharadja an sämtliche Behörden der von mir zu passierenden Ortschaften erlassenen Verfügung, Träger für mich bereit zu halten, war diese Angelegenheit bald erledigt, und schon nach einer halben Stunde setzte sich die neue kleine Kolonne in Bewegung, dieweil ich, mich behaglich in einer Hängematte schaukelnd, Siesta hielt.

Durch dieses tägliche, ja oft zweimal am Tage notwendige Wechseln der Kulis unterscheidet sich das Reisen

hierzulande wesentlich von dem Reisen in Ostafrika, wo man seine Träger stets auf die ganze Dauer einer Expedition, selbst wenn dieselbe jahrelang währt, für meist 10 Rupien monatlich engagiert, ein außerordentlich hoher Preis, wenn man bedenkt, daß man außerdem auch noch die Beköstigung der Leute zu bestreiten hat. Die Vorteile dieser afrikanischen Methode bestehen darin, daß man seine Leute stets zur Hand hat, bald ihre Sprache erlernt und jeden einzelnen seinen Fähigkeiten entsprechend verwenden kann. Jeder kennt seine Last, weiß, wie er sie zu behandeln hat, und richtet sich dieselbe so ein, wie es ihm zum Tragen am bequemsten ist. Ich konnte mich anfangs durchaus nicht mit der hiesigen Art des Reisens befreunden und wollte daher von vornherein schon in der Ebene Kulis gegen monatlichen Lohn — hier nur 5 Rupien, wofür die Leute sich auch noch selbst verpflegen, — anwerben. Später war ich jedoch froh, diese meine anfängliche Absicht nicht ausgeführt zu haben, denn den ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die namentlich nach der Regenzeit in den Bergen des Himalaya zu überwinden sind, wären die Leute aus der Ebene sicherlich nicht gewachsen und ich daher genötigt gewesen, sie wieder zu entlassen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der beständige Kuliwechsel viele Verdrießlichkeiten mit sich bringt, aber er hat auch seine Vorzüge. Man hat erstens während der ganzen Reise frische Leute und, was hier am schwersten in die Wage fällt, Leute, die mit den zu überwindenden Hindernissen genau vertraut sind.

Ich kann nicht unterlassen, den Kaschmir-Kulis meine unbeschränkte Bewunderung über ihre großartigen Leistungen als Träger auszusprechen. Das Gewicht

meiner Lasten wechselte zwischen 50—80 Pfund, das von der Regierung festgesetzte Normalgewicht beträgt 64 Pfund. Es ist mir nun nie passiert, daß einer der Träger die 80 Pfund Last als zu schwer bezeichnet hätte, und während in Afrika die Träger sich geradezu um die leichteren Gepäckstücke prügeln, nahm hier jeder ohne weiteres die ihm zugewiesene Last auf und trug sie sicher, meist die deutsche Meile in zwei Stunden zurücklegend, über die schwierigsten Bergpfade, durch Bäche und Schluchten, über Pässe von zehn-, elf- und zwölftausend Fuß. Gehen sie für eigene Rechnung und Gefahr, so nehmen ihre Lasten oft ganz erstaunliches Gewicht an. Einen Kaschmiri, der eines Tages bei meinem Lager eine mir besonders gewichtig erscheinende Last vorüberschleppte, bat ich, dieselbe herunterzunehmen und auf meiner stets mitgeführten Federwage wägen zu lassen. Sie hatte ein Gewicht von 182 Pfund englisch, und damit hatte der Mann einen schneebedeckten Paß von 11 600 Fuß überschritten.

Ich sah des öfteren Leute sechs- bis siebenzöllige Balken aus Zedernholz von 10—12 Fuß Länge zu Tal schleppen; sie trugen zu diesem Zweck Brust- und Rückenpanzer aus Strohgeflecht, der Balken selbst war mit grünen, belaubten Weidenruten auf dem Rücken befestigt. Mit ihrer sonst auf das geringste beschränkten Bekleidung, dem grünen Laub und ihren herkulischen Gliedmaßen hätte man sie vom Fleck weg als wilde Männer an das preußische Wappen stellen können.

Es sei mir gestattet, gleich hier einige Worte über das Verhalten der Bevölkerung gegen den Europäer, wie ich es auf meinem Marsche von Sirinagar nach Simla kennen gelernt habe, zu verlieren.

Der aus Afrika kommende Reisende wird außerordentlich angenehm berührt durch den hohen Grad von Achtung, die ihm fast durchweg in Nordindien von der eingeborenen Bevölkerung entgegengebracht wird. Ich spreche hier nicht von den großen Städten, in denen der Europäer scharenweise auftritt und in denen, namentlich in den Hafenstädten, allerhand europäisches Gesindel das Ansehen des weißen Mannes längst untergraben hat, sondern von dem Innern des Landes, insbesondere von den Himalayastaaten.

Begegnet man hier einem reitenden Eingeborenen, so steigt er vom Pferde, klappt seinen Sonnenschirm zusammen, macht seine Verbeugung, indem er gleichzeitig die Hand zur Stirn führt, und sitzt erst wieder auf, wenn der „Sahib" — so wird der höherstehende Europäer genannt — vorüber ist. Der kleine Mann zieht seine Schuhe aus und macht seine Reverenz, indem er die Hand zur Erde und darauf zu Munde führt, was bedeuten soll: „Ich küsse den Staub, auf dem dein erhabener Fuß ruhen wird."

Die hübscheste Art des Grußes, die ich gesehen habe, ist ein Zusammenlegen der Hände, wie zum Gebet, nicht gefaltet, sondern gleich dem betenden Knaben von Rauch, unter gleichzeitigem Senken des Hauptes. Ich kann mir keinen schöneren, kindlicheren Gruß denken. Man empfängt den Eindruck, als wolle der Grüßende sagen: „O du großer Mann, du Beschützer der Armen, laß deinen Blick gnädig ruhen auf deinem ergebenen Diener."

Ist das Erziehung oder angeborene Unterordnung unter den Mächtigeren? Ich glaube das letztere, will aber auch zugeben, daß die Engländer es hierzulande vorzüglich verstehen, die Rolle des „höheren Wesens" zu spielen.

Welch ein Unterschied zwischen dem Neger der Ostküste Afrikas und dem Inder, soweit ich ihn kennen gelernt habe.

Ich nehme keinen Anstand, ersteren mit einem gebildeten Affen zu vergleichen, während der Inder ein Mensch, wenn auch oft unzivilisierter Mensch ist. Gleich dem Affen ist der Neger dem Europäer gegenüber zuerst furchtsam; dann kommt die Neugierde, dieser folgt die Zudringlichkeit und endlich die Unverschämtheit. Ich spreche hier nicht nur von den meist verdorbenen Negern Sansibars, sondern von denen des Innern, besonders von solchen, die selten oder nie zuvor einen Weißen gesehen haben. Ist die erste Scheu überwunden, so strömen sie herbei, den weißen Mann und alles, was ihn umgibt, möglichst genau zu besichtigen, nicht selten unter spöttischen Äußerungen, bis man sie sich schließlich nur noch mit Gewalt oder einem kalten Wasserstrahl vom Halse schaffen kann. Sie haben nicht, wie die Inder, Respekt vor der Person des Europäers, sondern vor seinen Zauberkräften und Schußwaffen. Nicht leugnen will ich, daß es Ausnahmen gibt, aber in der Regel wird man das, was ich soeben gesagt habe, bestätigt finden. Trotz alledem habe ich den Neger Ostafrikas gern wegen seines Humors und seiner Harmlosigkeit. Er trägt seinem Herrn nicht nach, wenn er gestraft worden ist, und macht man, nachdem er eine Tracht Prügel empfangen hat, eine scherzhafte Bemerkung, so lacht er aus vollem Halse und findet seinen Bana zwar „kali", das heißt streng, aber doch „msuri sana", das heißt „sehr gut". Es gibt kein dankbareres Publikum für schlechte Witze, als die Neger Sansibars und des gegenüberliegenden Festlandes, und wer, wie ich, es liebt, stets von lachenden, glücklichen Menschen umgeben



Lager in Kaschmir.

zu sein, der findet hier seine Leute. Anders der Inder: Sein Respekt geht so weit, daß er es gar nicht wagt, über einen Witz des Sahib zu lachen. Es passierte mir einmal, daß ich einen Führer angenommen hatte, mir den Weg nach einer bestimmten Ortschaft zu zeigen. Er ging anfangs vor meinem Pferde, doch ließ ich ihn bald, wegen seines mir nicht sympathischen Geruchs, hinter demselben wandern. Bei einer Gabelung des Weges schlug ich den mir als richtig erscheinenden Pfad ein und gewahrte erst nach etwa einer halben Stunde, daß ich falsch geritten war. Meinen Führer darüber zur Rede stellend, daß er mich nicht sofort auf mein Versehen aufmerksam gemacht habe, erklärte derselbe, er habe es nicht gewagt, mich zu korrigieren. Der Inder ist — ich bemerke immer wieder, soweit ich ihn kennen gelernt habe — überaus bescheiden und ausschließlich mit Güte zu behandeln, den Neger muß man stets von neuem und oft durch mehr als nur moralischen Zuspruch daran erinnern, daß man sein „Herr" ist und er den weißen Mann nicht als seinesgleichen zu betrachten habe. Die Rute muß bei ihm hinterm Spiegel stecken und oft genug auch hinter demselben hervorgeholt werden.

Nach meinem ersten einjährigen Aufenthalt in Afrika äußerte ich mich einmal dem Fürsten Bismarck gegenüber dahin, daß, meiner Ansicht nach, unsererseits in Ostafrika durch Liebenswürdigkeit und Geschenke weit mehr zu gewinnen sei als mit Pulver und Blei; denn ich hatte tatsächlich während des Araberaufstandes und während Mandara am Kilimandscharo von allen Seiten aufgefordert wurde, sich gegen uns zu erheben, durch obige Mittel erreicht, ihn zu unserem Verbündeten zu machen; ich hatte nie nötig gehabt, zu strafen, aber auch hier und da fünf

gerade sein lassen, und ich stehe heute noch nicht an, zu glauben, daß durch mehr Milde und Toleranz der Aufstand hätte vermieden werden können. Möglich auch, daß er nur hinausgeschoben worden wäre und daß sein frühzeitiger Ausbruch zu unserem Besten war. Nachdem wir uns aber entschlossen hatten, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen, da mußten wir auch, wie es geschehen ist, mit ganzer rücksichtsloser Strenge auftreten, da mußte gesengt und gehängt werden, damit der Neger sah, daß wir „zu alt seien, um noch zu spielen“. Er hat etwas von der Hundenatur an sich und lernt den Herrn lieben, der ihn züchtigt. Die verschiedenen Expeditionen, auf denen ich Major Wißmann begleitete, haben mich bestimmt, meinen Grundsatz von der Milde dem Neger gegenüber teilweise aufzugeben, und ich habe einsehen gelernt, daß die Macht, die physische und nicht die moralische Überlegenheit es ist, die dem Neger Achtung einflößt; denn der Europäer an sich gilt ihm nicht, wie dem Inder, als „höheres Wesen“. Auch jetzt, nachdem wir ihn niedergeworfen, muß er beständig daran erinnert werden, daß wir zu jeder Stunde die Macht haben, ihn zu züchtigen, und stets von neuem müssen wir ihm unser Überlegensein zu Gemüte führen.

Man wird mir einwenden, daß im Jahre 1857 auch die Inder sich gegen die Engländer erhoben haben. Das ist richtig, aber die ganze Sache war mehr eine Meuterei der eingeborenen Soldaten, und die Leiter desselben waren unabhängige Fürsten, die sich in ihren Rechten, ihrem Eigentum bedroht sahen. Nach Beendigung des Krieges galt in Indien der „Sahib“ wieder genau dasselbe wie vor dem Ausbruch desselben.

Der Europäer übt hier eine Macht über den Ein-

geborenen aus, wie er sie in Afrika niemals ausüben wird. Zuweilen ist es z. B. für den Reisenden schwer, die zur Fortschaffung seines Gepäckes nötigen Kulis zu erhalten, und der zum Ausheben dieser Leute an jedem Orte angestellte eingeborene Beamte erklärt, er könne mit dem besten Willen keine Träger auftreiben. Der Europäer nimmt die Sache nun selber in die Hand und befiehlt dem ersten besten des Weges Ziehenden, sein Gepäck gegen den überall von der Regierung festgesetzten Lohn zum nächsten Dorfe zu tragen. Hie und da unter Murren, meistens aber ohne Widerstreben, nimmt er seine Last auf und besorgt sie ruhig an die bestimmte Adresse.

Was würde ein Neger im gleichen Falle tun? Er würde entweder schleunigst davonlaufen oder aber die empfangene Last, sobald er Gelegenheit dazu findet, fortwerfen und sich aus dem Staube machen.

Während man den Neger auf dem Marsche stets beaufsichtigen lassen muß, läßt man hier den Kuli ruhig seines Weges ziehen; und mir ist kein Fall bekannt, daß er seine Last im Stich gelassen oder sich irgend einen Teil derselben angeeignet hätte, mochte die Versuchung durch ungenügende Verpackung oder schlechten Verschluß auch noch so groß sein.

Ganz besonders erleichtert wird das Reisen noch durch das fast tägliche Antreffen kleinerer oder größerer Ortschaften, in denen man den erschöpften Proviant ergänzen und mit barer Münze einkaufen kann, so daß man nicht genötigt ist, sich, wie im dunklen Weltteil, mit Tauschartikeln aller Art zu beschweren. Hühner werden in den Himalayastaaten nur von den Mohammedanern gehalten — den Indern gelten sie als unrein — und sind daher oft schwer erhältlich, ebenso ist Rindfleisch von

Kaschmir bis Simla nicht zu haben, da das Rind ein dem Hindu heiliges Tier ist und unter keinen Umständen getötet wird. Milch, Schafe, Ziegen und Mehl findet man hingegen fast allerorten.

Die soeben erwähnte Heiligkeit des Rindes ist es, die der britischen Regierung ein energisches Einschreiten gegen die in verschiedenen Gegenden des Landes grassierende und immer mehr um sich greifende Lungenseuche ganz unmöglich macht. Bei uns in Deutschland wird das von einer solchen Krankheit befallene Vieh von Regierungs wegen getötet und so der Herd derselben vernichtet. Hier würde ein gleiches Vorgehen höchst wahrscheinlich eine Revolution zur Folge haben, darum heißt es einfach: „Schicksal, nimm deinen Lauf" und ganze Bezirke müssen ihre religiöse Befriedigung mit dem Verlust ihrer Herden erkaufen.

In früheren Zeiten wurde in Kaschmir das Schlachten eines Rindes mit dem Tode bestraft, und auch heute noch würden über den Schuldigen die schwersten Strafen verhängt werden. Selbst der sonst geheiligten Person des „Sahib" würde der Genuß eines Beefsteaks übel bekommen, man findet sich daher in das Unvermeidliche und begnügt sich mit Ziegen-, Schaf- und Hühnerfleisch.

Sagam, eine unbedeutende Ortschaft, war für die Nacht als Lagerplatz bestimmt worden, und als ich gegen Sonnenuntergang daselbst anlangte, fand ich die Zelte bereits aufgeschlagen und meinen Koch an seinem aus drei Steinen improvisierten Herde in voller Tätigkeit.

Ich habe eine ausgesprochene Vorliebe für das Zeltleben, vorausgesetzt, daß es nicht tagelang hintereinander regnet. Mag ein Bungalow auch noch so bequem eingerichtet, noch so geräumig sein, ich fühle mich in dem-

selben immer als Gast, wohingegen ich in meinem Zelte als unumschränkter Herrscher schalten und walten kann wie mir's beliebt. „My tent is my castle." Hier bin ich at home, und kein nach mir anlangender Reisender kann mich, wie im Dak Bungalow, wo ich nur für 24 Stunden Schutz beanspruchen kann, an die Luft setzen.

Außerdem schlafe ich nirgend besser als im Zelt; denn ich werde von keinem Ungeziefer heimgesucht, eine häufige Zugabe in den Bungalows. Schlangen und Skorpione haben mich bisher noch keines Besuches gewürdigt, man muß überhaupt nicht glauben, daß es hier von derartigem Geziefer wimmelt. Schlangen habe ich im Laufe meiner Reise seltener gefunden als beispielsweise Kreuzottern auf dem Torfmoore meines Besitzes in Hinterpommern; die meisten scheinen mir im Munde des Volkes zu leben. Der Kobra, deren Biß in vielen Fällen tödlich ist, bin ich persönlich nur in dem von Privaten unterhaltenen Zoologischen Museum in Bombay begegnet, wo mehrere lebende Exemplare in Glaskäfigen gehalten werden.

Man kann sich in der Tat kaum ein widerwärtigeres Tier denken, als die gereizte, sich hoch aufrichtende und ihre an beiden Seiten des Kopfes befindlichen Hautlefzen gleich einem Medicikragen aufblähende Kobra.

Sie kommt in der Umgegend Bombays allerdings ziemlich häufig vor, und eine als Schlangentöterin bekannte, auf Malabar-Hill wohnende deutsche Dame hat in einem Jahre in ihrer Wohnung neun dieser gefährlichen Bestien zur Strecke gebracht.

Von Sagam an beginnt die dreißig Tage dauernde Bergsteigerei nach Simla. Auf Befehl des Maharadja waren alle Schulzen der von mir berührten, zu Kaschmir

gehörenden Ortschaften angewiesen worden, mir zu meinem nächsten Lagerplatze das Geleit zu geben und mir jeden gewünschten Beistand zu gewähren. Was ich nun an mangelhafter Ortskenntnis bei diesen Herren kennen lernte, spottet jeder Beschreibung. Die meisten von ihnen wußten nur in ihrem Bezirk Bescheid; was darüber hinaus lag war ihnen ein Buch mit sieben Siegeln, und sie konnten mir nicht den Weg nach einem von dem ihrigen drei bis vier Stunden entfernten Dorfe zeigen. Der Ortssinn scheint im allgemeinen bei dem Kaschmiri wenig ausgeprägt zu sein, selten kann er auch nur annähernd angeben, wie weit man noch bis zum nächsten Lagerplatze hat. Er nennt irgend eine beliebige Anzahl Meilen, ohne, selbst wenn er den Weg des öfteren zurückgelegt hat, die geringste Ahnung zu haben. Hierin ist ihm der Neger Ostafrikas bei weitem über. Fragt man diesen, wann man im Lager sein werde, so zeigt er am Himmel den Platz, wo die Sonne stehen wird, wenn man sein Ziel erreicht hat, und in einer Gegend, die er vor Jahren einmal durchzogen, wird er sich fast nie verirren. Als ich mich über diese Begabung des Negers einmal mit Stanley unterhielt, meinte derselbe, ein nicht geringer Teil seiner Sansibarleute würde imstande sein, den Weg vom Kongo nach Bagamoyo wiederzufinden. Auch die Zulus finden sich leicht zurecht, wohingegen bei den Sudanesen, wie ich auf verschiedenen Expeditionen mit unserer ostafrikanischen Schutztruppe zu beobachten Gelegenheit hatte, das Orientierungsvermögen verhältnismäßig schwach ausgeprägt ist.

Gleich am ersten Tage wurden wir falsch geführt und erreichten so, trotzdem wir um 6 Uhr früh aufgebrochen waren, das 30 Kilometer entfernte Mankringi erst gegen

2 Uhr nachmittags. Mankringi ist keine Ortschaft, sondern ein Lagerplatz mitten im Walde an romantischem Abhange. Da wir uns hier in einer Höhe von 8000 Fuß befanden, so wurde es gegen Abend empfindlich kalt. Trotzdem zog eine kleine Pilgerschar, welche den Marbalpaß überschritten hatte und, wie ich mich leicht durch den Augenschein überzeugen konnte, aus lauter kräftigen Mitgliedern des männlichen Geschlechts bestand, splitternackt ihres Weges. Ihre Gewänder usw. trugen sie in Bündeln zusammengeschnürt auf dem Rücken. Ein bekleideter älterer Mann folgte ihnen und winkte vergnügt zu unserem Lager hinüber. Ich ließ ihn heranrufen und erkundigte mich des Weges woher und wohin. Auch er war auf einer Pilgerfahrt, aber als Mohammedaner nach dem Grabe irgend eines Propheten, wo er ein etwa gänseeigroßes Stück Butter niederlegen wollte und sich damit seiner Sünden zu entledigen glaubte.

Der mir beigegebene Munschi, Herr Lakshmidas, hatte inzwischen versucht, der Kälte mit Hilfe einer halben Flasche Whisky ein Paroli zu biegen, und ergötzlich war es nun anzusehen, welche Wirkung diese Dosis Alkohol auf den sonst so gemessenen Brahminen ausübte. Während andere Menschen Gott danken, sich nach dem Genusse einer solchen Quantität auf beiden Beinen halten zu können, versuchte unser feister kleiner Freund, sich gleich dem Storch oder Flamingo mit einem einzigen zu begnügen, welcher Versuch jedesmal mit einem völligen Umsturz endete, bis er das Törichte dieses Beginnens einsah und es vorzog, sich auf einen umgefallenen Baumstamm zu setzen.

In aller Frühe des folgenden Morgens — die Sonne hatte sich noch nicht den Schlaf aus den Augen gerieben —

alarmierte ich das Lager, da ich es selbst im Bette vor Kälte nicht mehr aushalten konnte. Als ich aus dem Zelte trat, bot mein kleiner Hilfsarbeiter aus dem Ministerium des Innern in seinem Äußern einen jammervollen Anblick dar. Zerknirscht, das weißbeturbante Haupt auf beide Hände gestützt, saß er — ich weiß nicht, ob noch oder schon wieder — auf dem umgefallenen Baumstamm, ein Bild namenlosen Elends. O du heiliger Brahma! Wie saß dein frommer Jünger da, einem Häufchen Elend gleich, mit verglasten Augen wehmütig zu mir emporschauend, als wollte er sagen: „Hilf mir, du großer Mann, wenn einer meinen Zustand kennt, so bist du es.“ In letzterem hatte er nun freilich nicht ganz unrecht, aber gegen den Kater ist bekanntlich kein Kraut gewachsen, und so hielt ich es für das beste, meinen Patienten, nicht ohne einen Anflug von Bosheit, damit zu trösten, daß ihm auf der Höhe des Marbalpasses schon besser werden würde. Der Ärmste! Er sollte nun auch noch eine Höhe von 11 600 Fuß erklimmen. Aber was half's, ich ließ ihn aufs Pferd heben, um ihn wenigstens so weit als möglich tragen zu lassen. Aber schon nach kurzer Zeit mußte er den Sattel wieder verlassen.

Bergan ging's auf miserablem Pfade, erst sanft ansteigend zu Pferde, dann steil zu Fuß, mein Begleiter meist auf allen Vieren, pustend, ächzend, stöhnend. Ich bin ein geborener, aber keineswegs passionierter Bergsteiger; das einzige Vergnügen, welches ich von der Sache habe, ist die Freude, die ich empfinde, wenn ich am Ziele angelangt bin, und das war ich bereits kurz nach 9 Uhr. Oben auf der Höhe des Passes befindet sich ein aus Steinen lose aufgebautes Lingam, bedeckt mit welken Blumen, niedergelegt von frommen Pilgern. Hier faßte ich Posto

und weidete mich an dem Anblick des schier verzweifelnden Babu, während ich die armen Kulis mit ihren Lasten auf dem Rücken und die des Kletterns ungewohnten Pferde bemitleidete. Als es mir schließlich zu windig wurde, begann ich allein den Abstieg und wartete bei einem Senner, mich labend an frischer Kuhmilch, fast zwei Stunden auf die Ankunft der Karawane. Der Brahmine kam seelenvergnügt, über Stock und Stein setzend, angehüpft; er war wieder ganz genesen, die Kur hatte geholfen. Um 1½ Uhr bezogen wir Lager in Singpur, einem kleinen freundlichen Dorfe von 30 Einwohnern, inmitten amphitheatralisch sich übereinander erhebender, wogender Reisfelder. Die Leute, meist Hindus vom reinsten Wasser, tragen das Haupthaar in der Mitte rasiert, zu beiden Seiten dichte, weitabstehende Lockenbüschel, die unter einer eigentümlich zugeschnittenen roten Kappe hervorquellen. Ein kurzes Wams bedeckt den Oberkörper bis an die Lenden, so daß sie aussehen wie der Rattenfänger von Hameln, der vergessen hat, seine Trikots anzulegen. Hier, wie auch für die nächsten Tage finden wir Blockhäuser mit flachen Erddächern, auf denen das zusammengetriebene Rindvieh behaglich wiederkäuend lagert, oder auf denen Tomaten und andere Früchte zum Trocknen ausgebreitet sind. Die Weiber machen einen wenig erfreulichen Eindruck, meist in wollene Hemden gehüllt, starren sie solcherweise von Schmutz, daß wir uns von dem Dichter das: „O rühre, rühre nicht daran" wahrlich nicht vorsingen zu lassen nötig haben, um uns in gemessener Entfernung zu halten. Wir befinden uns hier in etwa 8000 Fuß Höhe und treffen unter den Feld- und Waldblumen viele heimatliche Bekannte, u. a. Glockenblume, Löwenmaul, Schafgarbe und Primel so-

wie verschiedene Farnarten. Hier wie fast in ganz Kaschmir wird jährlich zweimal geerntet, auf Weizen bzw. Gerste als Winterfrucht folgen Mais, Reis oder Hirse. Wo irgend möglich, sind künstliche Bewässerungen angelegt und werden gut imstande gehalten, wohingegen der Wert des Stalldüngers leider, wie überall in Indien, nicht gebührend geschätzt wird.

Den Bewohnern Kaschmirs kann man keineswegs den Vorwurf machen, schlechte Ackerbauer zu sein, denn sie bestellen ihre Felder äußerst sorgsam und halten dieselben von Unkraut in vorzüglicher Weise frei. Würden sie den Dünger ausgiebiger verwerten, so könnte man bei ihnen sogar von intensiver Wirtschaft sprechen. Ihre Ackergeräte sind zwar erstaunlich primitiv und mögen vor 2—3000 Jahren genau so beschaffen gewesen sein, aber die Anschaffung teurer Maschinen würde sich bei der Kleinheit des Betriebes nicht bezahlt machen, und an Genossenschaftswesen ist hier ebensowenig wie in Indien wegen des leidigen Kastengeistes zu denken. Zweifellos würde durch Erweiterung der Bewässerungsanlagen noch viel Land unter Kultur gebracht werden können, der geringen Bevölkerung genügt jedoch das vorhandene vollauf. Das geschnittene Korn wird, in Garben gebunden, vielfach in Schobern, und zwar auf den flachen Dächern der Häuser, nicht selten aber lose in dem Geäste der Bäume aufbewahrt. Da Niederschläge nach Mitte September so gut wie gar nicht vorkommen, kann man sich kostspielige Scheunenbauten ersparen. Unserem deutschen Dreschflegel bin ich auf meinen Wanderungen in Kaschmir nicht begegnet; es wird meist mit langen gebogenen Stöcken gedroschen; auch wird das Getreide mit Kühen vielfach ausgeritten, wie es noch heute, z. B. im Holsteinischen, mit dem Raps ge-

schieht. Eine höchst sonderbare Dreschmethode, die sicher um Tausende von Jahren zurückreicht, habe ich in Kischtwar kennen gelernt. Eine etwa sechs Fuß lange Steinplatte ist in einem Winkel von etwa 70 Grad in die Erde gesenkt, so daß dieselbe drei bis vier Fuß aus derselben hervorragt. Der Bauer faßt nun die einzelnen Garben am unteren Ende und schlägt die Ährenbüschel über die Kante der Platte, bis das Korn herausgefallen ist. Ich habe mich überzeugt, daß bei dieser etwas langwierigen Methode sehr rein ausgedroschen wird und nur wenige Körner im Stroh verbleiben.

Nicht annähernd so günstig, wie mit der Landwirtschaft, ist es mit der Forstwirtschaft bestellt, wenigstens soweit ich Gelegenheit hatte, dieselbe kennen zu lernen. Ich erinnere mich nicht, irgendwo in der Welt so wunderbare Nadelwälder angetroffen zu haben, wie in dem von mir durchstreiften Teile Kaschmirs, wo sechs Fuß im Durchmesser haltende und gegen 100 Fuß hohe Bäume auch heute noch keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Diese prächtigen Waldriesen, meist Deodar-Zedern, werden gefällt, indem man Feuer an den unteren Teil der Stämme legt, bis sie umfallen, dann behauen und zersägt in den nächsten Wasserlauf geworfen, dessen während der Schneeschmelzzeit hoch anschwellende Fluten sie dann in den bedeutenderen Chenab führen, gegen welche wohlfeile und hier einzig mögliche Transportmethode sich ja weiter nichts einwenden ließe, wenn nicht Tausende von kostbaren Stämmen unterwegs zwischen Felsblöcken sitzen blieben, ohne daß man sich bemühte, dieselben wieder flott zu machen. Ich glaube nicht zu niedrig zu greifen, indem ich annehme, daß gegen 30 v. H. der in die Bäche geworfenen Balken nicht an ihr Ziel gelangen. Die in den

Chenab treibenden Hölzer werden in Aknur, dem Hauptholzstapelplatz Kaschmirs, von mit aufgeblasenen Ziegenschläuchen bewaffneten Schwimmern geborgen, um entweder zu Flößen vereinigt weiter stromab oder auf dem Landwege zur nächsten Bahnstation Sialkot geführt zu werden.

Von einem Anpflanzen junger Bäume ist keine Rede, und es scheint mir endlich an der Zeit, daß in dieser Richtung entweder auf die Regierung Kaschmirs von den Engländern ein energischer Druck ausgeübt oder die Waldwirtschaft, wie es bereits in verschiedenen sogenannten unabhängigen Staaten der Fall ist, vom British Government in Pacht genommen werde. Andernfalls dürften die unvergleichlichen Waldungen schnell ihrem gänzlichen Ruin entgegengehen.

Der Bär ist unstreitig eine der größten Plagen des Landmannes, dessen Maisernte vom Meister Petz oft in einer Nacht vernichtet wird, so daß er unausgesetzt auf dem Posten sein muß, um den ungeschlachten Räuber zu verscheuchen. Übrigens ist die Bärenjagd kein ganz ungefährliches Vergnügen, und kaum ein Jahr vergeht, ohne daß einige englische Offiziere dasselbe mit dem Leben büßen.

Die 30 Kilometer Weges von hier zu der nächsten Ortschaft Mogul Madam führen anfangs durch hohe Kiefernwaldung mit eingesprengten Eichen, dann über kahle Felsen und über derartig vernachlässigte Pfade, daß es mich heute noch wundert, wie unsere Pferde mit heilen Knochen davongekommen sind. Im Walde fand ich an mehreren Stellen wildwachsenden, sich festonartig von Stamm zu Stamm rankenden Wein, dicht behangen mit reifen, schwarzblauen Trauben, deren allerdings sehr kleine

Beeren sich durch Süße und aromatischen Geschmack auszeichnen.

Mogul Madam ist ein Dorf mit fünf verstreut liegenden Häusern und einigen zwanzig meist kropfbehafteten Bewohnern, die sämtlich erschienen, um mir bei meinem Frühstück Gesellschaft zu leisten. Wie in den Bergen Tirols und Steiermarks, ist auch in Kaschmir der Kropf eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, die von den Eingeborenen durchweg dem schlechten Trinkwasser zugeschrieben wird, eine Ansicht, der ich mich deswegen nicht anschließen kann, weil der Kropf sich nach meinen eigenen Beobachtungen sowohl, als auch nach eingezogenen Erkundigungen lediglich bei den Kulis, Waldarbeitern und sonstigen, schwere Arbeit verrichtenden Personen, kurz, in den untersten Klassen, nicht aber in den Reihen der Soldaten, Priester, Schreiber usw. findet, obgleich alle dasselbe Wasser genießen. Wie mir mitgeteilt wurde, vererbt sich die Krankheit häufig von den Eltern auf die Kinder, die dann bereits mit kleinen Kröpfen auf die Welt kommen. Die Zahl der in den Bezirken Kischtwar und Badrawar mit Kröpfen behafteten Personen wird auf 20 v. H. geschätzt.

Nachmittags wurde eine Steigung von etwa 800 Fuß überschritten und abends das Lager zwischen gewaltigen Felstrümmern auf einer Sandbank aufgeschlagen, gegenüber der Stelle, wo unter lautem Getöse sich die kristallklaren Wasser des Sinthun in die von Gletschermud grauweiß gefärbten Fluten des Wardwarflusses ergießen. Hunderte von wertvollen Stämmen glitten mit den Wellen des Wardwar vorüber, und während ich, hart am Flusse sitzend, mein Abendessen einnahm und eine Flasche Kaschmirweins dazu leerte, trieb nicht weit von meinem

Tisch die leicht angesengte Leiche eines Hinduweibes ans Ufer, bei der man wahrscheinlich — wie das vielfach vorkommt — aus Sparsamkeit den Verbrennungsprozeß nur markiert hatte, anstatt ihr einen ordentlichen Scheiterhaufen aufzubauen. Meine Leute beeilten sich, den Kadaver wieder flott zu machen, und ich benutzte den Vorwand schwacher Nerven, um mich nach einer zweiten Flasche umzusehen.

Unsere Pferde hatten wir der lebensgefährlichen Wege halber in Mogul Madam zurücklassen müssen, so daß es von jetzt ab auf eigenen Füßen vorwärts ging. Ich habe in meinem Leben manches Gebirge durchstreift, bin an manchen Abgründen vorübergegangen, die Wege aber, die ich von hier nach Kischtwar und von da nach Badrawar gewandelt bin, übertreffen in bezug auf die Anforderungen, die sie an den Schneid des Reisenden stellen, alles mir bis dahin Bekannte.

Stundenlang auf Pfaden, die kaum einem Fuße Raum gewähren, an gähnenden Abgründen von über 1000 Fuß Tiefe entlang zu tasten oder solche auf fünfzölligen Balken zu überschreiten, stundenlang das Bewußtsein zu haben, daß die geringste Unachtsamkeit, daß ein Zoll vom Wege den Tod bedeutet, das ist mehr als ein angenehmer Nervenkitzel, wie ich ihn beispielsweise bei Luftballonfahrten, sogar bei leidlich gefahrvollen, empfunden habe. Für Lebensmüde mag ein Spaziergang dieser Art seine Reize haben, für mich, der ich auch ohne eine königliche Stiefmutter ausrufe: „Das Leben ist doch schön," bietet er solche keineswegs. —

Nach diesem Bekenntnis wird man begreifen, daß ich alles Mögliche tat, einen Absturz in die Tiefe zu vermeiden, und nach Kräften bemüht war, mir das zu er-

halten, was ich erst seit kurzem schätzen gelernt hatte — das Leben.

Die neunte Stunde des 28. August 1890 wird mir für alle Zeit in lebhafter Erinnerung bleiben, denn in ihr habe ich meiner Empfindung nach dem Tode näher gestanden als je zuvor, in ihr meine erste Jhula überschritten. Eine Jhula ist der Schrecken, nicht nur der meisten Touristen, sondern auch eines großen Teiles der eingeborenen Bevölkerung, die lieber auf den Verkehr mit der übrigen Welt verzichtet, als sich einer Jhula anzuvertrauen, denn eine Jhula ist eine Brücke, aber eine Brücke von höchst eigenartiger Konstruktion, wie sie in Kaschmir meist zur Verbindung schroff abfallender Flußufer Verwendung findet.

Man denke sich zwischen die beiden Wände eines Abgrundes zwei parallel, vier Fuß voneinander entfernte, in gleicher Höhe liegende, etwa ein Fuß dicke Kabel aus Weidengeflecht gespannt und fünf Fuß unter denselben drei zusammengefügte armdicke Kabel, die mit den beiden oberen durch vertikale, dünnere Stricke in einer Entfernung von je acht Fuß verbunden sind, und man hat eine Jhula.

Mir ist das Seiltanzen wahrlich nicht an der Wiege vorgesungen worden, und ich habe es leider auch versäumt, durch Privatunterricht selbst die Anfangsgründe dieser edlen Kunst kennen zu lernen; aber ich hatte vor Jahren einmal eine hohe Verehrung für eine junge Dame „auf schlaffem Seil“ im Zirkus Carré gehegt, und aus jener Zeit wußte ich wenigstens eines, nämlich, daß sich meine Angebetete jedesmal „vor der Schlacht“ die Sohlen ihrer allerliebsten Schuhe mit Kreide bestrich. In Ermangelung solcher verwendete ich hierzu etwas trockenen

Lehm und versuchte dann meinen ersten „Pas", der aber beinahe mit einem Fiasko mit tödlichem Ausgange geendigt hätte. Aha! dachte ich, der Gott, der Füße wachsen ließ, der wollte keine Stiefel, entledigte mich derselben, die Strümpfe einbegriffen, betrat das Seil zum zweitenmal, und diesmal mit besserem Erfolg. Die ersten Schritte sind die unangenehmsten, da die Brücke sich nach der Mitte zu in starkem Bogen senkt und man daher auf dem glatten Weidengeflecht am leichtesten ausgleitet. Wären an den zwei oberen Hauptkabeln Stricke befestigt, an denen man sich festhalten könnte, so wäre die Sache weit weniger gefährlich als jetzt, wo die armdicken, festgeflochtenen Kabel den Händen gar keinen Halt bieten. An dem einen Ende jeder Jhula befindet sich ein Häuschen für einen Einsiedler, der erstens die Brücke instand zu halten und zweitens den Passanten beim Übergange Beistand zu leisten verpflichtet ist. Wie aber in dem bekannten Studentenliede, in dem es heißt: „Einsiedelmann ist nicht zu Haus," so ging es auch hier, und ich mußte daher auf die mir sonst hochwillkommen gewesene Hilfe dieses Herrn verzichten. Bis in die Mitte ging die Sache leidlich, da aber erhob sich plötzlich ein heftiger Stoßwind, und die Jhula begann hin- und herzuschwanken, unter gleichzeitigem recht fatalen Auf- und Niederhüpfen. Mir wurde schwach vor den Augen; etwa 500 Fuß unter mir, da wallet's und siedet's und brauset's und zischt's, derweil ich alle Beine und Hände voll zu tun habe, mich vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Zum Glück ging es ohne Sturz ab, und nach einigen weiteren langen Minuten stand ich wieder auf festem Boden mit einem Gefühl, als hätte ich die größte Heldentat vollbracht. Meinen Dienern, die angsterfüllt am jenseitigen Ufer standen, rief



Eine Jhula in Kaschmir.

ich zu, die Sache sei ein Kinderspiel, und sie kamen auch schließlich ohne Unfall herüber; die meine Lasten tragenden Kulis folgten ihnen wie geborene Seiltänzer.

Ich habe später mehrfach ähnliche Brücken ohne weiteres Grauen passiert, nie aber eine derartig schlecht gehaltene und nie wieder eine unter so ungünstigen Verhältnissen, wie die hier den Wardwarfluß überspannende. Ich hoffe, daß spätere Reisende den Weg via Kischtwar nach Badrawar, dank meinem Bericht an den Radja Amor Singh, in einer besseren, weniger lebensgefährlichen Verfassung vorfinden werden, als ich es tat.

Selbstverständlich wird durch die Schlechtigkeit der Wege der Genuß der wunderbaren, stets wechselnden Szenerien wesentlich beeinträchtigt. Der Marsch führt teils in 600 bis 1000 Fuß Höhe über dem Wardwarfluß, teils am Ufer desselben an schwach bewaldeten oder auch ganz kahlen Felsen entlang, bei jeder Biegung neue Blicke erschließend, bald auf an Wildheit ihresgleichen suchenden Felspartien, bald in liebliche enge Seitentäler mit freundlichen Häuschen und in allen möglichen Farben prangenden Hirse- und Reisfeldern. Murmelnde Bächlein und schäumende Bäche, denen ihr Bett zu eng geworden, vereinigen sich mit dem sich über Steine und gewaltige Felsblöcke dahinwälzenden Wardwar oder stürzen in Gestalt von Wasserfällen oft aus mehreren hundert Fuß Höhe in die Tiefe. Ich sah hier zum erstenmal die wilde Olive, die sich aber auf die Abhänge zu beiden Seiten des Wardwar und des Chenab zu beschränken scheint, wenigstens bin ich ihr später nicht wieder begegnet. Den letztgenannten, sich bei Atuk in den Indus ergießenden Fluß überschritten wir am gleichen Tage auf einer Jhula,

um dann über Sandsteinfelsen etwa eine Stunde bergan zu klettern. Stufenüberreste deuten an, daß einst eine breite Treppe zur Höhe geführt hat, auf der noch heute die Trümmer einiger zwanzig von behauenen Steinen eingefaßter, jetzt versiegter Quellen vorhanden sind.

Endlich, nach recht heißem Marsche, betrat ich gegen Mittag das 5400 Fuß hoch gelegene Kischtwartal, die ermüdeten Träger erschienen erst einige Stunden später am Platze. Wenn man tagelang zwischen engen Felsschluchten herumgeklettert ist und kaum einige Quadratmeter ebenen Landes hat entdecken können, so begrüßt man die erste größere Strecke flachen Geländes mit unverhohlener Freude, und seien es auch nur wenige hundert Morgen, wie es hier der Fall war. Etwa ein Drittel der gesamten Fläche wurde von dem polo-ground eingenommen, auf dem zu Zeiten, als in Kischtwar noch ein unabhängiger Radja residierte, das Polospiel allabendlich eifrig betrieben wurde. Erst der Vater des jetzigen Maharadja von Kaschmir, Ranbir Singh, hat Kischtwar seinem Staate einverleibt, und mit der Radjaherrlichkeit wie mit dem Polospiel hat es seitdem sein Ende erreicht. Von ersterer zeugt ein verfallener sogenannter Palast in einem auf einer Anhöhe inmitten des Tales gelegenen Fort, welches noch unter Ranbir Singh mit 600 Soldaten und 20 Bronzegeschützen armiert war und heute drei verschlafenen Wächtern als Wohnung dient, von letzterem der etwa 100 Morgen große, künstlich geebnete, prächtige Rasen. Einen Winkel desselben mit einer Gruppe dichtbelaubter Platanen wählte ich als Lagerplatz und empfing dann die Besuche der verschiedenen hier stationierten Beamten, die kamen, dem Freunde ihres Landesherrn ihre Aufwartung zu machen

und ihm Geschenke an Mehl, Reis, Honig, Hühnern, Früchten usw. zu Füßen zu legen.

Auf meine Frage, warum das Polospiel nicht mehr geübt werde, wurde mir bedeutet, es fehle hierzu die nötige Anzahl vermögender Leute, denn es gäbe zurzeit nur zwei Pferdebesitzer in Kischtwar, wohingegen unter dem früheren Radja fast jedermann Pferde zum Polospiel gehalten habe.

Ich hatte das Spiel bisher immer für eine englische Erfindung gehalten, bis ich in Kaschmir erfuhr, daß es hier seit Jahrhunderten gespielt wird. Seine eigentliche Heimat soll Dardistan oder Baltistan, nach anderer Ansicht Manipur sein, wo es auch heute noch in voller Blüte steht; von den Engländern ist es erst vor wenigen Jahrzehnten übernommen worden. Das „polo“ läßt sich am besten mit einem Krocket zu Pferde vergleichen. An jedem Ende des rasenbedeckten Spielplatzes befindet sich ein kleiner, deutlich abgegrenzter Kreis, einer für jede Partei. Aufgabe der Spielenden nun ist es, mit Hilfe hammerartig auslaufender Stöcke einen leichten Holzball etwa von der doppelten Größe der Krocketbälle in den Kreis der Gegenpartei zu treiben. (Die Engländer ersetzen den Kreis durch zwei in den Boden geschlagene, nahe beieinander stehende Pfähle.) Das Spiel, welches an die Gewandtheit von Roß und Reiter nicht geringe Ansprüche stellt, ist in gleicher Weise aufregend für Spieler wie Zuschauer und zweifellos eine nicht zu unterschätzende kavalleristische Übung.

Eines der beiden einem Vezier gehörenden Pferde des Ortes wurde mir für den folgenden Tag zur Verfügung gestellt, und ich benutzte dasselbe zu einem Ausfluge in die Stadt und zu dem auf einer Anhöhe inmitten der Tal-

enge gelegenen Fort, von dem aus ich einen der reizvollsten Blicke genoß, dessen ich mich überhaupt in Gebirgsgegenden entsinnen kann. Nach Norden und Süden sieht man hinunter in fruchtbare, grünende Täler, nach allen Seiten auf teils spärlich bewaldete, teils kahle Berge. Von einem der letzteren stürzt aus 250 Fuß Höhe ein Wasserfall in mehreren Kaskaden in die Tiefe. Die Stadt selbst bietet außer ihren aus einer Art Mosaik von Holz- und Steinblöcken aufgebauten Häusern mit hübsch geschnitzten Türen und Balkonen wenig Sehenswertes. Sie könnte mit geringen Kosten mit vorzüglicher Wasserleitung versehen werden, während jetzt jeder Tropfen von einer etwa eine halbe Stunde entfernten Quelle herbeigeschafft werden muß. Der Basar ist ohne alles Leben, die Läden in demselben waren um 10 Uhr noch nicht geöffnet, und um 5 Uhr nachmittags, als mich mein Weg zum zweitenmal hindurchführte, bereits wieder geschlossen.

Als Landwirt interessierte mich besonders der viel gepflegte Anbau des Safrans, dessen Zwiebel gerade in jenen Tagen unter langgezogenen melancholischen Gesängen der Erde anvertraut wurde. Wie bei uns nach alter Methode die Kartoffel, wird die Saat in eine Furche gelegt, um von dem die nächste Furche ziehenden Haken mit Erde bestülpt zu werden. Nach drei Monaten, also Ende November, beginnt die Blüte und mit dem Pflücken dieser auch die Ernte. Da ein Pfund getrockneter Blumen mit 45 Mark bezahlt wird, so ist der Anbau des Safrans, dessen Farbe sich bei den Indern hoher Gunst erfreut, sehr lohnend. Auch Mohn wird zur Gewinnung des Opiums mit gutem Erfolge gebaut.

Die weibliche Bevölkerung macht in ihrer kleidsamen Tracht, engen bunten Hosen und langen weißen, durch

roten Gürtel zusammengehaltenen Gewändern, roter, cerevisartiger Kopfbedeckung, einen weit saubereren Eindruck als sonstwo im Lande. Die Männer tragen meist grauwollene Beinkleider, kurze Kittel und eine Filzkappe, welche Stirn, Kopf und Genick bedeckt. Sämtliche Leute zeichnen sich durch heiteres, liebenswürdiges bescheidenes Benehmen aus, und nirgendwo in Kaschmir habe ich so das Gefühl gehabt, den Bewohnern durch meinen Besuch eine Freude zu machen, wie in Kischtwar. Ich brauchte nur einen Wunsch zu äußern, und alle Welt wetteiferte, denselben zu erfüllen. Als ich später bei meiner Abreise die Rechnung begleichen wollte, wurde mir bedeutet: „Der Gast unseres Maharadja ist auch der unsrige" und jede Annahme einer Bezahlung stolz zurückgewiesen. Mit der Hoffnung, es möge mir vergönnt sein, noch einmal im Leben in dieses gastliche Tal zurückzukehren, verließ ich Kischtwar in der Richtung nach Badrawar.

Anfangs führte der Weg etwa 1200 Fuß über Felsgeröll bergab, dann begann wieder die Aufwärtskletterei auf womöglich noch schlechteren Pfaden als bisher. Aus Reisstroh geflochtene Schuhe, die ich in Kischtwar erhalten hatte, taten gute Dienste, da sie das Ausgleiten auf glatten Felsplatten verhinderten. Nur wenige nackte Pilger mit ungewöhnlich großen, aus Weidengeflecht und Blättern hergestellten Sonnenschirmen begegneten uns. Die Landschaft wurde wilder und wilder, und nur vereinzelte kleine Steinhäuschen erinnerten daran, daß wir uns in bewohnter Gegend befanden.

Bei einer verlassenen Wassermühle in Duodezformat, in der neben zwei kleinen Mahlsteinen kaum Platz für den Müller vorhanden war, wurde Halt gemacht, um das Frühstück zu bereiten. Während der Koch an der Arbeit

war, nahm ich mir die Mühe, eine der Höhen zu erklettern, um zu sehen, ob hinterm Berge auch noch Leute wohnten. Mein Auge sah hinab in eine kleine, angebaute Talschlucht, die sicher noch nie eines Europäers Fuß betreten, auf der kaum je zuvor eines weißen Mannes Blick geruht hatte, denn alles hier nicht direkt am Wege Liegende ist terra incognita, und wem es besonderes Vergnügen macht, jungfräuliche Höhen, Berge und Bergriesen in allen Formen und Gestalten, mit oder ohne Schnee, ganz nach Wahl zu erklimmen, der findet hier im Überfluß, was er sucht.

Die Nacht wurde, da sich kein Platz zum Aufschlagen eines Zeltes ermitteln ließ, in einer Felshöhle zugebracht und am andern Morgen beim Mondschein schon um 4 Uhr wieder aufgebrochen. Von diesem Marsche ist mir besonders ein Punkt von seltener Schönheit in Erinnerung geblieben. Ich hatte auf schmaler, schwankender Brücke den Tartara in schwindelnder Höhe überschritten und sah nun von sicherem Port hinab in die Tiefe, in der sich in rechtem Winkel die brausenden Fluten des Tartara in den Chenab ergießen. Ringsum schroffe Felsmassen; trotz einiger gleich Schwalbennestern an die Felsen geklebten Häuschen kein lebendes Wesen ringsum, kein Laut, außer dem Tosen der Wasser. Ich war meinen Leuten vorausgeeilt, genoß in vollen Zügen die Einsamkeit inmitten wildester Berglandschaft und pries mich glücklich, fernab vom Getriebe der großen Welt allein sein zu können mit mir selber, allein mit der wunderbaren Natur.

Gegen Mittag hielten wir in der größeren Ortschaft Jangalwar kurze Rast. Nachdem dort gefrühstückt war und neue Kulis die Stelle der ermatteten eingenommen hatten, ward der Marsch in glühender Sonnenhitze fort-

gesetzt. Mehr als 3000 Fuß galt es auf steilen Zickzackwegen zu überwinden, eine Arbeit, die manchen Schweißtropfen gekostet hat. Bis gegen 8000 Fuß Höhe sahen wir Reis- und Hirsefelder, doch habe ich später solche, wie auch Weizenkulturen bis über 9000 Fuß angetroffen, ja letztere finden sich in Ladakh bis zu 12000 Fuß über dem Meeresspiegel, und eine Art Gerste, „grim" genannt, reift in diesem merkwürdigen Lande, in dem kein Fleckchen angebauten Landes unterhalb 9000 Fuß liegt, sogar in Höhen von 13000, ja selbst 14000 Fuß, der größten bekannten Höhe, in der überhaupt Feldkulturen existieren. Die Bewohner dieser zu Kaschmir gehörenden, etwa 30000 Einwohner zählenden Provinz, in der jede Handbreit anbaufähigen Landes beackert wird und in der ein weiteres Ausdehnen der Landwirtschaft und damit auch eine Vermehrung der Wohnsitze ausgeschlossen ist, haben nun „aus Mangel an Raum" oder auch von dem Standpunkte ausgehend, daß, wie viele Hunde des Hasen, so viele Weiber des Mannes Tod sind, an Stelle der Polygamie die Polyandrie eingeführt, und zwar in höchst sonderbarer Weise. Der älteste Sohn einer Familie erkiest sich ein seinem Geschmack zusagendes Weiblein. An der von ihm geschlossenen Ehe nehmen seine sämtlichen Brüder teil, gleichgültig in welcher Zahl, mit gleichen Rechten, und die von dieser Kommanditgesellschaft gezeugten Kinder gehören allen Teilhabern gemeinschaftlich. Erstere sprechen daher, wie wir etwa von Onkeln und Tanten, von ihrem größeren, kleineren, älteren und jüngeren, dicken oder dünnen Vater. Sobald das erste Kind geboren ist, verlassen Großmutter und die respektiven Großväter, die bis dahin mit ihren Kindern zusammengelebt haben, das Haus und ziehen auf Altenteil, sich mit wenigen Kühen

und genug Landes, um sie vor dem Verhungern zu bewahren, begnügend. Soweit bliebe ja alles „in der Familie", aber nicht genug an dem. Nein, es ist den bereits mehrfach bemannten Frauen auch noch gestattet, sich nach ihrem Geschmack ein bis zwei Nebenmänner aus der Nachbarschaft zuzulegen, die dann gleichfalls eheliche Rechte ausüben, ohne später solche als Väter der Kinder beanspruchen zu können. Man denke sich, welch wunderbare Motive sich hier einem Ehestanddramatiker à la Victorien Sardou böten. Was würden sich für prächtige Eifersuchtsszenen mit, sagen wir, z. B. fünf Ehemännern und zwei Hospitanten erfinden lassen. Es gibt wahrlich höchst eigentümliche Sitten in der Welt; ich für mein Teil würde mich, wenn ich die Wahl hätte, immerhin eher für die Polygamie als für die Polyandrie begeistern können. Bemerkt sei noch, daß die Ladakhis sich zur buddhistischen Religion bekennen und ein großer Teil derselben, Männlein sowie Weiblein, die Freuden des Klosterlebens denen der Ehe vorzieht.

Doch zurück nach Kaschmir, zurück in unser heutiges Nachtquartier, welches, da wiederum kein Zeltplatz vorhanden ist, angesichts von der sinkenden Sonne vergoldeter Schneeberge auf dem Dache eines Bauernhofes in dem Örtchen Jora aufgeschlagen worden ist. Das Haus besteht aus zwei Stockwerken, beide aber sind, da an einem Bergabhang, auf verschiedenen Basen errichtet, so daß das flache Dach des unteren den Bewohnern des höher gelegenen als Tenne, Spielplatz, Balkon usw. dient. Unter der Veranda des letzteren hatte ich Unterkunft gefunden, Tisch und Stuhl standen auf dem Dach des ersteren. Meistens pflegen, wie schon erwähnt, hier die Getreidevorräte untergebracht zu werden, und die Häuser, auf

deren Dächern in mächtigen, vortrefflich gesetzten Schobern die Ergebnisse der letzten Ernte aufgebaut sind, erhalten dadurch von weitem das Aussehen kuppelgekrönter Tempel.

Meine braven Wirte gaben sich die erdenklichste Mühe, mir den Aufenthalt für die Nacht erträglich zu gestalten, aber die sofort nach Sonnenuntergang eintretende eisige Kälte und der Lärm, den einige in den Nachbarfeldern schmausende Bären vollführten, ließen mich kein Auge schließen, so daß ich mit Freuden den dämmernden Morgen begrüßte und mich erst wieder wohl zu fühlen begann, als die Bewegung des Kletterns das Blut in meinen Adern in Fluß brachte.

Auf einer Höhe von über 8000 Fuß gelangten wir zu einem der Gottheit Bhadrakali, einer mit acht Armen behafteten Dame, geweihten Holztempel. Gleich einer Heiligen der katholischen Kirche war die Göttin angetan mit seidenem Gewande, geschmückt mit Edelsteinen und Blumen, und machte ein vergnügtes Gesicht, als ich sie begrüßte. Letzteres aber geschah lediglich, um mir von ihr die Erlaubnis zu erbitten, mich von der ihr Heim umgebenden Veranda ein wenig umsehen zu dürfen. Welch ein Blick! Vor mir lagen die grauen Bergesrücken einem Meere felsgewordener Wogen gleich, aus dem fern am Horizont der Nana und Khana — davon der erstere 23 447 Fuß hoch — schneestarrend sich von dem lichten Blau des Morgenhimmels abhoben. Von nun an ging es langsam bergab, und ich vertrieb mir die Zeit damit, möglichst viele der zu Tausenden im Sonnenlichte sich tummelnden farbenschillernden Schmetterlinge zu fangen und meiner im Laufe der Reise allmählich recht umfangreich gewordenen Sammlung einzuverleiben.

Seit gestern bereits befanden wir uns im Bezirk Ba-

drawar, einer dem Bruder des Maharadja, dem uns aus Sirinagar bekannten liebenswürdigen Radja Amor Singh, gehörenden Landschaft, die demselben eine jährliche Rente von etwa 200 000 Mark einbringt. Die Wege waren hier in besserem Zustande als im übrigen Kaschmir, mit der Waldwirtschaft aber sah es womöglich noch kläglicher aus, und die riesenhaften Stämme lagen zu Hunderten faulend am Boden. Die hiesigen Bewohner scheinen viel Sinn für die Schönheit der sie umgebenden Natur zu besitzen, wenigstens läßt mich der Umstand, daß an allen hervorragenden Aussichtspunkten umgehauene Stämme zu Bänken hergerichtet waren, diesen Schluß ziehen. Von einem solchen Punkte bot sich mir ein bezaubernder Blick auf die tief unten im Tale liegende Stadt und das dieselbe beherrschende, mit vier runden Ecktürmen versehene Fort.

Mein heutiges Reiseziel schien mir so nahe, und die Kulis waren so weit zurück, daß ich mir etwa eine halbe Stunde Rast gönnte und mich an dem Anblick der sich unter mir ausbreitenden, üppigen Landschaft weidete. Ich war späterhin recht unangenehm enttäuscht, als es noch etwa 1½ Stunden unbequemen Bergkletterns bedurfte, um den vom Gouverneur für mich hergerichteten Lagerplatz zu erreichen, und zweier weiterer Stunden Wartens, bis Zelt und Gepäck anlangten.

Badrawar, die Stadt, hat mir wenig gefallen, sie bot mit ihren engen, unregelmäßigen Gassen, unsauberen Häusern und Bewohnern ein Bild der Unordnung und des Schmutzes. Nie sind mir so mordsgarstige Weiber begegnet, wie hier, die, ich glaube, der Wohltat eines Bades oder auch nur einer gründlichen Waschung von Kindesbeinen an nicht teilhaftig geworden sind. Man denke sich hierzu verfilztes, scheinbar nur einmal im Leben in Zöpfe

geflochtenes Haar, kropfbehangene, dünne Hälse, und man wird begreifen, daß ich die Frage aufwarf: Wie ist es möglich, daß bei Abwesenheit aller weiblichen Reize ein solches Geschlecht überhaupt fortpflanzungsfähig bleibt?

Trotz aller Anstrengungen des Gouverneurs, mich länger an den Ort, der, nebenbei bemerkt, 2500 Einwohner zählt, zu fesseln, wandte ich Badrawar in der Frühe des nächsten Tages den Rücken, erreichte um 10 Uhr Thanala, einen ausschließlich von Schmieden und Blecharbeitern bewohnten Ort in Höhe von 7500 Fuß, und nach weiteren drei Stunden in etwa 10000 Fuß die Grenze zwischen Kaschmir und dem unabhängigen Staate Chamba. Hier befinden sich außer einem Zollhäuschen des Maharadja, in dem 6 v. H. Steuern von allen eingeführten Produkten erhoben werden, einige wenige, von Milchwirten, deren Herden im Sommer auf den gut begrasten Almen weiden, bewohnte Steinhäuser. Ich hatte ursprünglich beschlossen, hier zu nächtigen, doch stand ich eines eisigen Windes wegen, trotz der Erschöpfung meiner Träger, von diesem Vorhaben ab und setzte den Marsch, auf Chamba-Territorium bergabsteigend, nach kurzer Ruhepause fort. Meine Hoffnung, bald irgendwo einige Quadratmeter ebenen Landes für einen Lagerplatz anzutreffen, sollte sich leider nicht erfüllen, und ich mußte froh sein, endlich am Fuße eines Wasserfalles gerade Raum genug zu finden, um mein Feldbett aufstellen zu können. Ein romantischeres Plätzchen für ein Lager konnte man sich wahrlich nicht wünschen, bequem freilich war etwas anderes, und für die Diener und Träger gab es kaum auf den Felsen ringsum eine Möglichkeit, sich niederzulegen. Trotz allen Ungemachs und grimmiger Nachtkälte werde ich mich stets gern dieses eigentümlichsten Lagerplatzes, den ich je bezogen

habe, erinnern. Mein Bett stand etwa zehn Schritt entfernt von dem zwischen zwei mit hohen Kiefern bedeckten Felsen in die enge Schlucht niederstürzenden Fall, dessen Wasser im Lichte des Mondes flüssigem Silber glichen und einen zauberhaften Kontrast gegen das dunkle Rot der lodernden, knisternden Wachtfeuer boten.

Ich kann meinen Bericht über das paradiesische Kaschmir unmöglich schließen, ohne der Liebe und Verehrung Erwähnung zu tun, die alle Schichten der Bevölkerung für ihren Maharadja hegen. Überall, wo es auch war, erging man sich über denselben in ungekünstelten Lobeserhebungen, jedermann pries die Milde, Gerechtigkeit und Hilfsbereitschaft des einem Gotte gleich geachteten Landesherrn, und niemand klagte über drückende Abgaben oder unterdrückte Freiheit. Kein Mensch konnte mir sagen, aus welchem Grunde ihr Fürst von den Engländern unter Vormundschaft gestellt worden sei. Letzteres geschah bekanntlich mit der Begründung, der Mißwirtschaft des Maharadja ein Ende machen zu wollen, Tatsache aber ist, daß man englischerseits einem stark kompromittierenden Briefwechsel zwischen dem Staatsoberhaupte Kaschmirs und Rußland auf die Spur gekommen ist, und es daher für ratsam hielt, einen so gefährlichen Vasallen bis auf weiteres kalt zu stellen. Die vox populi hat jedenfalls mit der Sache nichts zu tun gehabt! Heute, beim Erscheinen dieses Buches, ist, wie ich vernehme, der Fürst wieder in seine Rechte eingesetzt.

Chamba. Mundi. Belaspur. Arki.

Der Übergang von Kaschmir auf Chambagebiet macht sich vorteilhaft bemerkbar durch das Besserwerden der Wege. Wenn ich sage „Besserwerden“, so soll damit noch keineswegs von einem „Gutwerden“ die Rede sein; aber man merkt den schmalen Bergpfaden doch an, daß sie ihr Dasein Menschenhänden und nicht, wie die bisherigen, dasselbe lediglich Menschenfüßen verdanken, sowie, daß sich ab und zu jemand um dieselben bekümmert. Von Kaschmir kommend, hat man jedenfalls das Gefühl, als käme man von einem Knüppeldamm auf Asphaltpflaster. Das Lager am Wasserfall wurde in aller Frühe verlassen. Gegen 7 Uhr, nach zweistündigem Marsch, kamen wir an eine Hirtenhütte, in der mein Begleiter, der Munschi aus Kaschmir, dem es bei uns zu unbehaglich geworden war, genächtigt hatte. Er stand mit seinen kurzen Beinchen und seinem feisten Gesicht so herausfordernd da, als wolle er sagen: „Ihr Langschläfer! Ich warte hier schon stundenlang“, trotzdem man ihm anmerkte, daß er seinen Heuhaufen erst vor einigen Augenblicken verlassen hatte.

Unser Weg führte fast eine Stunde lang über unvergleichlich schöne Kleeweide, deren Wert voll und ganz zu schätzen man in der Haut eines der wohlgenährten, ringsum grasenden Ochsen hätte stecken müssen. In der auf einem von oben bis unten mit lilablühenden Sträuchern überwucherten Berge gelegenen Ortschaft Langera fand Kuliwechsel statt, und dann ging es bergauf, bergab, entlang dem Flüßchen Sewl, vorbei an unzähligen Wasserfällen und hübschen, freundlichen Dorfschaften nach Banghal, wo in einem behaglichen Waldbungalow Quartier genommen wurde. Von dem Forstbeamten erfuhr ich, daß die gesamten Forsten des Radja von Chamba von der britischen Regierung für jährlich 36 600 Mark gepachtet sind. Stärkeres Holz ist in diesen Waldungen wenig mehr vorhanden; dagegen viel solches, wie es sich zu Eisenbahnschwellen eignet. Besonders das Holz der cedar deodarus wird von den Bahnverwaltungen geschätzt, denn es widersteht dem Zerstörungstrieb der weißen Ameise am längsten. Die bearbeiteten Schwellen werden in den Sewl geworfen, von diesem in den Ravi und so nach Lahore getrieben, wo das Stück mit 4,80 Mark bezahlt wird. Trotzdem macht die britische Regierung schlechte Geschäfte mit der Pacht, denn die Unkosten für die Schwelle stellen sich auf 3,20 Mark, was bei den niederen Löhnen nur erklärlich ist durch die viele Arbeit, die das mühsame, zeitraubende Loslösen der zwischen Steinen festgerannten Hölzer erfordert.

Die Hauptholzarten der Forsten in Chamba sind: cedar deodarus, pinus excelsa, pinus longifolia, Akazie und Eiche, doch muß man sich unter letzteren keinen so prächtigen Baumriesen vorstellen, wie unsern deutschen Baum, mit dessen Majestät sich die Schwester am Hima-

laya auch nicht annähernd messen kann. Brauner und schwarzer Bär, Leopard, Hirsch und Wildziege sind die am meisten vertretenen Wildarten.

Die Häuser in den Bergen Chambas gleichen mit ihren flachen Erddächern denen in Kaschmir, doch wird der mittlere Raum der Vorderseite fast durchweg von einer geräumigen, luftigen Loggia eingenommen, die mit einer geschnitzten Holzbrustwehr versehen ist und deren Dach von wenn auch ziemlich roh geschnitzten, so doch überaus wirkungsvollen Holzpfeilern gestützt wird. Die Frauen tragen bunte, kurze Röcke, ein übers Kreuz befestigtes, die Brust zur schönsten Geltung bringendes Mieder und bloße Beine. Mit Silberschmuck in den Ohren sind sie geradezu überladen, und selten fehlt ein feiner goldener, durch einen Nasenflügel gezogener Reif von solchen Dimensionen, daß ein kleiner Papagei sich bequem darin schaukeln könnte. Die Männer gehen in kurzen Kitteln und Filzkappen einher. Meist trifft man baumwollene Gewänder, doch „wer weise, wählt Wolle"; denn die Temperatur ist bedeutenden Schwankungen unterworfen. Fast alle erwachsenen männlichen Bewohner Chambas tragen auf der Brust ein in drei Längsfelder geteiltes, etwa 5 Zoll langes und 3 Zoll breites silbernes Schild. Jedes Feld enthält das Bildnis einer Gottheit.

Auf dem Rücken eines mir vom Forstbeamten geliehenen Pferdes gelangte ich am folgenden Tage nach Manjera, einer Ortschaft, deren ich nur deshalb Erwähnung tue, weil daselbst der seinerzeit wegen unliebenswürdigen Benehmens gegen die Engländer seines Thrones entsetzte „unabhängige" Radja von Chamba, Vater des jetzt regierenden, seine Tage in der Verbannung verbringt, und zwar mit einer Rente von 800 Mark monat-

lich, während sein Sohn etwa über das dreißigfache Einkommen verfügt. Ich hätte den alten Herrn gern gesprochen, man bedeutete mir aber, Seine Hoheit litten an einer Idiosynkrasie gegen Europäer, ein Gefühl, welches ich begriff und zu achten wußte.

Seit langer Zeit sah ich hier zum erstenmal wieder Palmen. Es geht mir mit denselben, wie mit Süßigkeiten: ab und zu genieße ich solche recht gern, aber ich liebe es nicht, mit ihnen überfüttert zu werden. In Afrika hatte ich mir den Magen daran verdorben, heute aber, nach wochenlangem Wandern durch Nadel- und Laubwald, wurden sie mir gewissermaßen als Dessert aufgetischt und ich begrüßte sie als solches mit Freuden.

Die Vollmondnacht benutzend, machten wir uns um zwei Uhr morgens wieder an die Arbeit, um für den langen vor uns liegenden Marsch nach Chamba, der Hauptstadt des 120 000 Einwohner zählenden Landes, möglichst von der Kühle der Nacht profitieren zu können. Von jetzt ab wurden die Pfade nicht nur besser, sondern sogar gut; denn vor Jahren war einmal ein Vizekönig des Weges gezogen, und die Stätte, die in Indien ein solcher Mensch betritt, ist geweiht für alle Zeiten. Es ist ein wahrer Segen, daß die Vizekönige möglichst viel im Lande herumreisen, denn wohin sie kommen, werden wie mit Zauberschlag elende Wege in vorzügliche Straßen, schwankende Stege in prächtige Brücken verwandelt, zu Nutz und Frommen aller späteren Reisenden. Nebenbei läßt sich nicht leugnen, daß der jetzt regierende Radja von Chamba selbst lebhaften Anteil an der Verbesserung der Verkehrsadern seines Landes nimmt und jährlich bedeutende Summen für dieselben aufwendet. Es ist überhaupt ein Mann von Unternehmungsgeist, und als ich am folgenden Tage

bei sengender Mittagshitze seine Residenz betrat, da wurde gehämmert, gekarrt, gegraben und geebnet, als solle nächster Tage eine Weltausstellung in Chamba eröffnet werden. Die Stadt selbst, hoch am Berge über dem Ravi gelegen und überragt von dem imposanten Palast des Fürsten sowie mehreren Tempeln, zählt 8000 Einwohner und macht mit ihren weiß getünchten, mit Schiefer gedeckten Giebelhäusern einen hervorragend hübschen Eindruck. Ich habe in Indien, mit Ausnahme von Jeypur, bis jetzt keine andere so regelmäßig und lustig gebaute Stadt kennen gelernt. Die Basare bestehen hier nicht, wie anderwärts, aus finsteren, dumpfen Höhlen, in die kaum ein Sonnenstrahl gelangt, sondern aus gleichmäßig gebauten, um einen ausgedehnten Rasenplatz gelegenen, geräumigen, lichten Hallen. Dieser Platz, auf dem sich für gewöhnlich die liebe Jugend tummelt, dient an besonders vom Radja festgesetzten Tagen zum Polospiel sowie zweimal des Jahres zu den hier stattfindenden Rennen.

Ein hübsches großes Hospital, welches binnen kurzem vollendet sein dürfte, bildet auf der einen, der Garten des ehemaligen britischen, seit der Großjährigkeit des Radja vereinsamt dastehenden Residenzgebäudes auf der anderen Seite den Abschluß dieses Platzes. Allerliebst, inmitten freundlicher, wenn auch etwas altväterischer Blumenanlagen, unmittelbar über dem Flusse liegt der Bungalow für Reisende, in dem ich drei genußreiche, friedliche Tage mit Briefschreiben und dem Ordnen meiner Sammlungen verbrachte. Kurz nach meiner Ankunft besuchte mich daselbst der Vezier des auf Jagd abwesenden Radja, um mich zu begrüßen und sich nach meinen Wünschen zu erkundigen.

Ich unterhielt mich längere Zeit mit dem gemütlichen

alten Herrn über Land und Leute, seinen Fürsten und dessen Familie, hätte ihm aber beinahe laut ins Gesicht gelacht, als er mir auf meine Frage, wie lange die jetzige Herrscherfamilie bereits im Lande regiere, kalt lächelnd entgegnete: „Etwa 2000 Jahre.“ Das klingt für einen Europäer fast unglaublich, und trotzdem mag der Mann recht haben, denn wie mir später von englischen Beamten versichert worden ist, gibt es in Indien Fürstengeschlechter, die nachweislich seit nahezu 3000 Jahren in ihrem Lande sitzen, und ein Richter erzählte mir, es sei gar nichts Seltenes, daß vor dem „Court“ gewöhnliche Personen mit sechs- bis siebenhundert Jahren alten, meist auf Baumrinde geschriebenen Dokumenten erschienen.

Was mich besonders in Chamba interessierte, das waren die etwa 1000 Jahre alten, ihrer Form — Kegel auf quadratischer Basis — nach zu urteilen, von Buddhisten erbauten Tempel. Dieselben sind von oben bis unten mit sehr originellen Bildhauerarbeiten bedeckt und bieten im Innern meist nur Raum für ein Götzenbild.

Eine oberhalb des Palastes entspringende Quelle versorgt die Stadtbewohner mit vortrefflichem Wasser. An dieselbe knüpft sich folgende Sage: Vor grauen Jahren wurde Chamba von einer entsetzlichen Dürre heimgesucht, alle Wasserläufe versiegten, und selbst im Bette des Ravi war kein Tröpfchen mehr zu entdecken, so daß Menschen und Vieh vor Durst dahinstarben. Da berief der Radja sämtliche Weisen, Priester, Astrologen und sonstige Professionsschwindler seines Reiches zu sich und ließ sie beraten, wie der schrecklichen Not gesteuert werden könne. Nach langer, trockener Sitzung war man überein gekommen, es würde keine Quelle im Lande rinnen, bevor nicht der Radja das Liebste, was er auf Erden besitze,

den Göttern zum Opfer gebracht habe. Ein wenig verstimmt empfing der Fürst diese Kunde, doch entschloß er sich, dem Rate der Weisen Folge zu geben. Die Frage war nun, wer sollte geopfert werden? Denn daß es sich um ein Menschenopfer handelte, verstand sich von selbst. Seine Gattin wagte er mit dieser peinlichen Angelegenheit nicht zu belästigen — eine Schwiegermutter besaß er nicht — und so fiel die Wahl auf seinen einzigen Sohn, den 18jährigen Thronerben. Sei es nun, daß sein Vaterherz ein menschliches Rühren fühlte und die Jugend des Knaben ihn reute, sei es, daß er sich sagte: „Was kann das schlechte Leben nützen?“ Tatsache ist, daß er sich nach langer Überlegung entschloß, selber auf den Scheiterhaufen zu steigen und somit der Sache ein rasches Ende zu machen. Alles war bereits zu dem feierlichen Akte hergerichtet, als die Gemahlin des Radja, die Rani, Kunde von dem Vorhaben ihres Mannes erhielt. Ohne weiteres stürzte sie in sein Zimmer und machte ihm eine heftige Szene, wie er sich unterstehen könne, seinen Untertanen den Landesvater rauben zu wollen, er, der Steuerer des Staatsschiffes, der Lenker der Geschicke des Landes. Ihr gebühre bei dieser Gelegenheit der Vortritt, ihr der Scheiterhaufen, denn sie bäte sich aus, für das Liebste ihres Gatten zu gelten — und was dergleichen Redensarten einer polternden Alten mehr sind. Kurz und gut, als richtiger Pantoffelheld gab er dem Drängen der Rani nach, ließ ihr den Willen und sie verbrennen. Unter ihren Aschenresten aber sprudelte noch selbigen Tages ein silberklarer Quell hervor zur Erquickung und Labsal des schier verdursteten Volkes. Dieser Quell ist es, der noch heute die Stadt mit Wasser versieht. Ein Tempel ist über der Stelle errichtet, an der einst das ersehnte Naß

dem Boden entquoll, zum Andenken einer braven Frau, die ihr Leben hingab für das Wohl des Landes und ihrer darbenden Mitmenschen.

Als einziger Europäer lebt in Chamba ein junger, feingebildeter Missionar der schottischen Kirche, Mr. Walcker, den man wahrlich um seinen, oberhalb des Zusammenflusses des Sow mit dem Ravi entzückend gelegenen Wohnsitz, eine kleine, im gotischen Stil erbaute Villa, die auch im Innern stilvoll möbliert ist, beneiden könnte. Dieser liebenswürdige Herr, dem ich, um ihn nicht in Verlegenheit zu setzen, die Frage nach der Zahl seiner Schüler und Jünger erspart habe, hat mir viele Freundlichkeiten erwiesen und mich mit manchen eigentümlichen Gebräuchen der Bewohner des Landes vertraut gemacht.

Eine der Hauptfestlichkeiten in Chamba bildet das im Frühjahr stattfindende Bullenfest. Bei dieser Gelegenheit, zu der sich alles, was Beine hat, an den Ufern des Ravi einfindet, wird von den Priestern ein Stier in den Fluß getrieben, und von seinem Benehmen hängt es dann ab, ob das Jahr ein günstiges oder ungünstiges wird. Schweres Unglück droht dem Lande, wenn der Bulle an demselben Ufer landet, von dem er ins Wasser gejagt ist, schwimmt er auf die andere Seite des Flußbettes, so bedeutet das ein normales Jahr. Großes Glück aber birgt die Zukunft, im Falle das arme Opfertier das Land schwimmend verläßt und entweder ertrinkt oder in einem Nachbarstaat sich ans Ufer rettet. Meistens pflegt das letztere der Fall zu sein, denn das an den Ufern versammelte Volk hält ein „corriger la fortune“ für erlaubt und verhindert mit Stöcken und Steinwürfen ein Landen des Bullen nach Möglichkeit. — Am Abend des zweiten Tages meines Aufenthaltes war der Radja von

der Jagd heimgekehrt, und da ich den Wunsch geäußert hatte, ihm meine Aufwartung zu machen, erschien am folgenden Morgen eine Art Hofmarschall in Begleitung eines herrlich aufgezäumten Schimmels, auf dem ich die wenigen Schritte zum Palaste zurücklegte. Im Portal des letzteren trat die Wache ins Gewehr und präsentierte. Ich gelangte in einen mit Blumenanlagen, Rasen und Springbrunnen geschmückten Hofraum und wurde von dort in den glanzvoll, in europäischem Stil eingerichteten Empfangssaal geleitet. „His Highness“ — dieses Prädikat nebst den dazu gehörigen, je nach Größe des beherrschten Landes zwischen 7 bis 21 schwankenden Salutschüssen ist allen Radjas von der britischen Regierung zuerkannt — ließ mir gerade Zeit genug, mir ein auf dem Tische liegendes Album etwas genauer anzusehen.



Sham Singh, Radja von Chamba.

Zu meinem Erstaunen fand ich unter den Photographien zahlreicher indischer Größen neben einem Bilde der Königin von England auch solche des Kaisers Friedrich und des Fürsten Bismarck, doch setzte mich das weit weniger in Erstaunen, als später in der Branntweinbude des Eingeborenen-Basars in Simla das Auffinden eines Holzschnittes, welcher eine unserer ersten medizinischen Berühmtheiten, Geheimrat Leyden, darstellte. Wie sich

mein sonst so mäßiger, liebenswürdiger Freund, in dessen gastlichem Hause in Berlin ich manche genußreiche Stunde verlebt habe, hierher, gewissermaßen als Schutzgott des Schnaps- und Petroleumausschankes, verirrt hat, ist mir leider à conto meiner mangelhaften Kenntnis des Hindustani rätselhaft geblieben.

Nach wenigen Minuten erschien „Seine Hoheit Sham Singh", ein hagerer, blasser Jüngling mit schwarzem Schnurrbärtchen in elegantem, dunklem, europäischem Anzuge und weißem Turban. Er sprach gut englisch, führte mich durch die ausgedehnten, in indischem Geschmack dekorierten Räume des Palastes und lud mich, nachdem ich seine Frage, ob ich Lawntennis spiele, bejaht hatte, ein, ihm das Vergnügen zu machen, in einem seiner Gärten nachmittags eine Partie mit ihm zu versuchen. Zur festgesetzten Stunde wurde ich in gleicher Weise wie am Morgen abgeholt und zum Spielplatze geführt, wo ich von der mir zu Ehren in roter Galauniform angetretenen, zwischen 30 und 40 Mann starken Musikkapelle mit „Heil dir im Siegerkranz" und von dem Radja mit verlegenem Gruße empfangen wurde.

Auf einer Seite des Platzes war ein mit Initialen des Fürsten und der Königskrone versehenes, in englischer Sprache geschriebenes Programm, welches ausschließlich deutsche Weisen enthielt, angebracht. Da die Kapelle von einem deutschen Musikmeister geschult war, überraschte mich dieses Programm ebensowenig, wie die wirklich vortrefflichen Leistungen der Bande. Die Pausen zwischen den einzelnen Nummern wurden von nach Art der schottischen „highlanders" mit Dudelsack und Querpfeifen ausgerüsteten Spielleuten ausgefüllt.

Nachdem ich dem erst achtzehnjährigen, aber bereits

verheirateten und sich mehrfacher Vaterschaft erfreuenden Bruder des Radja, einem allerliebsten, vergnügten Jungen, sowie diversen Männern von Rang vorgestellt worden war, begann das Spiel und endete schließlich, zur unverhohlenen Freude des Radja, der Hofschranzen und des rundum in Massen versammelten Volkes, mit einem Siege des Fürsten. Beim Abschied überreichte mir dieser sein Bild. Als ich ihn bat, dasselbe mit seiner Unterschrift zu versehen, wurden Tinte und Feder gebracht, und der Spender schrieb — bezeichnend, welchen Wert er auf seinen Titel legt — auf die Rückseite die Worte: „Presented by His Highness Sham Singh, Radja of Chamba, 9. September 90."

Da gerade die Stunde gekommen war, in der die Götter unter einem Höllenspektakel mit Pauken und Horngebläse sich zu Bette begaben, fragte ich den Fürsten, welche Gottheit hauptsächlich im Lande verehrt werde. Lachend meinte er: „Bei uns können Sie alles haben, Götter männlichen und weiblichen Geschlechts, mit zwei, vier, sechs und acht Armen, Beinen oder was Sie wünschen, wir haben eine große Auswahl, und jeder Gott hat seine Anhänger."

Des ewigen Kuliwechsels müde und unterrichtet von der guten Beschaffenheit der Wege bis Simla hatte ich mich für einen Weitermarsch mit Maultieren entschieden und vier dieser unter Umständen so nützlichen Vierfüßler nebst zwei Treibern zum Preise von achtzig Mark für sechzehn Tagemärsche gemietet. Am Morgen des Aufbruches begann das langweilige Geschäft des Verteilens und Festschnürens der Lasten, und ich möchte jedem Reisenden raten, sich nur da irgendwelcher Lasttiere zu bedienen, wo die Treiber gewohnt sind, Gepäckstücke von Europäern

und nicht nur Säcke mit Getreide usw. zu verladen; denn es ist durchaus nicht leicht, Tische, Stühle, Betten, Zeltstangen und sonstige Kleinigkeiten sowie sämtliche für Kulis eingerichtete Lasten auf dem Rücken der Tiere so zu befestigen, daß ein Herunterrutschen ausgeschlossen ist. Als die Gepäckkarawane abmarschiert war, nahm ich im Hause meines Missionsfreundes das Frühstück ein und schwang mich nach Beendigung desselben auf eine kleine braune Stute, die mir der Radja nebst einem Diener in der Frühe mit der Bitte geschickt hatte, mich derselben bis Simla zu bedienen. Trotzdem ich 2½ Stunden später aufgebrochen war als die Maultiere, holte ich dieselben nach kaum einstündigem Ritt ein. Die Gepäckstücke hatten sich gelockert, und es mußte von neuem geladen werden. Sobald das geschehen war, ritt ich weiter und langte nach mühseligem Überschreiten eines Passes von über 7000 Fuß gegen 2 Uhr in meinem Nachtquartier, dem Bungalow von Choari, an. Ich wartete den ganzen Nachmittag, ich wartete den Abend, kein Maultier kam, und ich saß da ohne Bettzeug, ohne Nahrungsmittel. In jedem anderen Lande wäre ich in solchem Falle in das nahegelegene Dorf gegangen und hätte mir Spiegeleier bereiten oder ein Huhn braten lassen. Aber dem Inder gilt bekanntlich der Europäer für ein unreines Wesen, mit dem er unter keinen Umständen seine Nahrung teilen oder für den er ein so verabscheutes Tier, wie das Huhn, herrichten würde, denn schon der Schatten eines Christen oder eines Mannes von niederer Rasse, wenn er zufällig auf die Speisen eines orthodoxen Brahminen fällt, genügt, dieselben für letzteren ungenießbar zu machen. So war ich denn für die Nachtmahlzeit auf zwei harte Eier, die für alle Fälle mitgenommen waren, angewiesen, ein minderwertiger Genuß,

wenn dieselben ohne Brot und Butter genossen und mit Wasser hinuntergespült werden müssen, auch gelang es mir, einige dem Radja gehörige Steppdecken aufzutreiben und damit ein leidliches Bett herzurichten.

Gegen 3 Uhr morgens wurde ich von meinem Diener geweckt; derselbe war angelangt, aber nur mit drei Maultieren und davon obendrein auch noch eines ohne Last. Ich erfuhr nun, das vierte sei niedergebrochen und sein Gepäck, Zelt usw. am Wege liegen geblieben, ein anderes hätte an einem Felsvorsprung seine Last abgestreift, dieselbe sei etwa 1000 Fuß tief in einen Abgrund gestürzt und unwiederbringlich verloren, was ich begriff, als ich ausfindig gemacht hatte, daß dieselbe aus 18 Flaschen Kaschmirwein, meinem photographischen Apparat einschließlich sämtlicher unterwegs gemachter Aufnahmen und einer botanischen Sammlung bestand.

Den Chopinschen Trauermarsch pfeifend, legte ich mich wieder ins Bett, schlief bis zum Morgengrauen und machte mich dann mit meinen Leuten auf die Suche nach der liegengebliebenen Zeltlast, die bald aufgefunden wurde. Etwas weiter entfernt lag die zweite Unglücksstätte, an der ich mich überzeugte, daß nichts mehr zu retten war. Trotz der gemachten trüben Erfahrungen versuchte ich es für den nächsten Marsch noch einmal mit Maultieren, aber mit nicht viel besserem Erfolge. Zwar ging dieses Mal nichts verloren, aber ich hatte wiederum bis 11 Uhr nachts auf Speise, Trank und Lager zu warten, so daß ich Maultiere, Esel, Ponies und wie diese Transporttiere alle heißen mögen, für meine weitere Reise in den Bergen in Acht und Bann zu tun und mich fortan wieder mit Kulis zu begnügen entschlossen war.

Am dritten Marschtage wurde die Grenze des Länd-

chens Chamba überschritten, und auf breiter Fahrstraße zog ich ein in den unter britischer Verwaltung stehenden Kangratalbezirk. Dieser letzte Marsch auf Chamba-Territorium war zugleich der erste bequeme, seitdem ich Sirinagar verlassen hatte, und dazu ein selten genußreicher, da der meist auf Bergeskamm entlang führende, sich sanft senkende Pfad nach Norden Blicke in tiefe Talschluchten bot, während nach Süden das Auge über Hügelketten hinweg in die weite indische Ebene schweifte.

Das Kangratal ist berühmt wegen seiner Teepflanzungen, und mein Weg führte gleich anfangs an einer solchen, von der Regierung angelegten und von einem Inder in Pacht genommenen Pflanzung vorüber. Die etwa vier Fuß voneinander entfernt stehenden Teesträucher sind buschig, dicht belaubt mit kleinen dunkelgrünen, lanzettförmigen Blättchen, und hier meist nicht höher als 2—2½ Fuß. Sehr bald sieht man einer Pflanzung an, ob sie von Eingeborenen oder Europäern bewirtschaftet wird; denn die ersteren pflücken in irrationeller Weise alle jungen Schößlinge, so daß der Strauch meist auf oben erwähnter Höhe bleibt und weniger umfangreich ist als in den Anlagen der Europäer, die ihm Gelegenheit geben, sich auszubreiten. Aber auch hier ist er meist nicht höher als 3—4 Fuß.

Die Fahrstraße, auf der ich mich nunmehr befand, erschien mir nach mehrwöchigem Wandern durch Wildnis mit ihrem Ochsenkarren-, Ekka- und Duliverkehr als der Inbegriff aller Zivilisation. Die Karren und Ekkas habe ich bereits beschrieben, aber ein Duli war mir bisher nicht begegnet. Es ist dies ein etwa 12 Fuß langer und 4 Fuß hoher, an den Seiten mit Öffnungen versehener Kasten, durch dessen Daches Längsachse eine Bambus-

stange läuft. Zwei Kulis vorn und zwei hinten tragen diesen Koffer, dessen sich Eingeborene so gut wie Europäer zum Reisen bedienen, unter taktmäßigem Ächzen und Stöhnen. Alle 10 Minuten werden sie abgelöst, so daß man acht Mann nötig hat, um sich auf diese, mir höchst unsympathische Weise fortbewegen zu lassen.

Ich hatte in meinem heutigen Reiseziel, mit dem stolzen Namen Shapore, eine Stadt, zum mindesten aber einen größeren Marktflecken, in dem mir Gelegenheit geboten würde, meine erschöpften Vorräte zu ergänzen, erwartet und war bitter enttäuscht, in demselben ein ganz elendes Dorf vorzufinden, in dem weder Milch noch Butter, weder Huhn noch Ei zu haben war. Der Bungalow war neu erbaut und noch nicht eingerichtet, und so suchte ich Schutz gegen die glühende Sonne unter der Veranda des Postgebäudes, erwartete daselbst die Ankunft meiner Träger und ließ mir mit einer wahren Engelsgeduld von dem mitteilsamen Postbabu Wolken von Tabaksqualm ins Gesicht blasen. Landbriefträger kamen und gingen, ihre Briefsäcke an mit eisernen Spitzen versehenen Stöcken auf der Schulter tragend. Unterhalb dieser Spitze befindet sich ein Bündel messingner Schellen, und da die Träger durch ihre Verpflichtung, die deutsche Meile in 40 Minuten zurückzulegen, zu unausgesetztem kurzen Trabe gezwungen sind, so hört ihr Ankommen sich an, als führe ein Schlitten vor. Infolge häufigen Wechsels der Träger ist die Briefbeförderung eine erstaunlich schnelle.

Die Bergstation Dharmsala war nur etwa drei Meilen entfernt. Ich entschloß mich daher, noch selbigen Tages dahin weiterzuziehen, beschied den Ortsvorsteher zu mir und bestellte neue Kulis, die mir auch zugesagt wurden. Meine Leute waren längst eingetroffen, und zwei Stunden

vergangen, als mir mitgeteilt wurde, es sei unmöglich, Kulis aufzutreiben. Da mein Entschluß, in Dharmsala zu nächtigen, feststand, so nahm ich die Sache selber in die Hand, griff die ersten besten des Weges ziehenden Grasschneider auf, nahm ihnen ihre Sicheln ab, deponierte dieselben beim Postbabu und bewog sie, meine Lasten aufzunehmen. So ging's, und ehe 15 Minuten verstrichen waren, befanden wir uns wieder auf dem Marsche. Nach kurzer Weile wurde die Heerstraße verlassen, und auf ausgewaschenen, steinigen Pfaden ging es zu dem 5500 Fuß hoch gelegenen Bergstädtchen hinauf, welches bei einbrechender Nacht glücklich erreicht wurde.

Kaum hatte ich mir's im Bungalow bequem gemacht und meinen gepreßten Kulis zu ihrer großen Zufriedenheit doppelte Löhne ausgezahlt, als ein junger Schwede bei mir eintrat, der wahrscheinlich zu viel Punsch getrunken hatte; jedenfalls befand er sich in einer Verfassung, die — ich weiß nicht wie im Schwedischen — im Deutschen aber mit „totaler Trunkenheit" bezeichnet wird. Ich teilte dem jungen Herrn unverblümt mit, daß, falls er irgendein Anliegen an mich habe, ich es vorzöge, er möge, bevor er zu mir käme, erst einmal zu sich selber kommen, worauf er sich zurückzog, um mich am nächsten Morgen mit einem Briefe zu überraschen, in dem er mir seine Dienste als Reisebegleiter antrug. Da ich nun auf Löschung schwedischen Durstes keineswegs eingerichtet bin und mein bißchen Spiritus knapp für mich selbst ausreicht, so wird man ermessen können, mit wie heißem Danke ich dieses uneigennützige Anerbieten ablehnte.

Dharmsala ist eine jener Himalayastationen, in denen die in der Ebene lebenden Europäer Erfrischung während der heißen Sommermonate suchen. Da die bis über

7000 Fuß hoch verstreut in den Bergen liegenden Bungalows meist durch große Entfernungen voneinander getrennt sind, ist ein reger gesellschaftlicher Verkehr, wie ein solcher an anderen, gleichen Zwecken dienenden Orten stattfindet, ausgeschlossen — meiner Ansicht nach ein großer Vorteil für die Erholung von den Salonstrapazen des Winters suchenden Kurgäste.

In Dharmsala steht — ich weiß nicht, ob nur zur Sommerszeit, oder ständig — ein Gurka-Regiment.

Die Mannschaften eines solchen sind freiwillig sich zum Dienste meldende Nepalesen, kleine verschmitzt und vergnügt aussehende Kerle mit mongolischem Typus. Sie werden allgemein als vorzügliche Soldaten gerühmt und machen in ihren dunkelgrauen Uniformen, mit cerevisartigen, verwegen auf das eine Ohr gesetzten Käppis und ihrer strammen Haltung einen wohltuend militärischen Eindruck. Sie sind, da fast alle verheiratet, in einigen hundert beisammenliegenden, kleinen, sauberen, mit Gärten versehenen Häuschen untergebracht und erhalten monatlich 11—16 Mark Löhnung, wofür sie sich selber zu verpflegen haben. Kurz vor meiner Ankunft hatte die Cholera arg unter ihnen gewütet, und unmittelbar vor meinem Bungalow befand sich ein aus 12 Zelten bestehendes Rekonvaleszentenlazarett, ein Umstand, der nicht gerade geeignet war, mich zu einem längeren Verweilen am Orte zu ermuntern, und so ließ ich es denn an einem Ruhetage genug sein, trotz des sehr hübschen Blickes auf bewaldete Berge, Teegärten und der Reife entgegensehende Reisfelder.

In dem kleinen Orte Dahda wurde das nächste Zeltlager bezogen. Zwei hier vorbeikommende Engländer luden mich ein, sie am folgenden Tage, da mein Weg

mich ohnehin an ihrem Teegarten vorüberführe, zu besuchen und das Frühstück mit ihnen zu teilen. Ich bedaure nicht, dieser freundlichen Aufforderung gefolgt zu sein, und habe einige genußreiche, unterhaltende Stunden in ihrem hübschen, von blühenden Rosenanlagen und Teepflanzungen umgebenen Heim zugebracht. Zum ersten Male fand ich hier Gelegenheit, die Ernte und Behandlung des Tees kennen zu lernen und mich von den Annehmlichkeiten eines Teepflanzerlebens zu überzeugen.

Von Palanpur bis an die Grenze von Mundi befanden sich die Wege von einem Ende bis zum anderen in gleichmäßig bejammernswerter Verfassung, nur hier und da brachte eine ganz oder teilweise während der letzten Regenzeit zerstörte Brücke etwas Abwechslung in das unerfreuliche Einerlei. Man sollte annehmen, die britische Verwaltung würde sich von ihren kleinen Nachbarstaaten nicht beschämen lassen; aber leider ist diese Erwartung trügerisch wie Frauenherzen, denn sobald der Mundistaat beginnt, sucht man vergebens nach selbst dem winzigsten Stein des Anstoßes für den Pferdehuf, und in flottem Trabe kann man die deutsche Meile in 30 Minuten zurücklegen. Zur Frühstückszeit hielten wir vor dem vom Radja allen Reisenden unentgeltlich zur Verfügung gestellten Dak Bungalow in Dehlu. Ein mit dunkelblauer Uniform und rotem Turban bekleideter reitender Gendarm erwartete mich hier, um mir einen Brief mit folgender kuriosen Adresse zu überreichen: „His Excellency the traveller, coming from Germany to Mundi.“ Meine Exzellenz wurden in demselben von dem Minister Jowallah Singh im Namen des Radja willkommen geheißen, ich sollte mich überall im Lande als Gast Seiner Hoheit betrachten, die sich glücklich schätze, in mir den ersten

Deutschen in Mundi zu begrüßen, und nicht verfehlen würde, mich mit allen mir gebührenden Ehren in ihrer Residenz zu empfangen. In einer Nachschrift wurde ich gebeten, dem Minister mitzuteilen, welche Zahl von Salutschüssen man mir geben dürfe.

Ich erwiderte umgehend, daß ich zurzeit noch keine Exzellenz sei und im allgemeinen keines Salutschusses Pulver für wert erachtet werde, lediglich als Studienreisender käme, um Land und Leute kennen zu lernen, als solcher die mir gebotene Gastfreundschaft herzlich dankend annehme und hoffe, Gelegenheit zu haben, diesen meinen Dank in wenigen Tagen Seiner Hoheit persönlich wiederholen zu können.

Alles, was das Herz meines Koches begehrte — und Köche pflegen bei solchen Gelegenheiten nicht an Engherzigkeit zu leiden — wurde nun vom Ortsvorsteher zur Stelle geschafft, ebenso Heu und Tana — eine Erbsenart, die hierzulande als bestes Pferdefutter gilt — für meine kleine braune Stute aus Chamba. Es ist Sitte in Indien, daß, wo der Herr als Gast geladen ist, sich die Gastfreundschaft auch auf die Diener desselben erstreckt, und so ließen wir es uns sämtlich wohl sein auf Kosten unseres freundlichen Wirtes, hier wie in den übrigen Bungalows, die uns als Nachtquartier dienten, bis die Hauptstadt erreicht war.

Während des folgenden Marsches stattete ich in dem am Wege liegenden Orte Goma einem daselbst stationierten englischen Zollbeamten Mr. Dickenson meinen Besuch ab. Dieser Herr, der sich glücklich schätzte, in seiner Abgeschlossenheit einen Europäer bei sich zu sehen, ist vom British Government zur Überwachung der hiesigen Salzgräbereien angestellt. In letzteren sind etwa 200

Arbeiter mit einem Monatslohn von je 6 Mark beschäftigt. Dieselben fördern im Jahre gegen 100000 Zentner eines meist nur einige Fuß unter der Erdoberfläche gelagerten, zu zwei Drittel mit Lehm und Erde gemischten Salzes, welches mit 2,30 Mark der Zentner bezahlt und auf Eseln, Ochsen und Maultieren zu Tal geschafft wird. Die britische Regierung, die verschiedene Salzlager in Nordindien ausbeutet, hat es nun für gut befunden, dem selbständigen Radja von Mundi, als ihrem Hauptkonkurrenten, einen Salzzoll in Höhe von 60 Pfg. den Zentner aufzuzwingen, und Mr. Dickenson, der mir alle diese Einzelheiten an einer vortrefflich besetzten Frühstückstafel mitteilte, hat an Ort und Stelle den Zoll einzukassieren sowie Betrügereien nach Möglichkeit zu verhindern. In die Tasche des Radja, der alles in allem über ein Einkommen von etwa 900000 Mark verfügt, fließt aus dieser Einnahmequelle immerhin, nach Abzug sämtlicher Unkosten, alljährlich das hübsche Sümmchen von 150000 Mark. Übrigens wird Salz aus Europa, namentlich über Hamburg, als Ballast in großen Mengen nach Indien eingeführt, da die eigene Produktion im Lande nicht für den Konsum ausreicht.

Während wir noch bei Tische saßen, erschien der Wegeinspektor des Radja, einer jener unausstehlichen, aufdringlichen, englisch redenden bzw. radebrechenden, sich halb europäisch kleidenden bengalischen Babus, die man von einem Ende Indiens zum andern als Schreiber, Postbeamte usw. antrifft. Derselbe war gekommen, mich im Namen seines Herrn zu begrüßen und mir zu melden, daß, trotzdem die Wege in letzter Zeit durch Erdrutsche an mehreren Stellen arg gelitten hätten, dieselben in aller Eile soweit instand gesetzt worden seien, daß eine

Gefahr für mich und mein Pferd ausgeschlossen sei. Außerdem habe er Befehl erhalten, mich nach Mundi zu begleiten und zu sorgen, daß es mir an nichts fehle. Gefolgt von diesem unglaublich schwatzhaften Menschen und einem zweiten auf der Bildfläche erschienenen Gendarmen setzte ich dann den Marsch nach Urla fort. Das Gebirge nimmt von hier an einen mehr lyrischen Charakter an, die Formen werden weicher als bisher, die Taleinschnitte weiter, und saftiges Grün deckt die etwa 5000 Fuß hohen Berge vom Fuße bis zum Gipfel. Schmucke, terrassenförmig aufgebaute Dörfer mit schiefergedeckten, weißgetünchten Häusern bieten dem Auge willkommene Ruhepunkte und sprechen für den Wohlstand der Bevölkerung. Weiber wie Männer tragen tellerförmige, rote Kopfbedeckungen mit umlaufendem, schwarzem Wulst. Mein diensteifriger Babu war mir mit seiner Sorge um mein Wohlergehen äußerst lästig, er ließ mir keinen Augenblick Ruhe, und als ich mich endlich in der Hoffnung, ihn los zu werden, aufs Bett legte, löste er mir die Schuhriemen und fing an, mich zu massieren. Diese Kunst wird in Indien fast von jedermann geübt, namentlich in Kaschmir, wo das Massieren als eine Art der Unterwürfigkeit gegen Höherstehende aufgefaßt zu werden scheint; denn kaum hatte ich mich dort irgendwo niedergelassen, etwa um ein Glas Milch zu trinken oder mich an Trauben, Bananen und dgl. zu erfrischen, flugs hatte mich auch einer bei den Waden zu fassen und fing an dieselben zu streichen und zu drücken, zu zwacken und zu zwicken, eine große Wohltat nach langen Märschen, wenn sie lautlos verrichtet wird und nicht von einem so gesprächigen Menschen, wie mein Freund der Wegeinspektor.

Gegen Abend meldete sich noch ein Depeschenreiter

mit einem Brief von Herrn Jowallah Singh, mit der Bitte, genau die Stunde meiner Ankunft in Mundi anzugeben. Das geschah, und zeitig am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg, um gegen zehn Uhr in die Residenz einrücken zu können. Etwa einen Kilometer von derselben kam mir der Minister auf herrlich aufgezäumtem Schimmel und mit großem Gefolge entgegen. Als er auf etwa zwanzig Schritte herangekommen war, sprang er vom Pferde; ich tat desgleichen und wurde dann in längerer Rede, von der ich kein Wort verstand, bewillkommnet. Man stelle sich einen langen, kornblumenblauen Samtrock mit überreicher Goldstickerei vor, getragen von einer hohen, kräftigen Mannesgestalt, setze auf diese einen schönen, hellbraunen Radjputenkopf mit rabenschwarzem, in der Mitte geteiltem Vollbart, bedeckt mit einem weißen, golddurchwirkten Turban, gürte die ganze Figur mit einem in goldener, edelsteinfunkelnder Scheide steckenden Säbel, und man hat Herrn Jowallah Singh, Minister des Innern Seiner Hoheit des Radja von Mundi, so wie er vor mir stand in jenem Augenblicke der Begrüßung.

Nachdem wir die Pferde bestiegen hatten, setzte sich unser nunmehr aus etwa 60 Personen bestehender Zug wieder in Marsch. Unmittelbar vor der Hauptstadt führte eine Hängebrücke, deren Pfeiler das Medaillonbild der Königin von England tragen, über den Bias, dessen hohe Ufer mit Menschenmassen bedeckt waren, als gälte es dem Einzug Karls des Fünften in Antwerpen, wobei ich mich über einen Mangel an mehr oder minder dekolletierten Frauengestalten wahrlich nicht beklagen konnte. In den engen Straßen des Basars drängte sich Kopf an Kopf, und jeder dieser Köpfe neigte sich tief zur Erde, sobald

ich nahte. Dergleichen Huldigungen waren mir nichts Neues; man gewöhnt sich daran merkwürdig schnell in einem Lande, in dem man eben das „höhere Wesen" ist. Aber als ich den von Polizisten freigehaltenen, sauber gefegten Platz vor dem Palaste des Radja betrat, wäre ich vor Überraschung und Vergnügen beinahe vom Pferde gefallen; denn in Reih und Glied aufmarschiert stand eine Ehrenkompagnie und hinter derselben, in roten Röcken und schwarzen Turbanen, das Musikkorps mit der Fahne des Radja, einen die Zunge ausstreckenden, den Schwanz kunstvoll rollenden roten Affen auf weißem Felde darstellend. Unter „Heil dir im Siegerkranz", präsentiertem Gewehr und gesenkter Fahne ritt ich salutierend die Front ab. Dann ging es weiter zum Bungalow, während das Musikkorps einschwenkte und mir unter den Klängen der Melodie „Lott' is tot" das Geleite gab. Im Bungalow, einem hübschen, einfachen Hause inmitten eines Blumengartens, harrte eine Schar Diener in blutroten Gewändern meiner Ankunft; ein warmes Bad stand bereit, der Frühstückstisch war gedeckt, kurz, es fehlte an nichts, und herzlich dankend entließ ich den vor Unterwürfigkeit fast zerschmelzenden Minister.

Etwas ähnlich Operettenhaftes, wie diesen meinen Einzug in Mundi, hatte ich denn doch noch nicht erlebt, und ich fing an, mich ganz als „kleinen Herzog" zu fühlen. Das erste, was ich als solcher tat, war, mich zu rasieren, eine Verrichtung, die ich, ganz entgegen meiner Gewohnheit, in den letzten Tagen versäumt hatte; dann wurde ich außerordentlich leutselig und verteilte die Strahlen meiner Gnadensonne gleichmäßig auf die gekrümmten Rücken von hoch und niedrig. Damit glaubte ich für den Anfang meinen herzoglichen Pflichten genügt zu haben

und dem Knurren meines in dieser Hinsicht ganz plebejischen Magens Gehör schenken zu dürfen. An reich besetzter Tafel schwelgend, verbrachte ich die nächste halbe Stunde und empfing dann ein Schreiben von dem Minister des Äußern, einem Engländer, Mr. Fendall, in dem derselbe anfragte, wann er mir seine Aufwartung machen dürfe? Ich antwortete, ich hielte es für selbstverständlich, daß ich ihm zuerst meinen Besuch mache, doch erschien er bald darauf selber, und zwar, wie er mir sofort mitteilte, auf Befehl des Radja, der außer sich vor Freude über meinen Besuch sei und gar nicht wisse, was er mir antun solle. Er sei von meinem Empfange in Kaschmir und Chamba unterrichtet worden und setze seinen Ehrgeiz darin, diese beiden Staaten in bezug auf Gastlichkeit und Europäerfreundlichkeit zu übertreffen, ich hätte ihm seine Freude zum Teil dadurch verdorben, daß ich die Salutschüsse abgelehnt habe; denn Kanonendonner gehe den indischen Fürsten und besonders dem Herrscher von Mundi über alles. Lachend meinte Mr. Fendall, der Radja habe sogar gewollt, er solle mir seinen Besuch mit hohem schwarzen Hut machen, und nur dem Mangel eines solchen habe ich es zuzuschreiben, daß dieses nicht geschehen sei. Es wurde nun verabredet, daß ich den Radja, der darauf bestehe, mich zuerst, und zwar im Laufe des Nachmittags zu besuchen, um 4 Uhr empfangen solle.

Kaum hatte dieser liebenswürdige Herr mich verlassen, als ein anderer Beamter erschien, gefolgt von etwa 20 Kulis, die in flachen, wagenradgroßen Körben die Gastgeschenke des Fürsten trugen. Um dem Leser ein für allemal einen Begriff von indischer Gastfreundschaft zu geben, werde ich mich bemühen, nach dem Gedächtnisse die zu meinen Füßen niedergelegten Gaben aufzuzählen.

Außer etwa zehn Körben mit den verschiedensten Gartenfrüchten waren da je ein Korb mit Zucker, Mehl, Reis, Pferdefutter, Kartoffeln, Bananen, Melonen, Mandeln, Nüssen und Rosinen sowie zwei Töpfe mit etwa acht Litern Honig und 15 Pfund Butter. Drei Pfund Tee, eine Flasche Benediktiner, zwei Fettschafe und mehrere Hühner vervollständigten diese Speisevorräte, eine enorme Menge, wenn man bedenkt, daß ich geäußert hatte, nur zwei Tage in Mundi verweilen zu wollen. Meine Diener erhielten außerdem noch eine solche Quantität Reis und Curry, als gelte es, eine Kompagnie Soldaten zu sättigen.



Big Chan, Radja von Mundi.

Zur festgesetzten Stunde verkündete Musik das Nahen des Landesherrn. Zuerst erschien eine Abteilung der Palastgarde und nahm vor meinem Bungalow Aufstellung, dann folgte das Leibpferd, ein Scheckenpony mit silberner Zäumung und rotsamtnem Sattel, darauf verschiedene männliche Mitglieder der Herrscherfamilie, die beiden Minister und ein Träger mit der uns bereits bekannten Affenfahne, endlich, getragen in einer Sänfte in Form eines Sarges ohne Deckel, der Radja. Zwei Standartenträger und in deren Mitte zwei andere mit den Abzeichen der königlichen Würde, einem goldenen Köcher mit großem Pfauenfederbüschel und dem weißen, buschigen Schweifende des Jackbüffels, schlossen den Zug.

Vor der Gartenpforte wurde die Sänfte niedergesetzt, und ihr entstieg der Beherrscher des 120000 Einwohner zählenden Ländchens, ein zwergartiges Männchen, dessen Wiege, seinen Gesichtszügen nach zu urteilen, sehr wohl auf dem seligen Mühlendamm in Berlin gestanden haben könnte. Seine Füßchen steckten in goldgestickten Pantöffelchen, seine Beinchen in weißseidenen Höschen; hellgelbe Weste und himmelblauer, reichgestickter Rock vervollständigten die Toilette; das Haupt war bedeckt mit einem himbeerfarbenen Turban, gewunden in einer mir bisher nicht vorgekommenen Form, derartig, daß die beiden Enden lang auf die Schultern herabfielen.

Das Männlein gefiel mir. Wie es da angetrippelt kam, glich es ganz und gar einer indischen Märchenfigur und war jedenfalls eine der originellsten Erscheinungen, die mir begegnet sind. Ich kam ihm auf halbem Wege entgegen, die Soldaten präsentierten das Gewehr, und die Begrüßung fand statt unter kräftigem Händeschütteln und den Ausdrücken lebhaften Dankes meinerseits für die mir erwiesenen Aufmerksamkeiten. Nachdem wir und die beiden Minister auf herbeigebrachten Sesseln unter einem schattenspendenden Baume Platz genommen hatten; bewillkommnete mich der Radja mit folgender Rede:

„Ich bin stolz darauf, einen Sohn des Landes bei mir zu sehen, von dessen großem weißbärtigen Kaiser, der noch mit 90 Jahren auf die Jagd gegangen ist, ich so viel gehört habe, einen Sohn des Landes, welches den klügsten Mann der Welt, den Fürsten Bismarck, sein eigen nennt, und in dem Max Müller, der große Sanskritgelehrte, geboren ist. Ich hoffe, du wirst mir die Ehre erweisen, lange bei mir zu bleiben, und Mr. Fendall wird

Sorge tragen, daß du alles erhältst, was dir den Aufenthalt hier angenehm machen kann."

Diese im Hindustani gesprochenen Worte wurden von letztgenanntem Herrn in sein geliebtes Englisch übertragen, worauf ich mit einigen passenden Redensarten dankte, dem Radja mein Kompliment über die vorzügliche Beschaffenheit seiner Wege, die Sauberkeit seiner Residenz und die Gewähltheit seines Anzuges machte, die kräftige Figur des Leibschecken lobte und mich anerkennend über seine kleine Truppe äußerte.

Seine Hoheit kam in beste Laune und überreichte mir mit einer gewissen Feierlichkeit ein Lederbeutelchen, welches ich — neugierig wie ich bin — sofort zu öffnen versuchte; doch verhinderte das der Spender mit den Worten: „Ach, es ist nichts darin, es ist lediglich ein leeres Säckchen aus dem Fell des Moschusbockes, welches ich, alter Landessitte gemäß, meinen Freunden als ein Zeichen meiner Zuneigung zu schenken pflege. Ich hoffe, du wirst nicht böse darüber sein." Natürlich war ich durchaus nicht böse und steckte das übelriechende Beutelchen in die Tasche. Ich mußte dann von unserem jungen Kaiser erzählen und holte ein Bild hervor, welches mir Seine Majestät bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin zum Geschenk gemacht hatte, sowie ein anderes, die fünf kaiserlichen Prinzen darstellend. Lange Zeit betrachtete mein kleiner Freund diese Gruppe, wie mir schien, nicht ohne Rührung; dann gab er mir die Bilder zurück und sagte: „Dein Kaiser ist ein reicher, glücklicher Mann."

Von Mr. Fendall erfuhr ich später, daß der Radja seinen einzigen rechtmäßigen Sohn wenige Wochen nach der Geburt desselben verloren hat und jetzt nur noch einen Sohn von einer seiner Nebenfrauen besitzt, der als

solcher nicht erbfolgeberechtigt ist. Seit dem Tode des kleinen Thronerben, dessen Leiche, wie das häufig in Indien mit Kinderleichen geschieht, nicht verbrannt, sondern in den Fluß geworfen worden ist, sind alle Fische des Bias, da dieselben von dem Leichnam gefressen haben könnten, für heilig erklärt und der Fischfang sowie der Genuß von Fischen im Mundistaate strengstens verboten. Der kleine Fürst hatte mir bis dahin einen merkwürdig gebildeten Eindruck gemacht, um so mehr überraschte es mich daher, im weiteren Laufe des Gesprächs zu hören, daß Deutschland, seiner Meinung nach, unmittelbar bei Amerika liege und ein entsetzlich kaltes, eis- und schneestarrendes Land sei. Mit Hilfe meines schleunigst herbeigeholten Perthesschen Taschenatlas, durch dessen Herausgabe sich die genannte Firma unstreitig ein Anrecht auf den Dank der gesamten Menschheit erworben hat, machte ich meinem Wirte klar, daß Deutschland von Amerika immerhin durch einige Hektoliter Wasser getrennt sei, auch belehrte ich ihn dahin, daß es nicht absolut nötig sei, sich in meinem Vaterlande jahraus jahrein, gleich nach Verlassen des Bettes, die Schlittschuhe anzuschnallen.

Neben manchem anderen hatte er erfahren, die deutsche Sprache ähnele dem Sanskrit, und letzteres werde in allen deutschen Schulen gelehrt — nota bene eine Ansicht, der man vielfach in Indien begegnet. Als ich mein Bedauern aussprach, zu den wenigen Deutschen zu zählen, die des Sanskrit nicht mächtig seien, meinte der Fürst sichtlich enttäuscht: „Du bist ein deutscher Doktor und verstehst kein Sanskrit?"

„Leider ist es so, und ich bin nicht einmal Doktor!"

„Warum leugnest du, ein solcher zu sein, wir wissen,

daß du ein Doktor bist. Mr. Fendall hat es mir aus der Zeitung vorgelesen."

O dieser leidige „Doktor"! Er verfolgt mich wie ein Gläubiger den Schuldner. Was hat es mir genützt, daß ich es absichtlich unterlassen habe, mir, gleich vielen meiner Freunde, als Abschluß meiner korpsstudentischen Laufbahn den Doktorhut aufs Haupt stülpen zu lassen, lediglich, um keinem Menschen das Recht zu geben, mich mit dem damit verbundenen, mir hochgradig unsympathischen Titel anzureden? In Indien hat mich mein Schicksal ereilt. Sei es, daß die Behörde, die mich dem indischen Auswärtigen Amte und dem Vizekönige empfohlen hatte, einen Irrtum beging oder an die Worte des Mephisto dachte: „Ein Titel muß sie erst vertraulich machen", Tatsache ist, daß ich als „Dr. Ehlers, a wellknown German explorer in Africa" wo immer ich hier erscheine, bereits angemeldet bin. Anfangs ärgerte ich mich darüber, protestierte und erklärte, bis ich endlich des täglichen Wiederkäuens derselben Sache überdrüssig wurde und für gewöhnlich jetzt den „Doktor" über mich ergehen lasse, mit der gleichen Resignation, mit der ich so manches andere von Reisen unzertrennliche Ungemach zu tragen pflege.

Als mein fürstlicher Freund sich von dem Erstaunen, in mir einen Sanskritunkundigen vor sich zu sehen, erholt hatte, bat er sich die Erlaubnis aus, mir etwas in dieser seiner Lieblingssprache vordeklamieren zu dürfen, lehnte sich dann in den Sessel zurück, schloß die kleinen freundlichen Augen eine Weile und begann seinen Vortrag. Es war äußerst komisch, das kleine exaltiert redende und gestikulierende Männlein zu beobachten, wie es dasaß in seinem bunten Flitterstaat, vollkommen bei der Sache, und doch forschend, welchen Eindruck die wohllautende

Sprache auf mich mache. Nach 10 Minuten brach er ab, sah mich und Mr. Fendall an, als wolle er fragen, ob er seine Sache gut gemacht habe, und drückte uns schweigend die Hand. Ich stellte mich tief ergriffen, und der Fürst hielt den Augenblick für geeignet, sich von mir zu verabschieden. Der farbenprächtige Zug setzte sich, nachdem das zwergartige Männlein wieder in seinen Sarg geklettert war, in der gleichen Reihenfolge, wie er gekommen, in Bewegung. Das Volk verlief sich, und ich blieb allein mit Mr. Fendall, mit dem ich später einen Spaziergang durch die erstaunlich sauber gehaltenen Straßen der Stadt machte. Störend waren hier nur die massenhaft lustwandelnden, vielfach den Verkehr hemmenden Kühe, die im Bewußtsein ihrer Heiligkeit und Unantastbarkeit selbst dem Sahib nicht auswichen und von den uns voranschreitenden Polizisten erst durch längeres, sanftes Zurseitedrücken bewogen werden mußten, uns Platz zu machen.

Abends fand im Hause des Mr. Fendall ein mir vom Radja gegebenes Festessen statt, nach dessen Beendigung wir noch lange plaudernd in geräumiger Halle saßen, unmittelbar an einem heiligen Wassertank, in dessen Mitte sich ein Pfeiler erhebt, in dem der Kopf eines Vorfahren eines Landesherrn eingemauert ist. Eine den Pfeiler krönende Lampe brennt von Sonnenuntergang bis zum frühen Morgen zum Andenken an den Verstorbenen. Das Haus, welches Mr. Fendall bewohnt, ist ein vom Radja für sich selbst neu erbauter Palast, den der gutherzige kleine Herr seinem hochverehrten Ratgeber eingeräumt hat. Hier stattete ich auch dem Fürsten am folgenden Tage meinen Gegenbesuch ab, bei dem es glücklicherweise weniger zeremoniell als am Tage zuvor herging. Besonders inter-

essant war mir ein längeres Gespräch mit ihm über die in Deutschland herrschenden Religionen, während dessen sich mein Freund eingehend nach dem Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantentum erkundigte. Schließlich meinte er: „Jede Religion ist gut, wenn sie den Menschen lehrt, Gutes zu tun,“ eine Erkenntnis, die mich von einem so frommen Brahminen wie Radja Big Shan überraschte, zumal Toleranz sonst keineswegs zu den Eigenschaften der Anhänger Brahmas gehört.

Einem Wunsche meines Wirtes gemäß versprach ich, noch einen weiteren Tag in dem gastlichen Mundi zu verweilen, und begab mich dann, beschenkt mit einem buntschillernden Vogel in der Größe eines Pfauen, einem sogenannten Königsfasan, hier „manal“ genannt, in meinen Bungalow zurück. Im Laufe des nächsten Nachmittags erschien bei strömendem Regen der Radja nochmals in meiner Wohnung, um seine und seines Ministers Jowallah Singh Photographie mit in Sanskrit geschriebenen Widmungen zu überreichen und einige Stunden in heiterster Laune zu verplaudern. Ich machte ihm eine mit Rosen gefüllte silberne Kaschmirschale zum Geschenk und nahm endlich Abschied von dem kleinen Regenten, den ich während der wenigen Tage aufrichtig lieb gewonnen und schätzen gelernt hatte.

Tags darauf — ich war bereits marschfertig — erschien ein Bote des Radja mit der Bitte, ich möge, bevor ich Mundi verließe, noch auf einige Augenblicke zu ihm kommen. Selbstverständlich entsprach ich dieser Aufforderung, ritt zum Palast und wurde hier von Mr. Fendall begrüßt, der mir mitteilte, sein Herr wolle mir eine ganz besondere Auszeichnung zuteil werden lassen, nämlich mich in seinem Tempelgarten empfangen, um sich dort noch-

mals von mir zu verabschieden. Nachdem der Wachtposten ein mächtiges Holztor geöffnet hatte, traten wir ein in das Heiligtum des Fürsten, der uns entgegenkam, dieses Mal nicht en grande tenue, sondern in einem pfirsichblütfarbenen Flanellanzuge, mit goldgestickten Pantoffeln und ebensolchem Käppchen.

Der Garten, den ich dann unter Führung seines Besitzers bewundern mußte, wäre mir bei jedem andern Radja einfach abgeschmackt erschienen, mit seinen schmalen Pfaden, bratentellergroßen Blumenbeeten, mit seinem Ententeiche in der Größe einer Badewanne, den vielen herumstehenden meterhohen Nachbildungen der berühmtesten Tempel Indiens und sonstigen Modellen; aber zu dem zwergartigen Männlein, welches in ihm schaltete und waltete, paßte diese sonderbare Umgebung durchaus. Ich hatte das Gefühl, ich sei als Gulliver zum Besuch bei den Liliputanern, und auf Schritt und Tritt mußte ich acht geben, keinen der Tempel umzustoßen oder mit dem Kopf gegen die überall herumhängenden Vogelkäfige anzurennen. Ein neuer Holzpavillon, nicht viel größer als ein Papageienbauer, war soeben vollendet worden, und ich hatte die Farben zu wählen, mit denen er gestrichen werden sollte. Nachdem das geschehen, wurde ich zu einem Tempelchen geleitet, in dessen Mitte meine silberne Kaschmirschale mit den Rosen aufgestellt war, eine unstreitig zarte und taktvolle Aufmerksamkeit gegen mich als Spender derselben. Während dieser ganzen Zeit hatte ich Gelegenheit, dem Frühstück des in einem größeren Sandsteintempel untergebrachten Hofgottes Seiner Hoheit beizuwohnen, zu dem Priester oder Tempeldiener ununterbrochen frischgebackene „Chupatties", das landesübliche Brot in der Form von Eierkuchen, herbeibrachten. Ein

nicht unbeträchtlicher Haufen dieses Gebäckes lag bereits aufgestapelt zu den Füßen des Gottes, der mit vortrefflichem Appetit gesegnet zu sein scheint. Vielfach werden die Götzen genau behandelt wie lebende Wesen. Nachdem sie in der Frühe unter den Klängen von Pauken und Hörnern erwacht sind, werden sie gebadet, mit Blumen geschmückt und erhalten dann ihr Frühmahl, worauf die Tempelvorhänge geschlossen werden, damit die Gottheit ungestört essen und danach ihr Mittagsschläfchen halten kann. Nachmittags wird dieselbe Farce wiederholt und abends das Götzenbild unter allerlei Allotria zu Bette gebracht. Ich fragte später einen Tempeldiener, was mit all den „Chupatties" geschähe: „Der Gott ißt sie." Ob er je gesehen, daß der Gott äße. „Nein," war die Antwort, „er ißt nur, wenn man es nicht sieht."

Als ich alle Einzelheiten in Augenschein genommen hatte, meinte das Duodezmännlein, ich sei so freundlich gegen ihn gewesen, daß er es wage, eine große Bitte an mich zu richten. Ich gab ihm die Versicherung, daß ich jeden seiner Wünsche, falls es in meiner Macht läge, zu erfüllen bereit sei, worauf er mich nicht ohne Verlegenheit bat, sein Leibpferd, den Scheckenpony, dessen vorzügliche Figur ich einige Tage zuvor gelobt, von ihm als Andenken anzunehmen. „Nur nicht kleinlich in solchen Sachen", dachte ich und nahm das herbeigeführte Geschenk dankend entgegen. Hätte ich die Wahl gehabt, ich würde mir sicherlich ein weniger auffallend gezeichnetes Pferd ausgesucht haben, aber

„Einem geschenkten Schecken
Sieht man nicht nach den Flecken"

und außerdem muß man immer froh sein, überhaupt ein Pferd, wie es auch beschaffen sei, geschenkt zu erhalten.

Ich habe später wahrlich keinen Grund gehabt, die Bereitwilligkeit, mit der ich auf den Wunsch des Radja eingegangen bin, zu bereuen, denn mein Pony hat sich wunderbar bewährt, in den Bergen sowohl wie in der Ebene, in winterlicher Kälte, wie in tropischer Hitze.

Die mir vom Radja von Chamba geliehene braune Stute sandte ich nunmehr zurück, bestieg meinen Scheckwallach, und nachdem ich endgültig dem Landesherrn von Mundi „Lebewohl" gesagt, ging es in flottem Tempo auf breitem, ebenem Wege nach Sukket, der Residenz des Radja eines kleinen gleichnamigen, 26 englische Quadratmeilen umfassenden Fürstentums. Der Radja von Mundi hatte alle ihm benachbarten Fürsten, durch deren Länder mich mein Weg führte, von meinem Kommen benachrichtigt, und so fand ich, als ich spät abends Sukket erreichte, in dem mir eingeräumten Bungalow den Boden bedeckt mit den üblichen Gastgeschenken sowie auf der Veranda eine Abordnung, die mich im Namen des Fürsten bewillkommnete. Da ich mit nächstem Tagesgrauen weiterzog, habe ich keine Gelegenheit gehabt, meinen Wirt kennen zu lernen. Was ich über ihn erfahren, war wenig rühmlich, und während ich diese Zeilen schreibe, dürfte er bereits wegen Mißwirtschaft und weil er es unterlassen hat, einige seiner Untertanen, die einen englischen Offizier beleidigt haben, gebührend zu bestrafen, seines Thrones enthoben worden sein, um „fern von Sukket" über die Folgen seines Lebenswandels und seines Ungehorsams nachzudenken.

In dem etwa drei englische Meilen von Sukket entfernten Orte Dehra sollte mir noch einmal die Gastfreundschaft des Radja in einem ihm gehörenden Rasthäuschen zuteil werden. Da man mich hier aber erst einen Tag

später erwartet hatte, kam ich gerade darüber, als die stark verräucherten Räume desselben mir zu Ehren frisch geweißt wurden, so daß ich es vorzog, mein Zelt auf einer Anhöhe hart am Sutlet aufschlagen zu lassen.

Es war ein hübsches Lagerplätzchen mit schöner Aussicht auf die umliegenden Berge und auf eine hoch gelegene, schloßartige Feste, die vor Erfindung weittragender Berggeschütze wohl uneinnehmbar gewesen sein mag, jetzt aber von allen umliegenden Höhen leicht beherrscht wird. Die Fürsten von Mundi, Sukket, Belaspur usw. scheinen in früheren Zeiten gar streitbare Herren gewesen zu sein, wenigstens lassen die überall auf den Bergen vorhandenen Überreste von Befestigungen darauf schließen. Heute, wo das mächtige England sie unter seine Fittiche genommen hat, kommt es unter diesen Fürstlichkeiten schlimmstenfalls noch zu einem Federkrieg, die Waffen aber haben zu ruhen und sind unter Schutt und Trümmern dem Rost, dem Zahn der Zeit und der Vergessenheit verfallen. Natürlich unterließ ich es nicht, der alten Festung meinen Besuch zu machen, doch gelang es mir erst nach längeren Verhandlungen mit den Ortsbehörden, Einlaß in das von zwei Zerberussen in Gestalt von Nachtwächtern behütete Innere des Baues zu erhalten, da diese beiden pflichtgetreuen Beamten sich selbst dem verlockenden, sonst alle Pforten im Orient öffnenden Klange einiger Silberlinge unzugänglich gezeigt hatten. Nachdem ich eine steile, schmale Steintreppe erklommen, gelangte ich in einen mit vier Zisternen versehenen Hofraum, in dem mehrere alte Geschütze auf niedergebrochenen Lafetten umherstanden, und von dort mittels wurmstichiger Leiter zu den Schießscharten. Eine bezaubernde Aussicht auf die friedlich daliegende Landschaft lohnte meine Bemühungen und bewog

mich, trotz heftigen Windes, etwa eine halbe Stunde daselbst auszuharren.

Gegen Abend erschienen Abgesandte von Belaspur, um mich im Namen des Staatsrates, der wegen Minderjährigkeit des Radja die Regierungsgeschäfte dieses Ländchens versieht, zu begrüßen und mich einzuladen, einige Tage in der Residenz Quartier zu nehmen. Als ich mich am folgenden Morgen dorthin auf den Weg machte, wurde mir wieder einmal Gelegenheit geboten, mich über das, was man in Indien „dasturi“ heißt, zu ärgern. Nicht ohne Mühe war es mir nämlich gelungen, zehn Kulis für den Marsch zu gewinnen — wenigstens glaubte ich, als ich sie anwarb, sie würden mich bis Belaspur begleiten. Doch war es wieder einmal, wie mein Freund Wippchen sagen würde, „Essig“, worin ich mich gewiegt; denn sobald wir an das etwa zweihundert Schritte von meinem Lagerplatz entfernte Flußufer kamen, wo die Lasten einem Fährboot anvertraut wurden, weigerten sich die Träger, mir zur anderen Seite zu folgen, mit der Begründung, es sei nicht dasturi für sie, Lasten weiter zu befördern, als bis an den Sutlet. Jeder Mann hatte für seine Arbeitsleistung 20 Pfennige zu beanspruchen, und ich mußte, wohl oder übel, allein mit meinen Dienern übersetzen. Zum Glück hatte der Staatsrat von Belaspur Sorge getragen, daß ich am andern Ufer die nötigen Träger vorfand und den Marsch nach kurzem Aufenthalt fortsetzen konnte. Der meist über Felsgeröll bergauf, bergab führende Weg gereichte der Verwaltung dieses Duodezstaates keineswegs zur Ehre, und es war äußerst beschwerlich, vorwärts zu gelangen, für die Kulis sowohl wie für meinen Schecken. Um so besser in Ordnung waren die teils noch mit Reis bestandenen, teils zur Wintersaat

(Weizen und Gerste) frisch beackerten Felder. Alle am Wege liegenden Ortschaften machten einen wohlhabenden Eindruck, und ihre Bewohner zeichneten sich durch freundliches, entgegenkommendes Benehmen aus. So verfehlten die Schulzen, oder was sie sonst sein mochten, in keinem der von mir passierten Dörfer, Milch anzubieten, die aber fast überall, an ihrem kalkwässerigen Aussehen von mir sofort als Büffelmilch erkannt und als solche dankbarst abgelehnt wurde. Gute Kuhmilch ist in Indien schwer erhältlich, da der Wasserbüffel von den Eingeborenen als besserer Milchgeber bevorzugt zu werden pflegt. Mir ist jegliches Molkereiprodukt aus der Milch der Büffelkuh ebenso widerwärtig wie das Tier selbst, denn es verdient entschieden zu den garstigsten Schöpfungen der Mutter Natur gezählt zu werden. Grauschwarz, mit borstenartigen dünnen Haaren bedeckt, mit plattgedrücktem, meist weit vorgestrecktem Kopfe, stark nach hinten gebogenen Hörnern und blödem, zuweilen wasserblauem Auge, sieht man diese Ungetüme langsam und schwerfällig ihrer Nahrung nachgehen oder wiederkäuend sich in schmutzigen Wasser- und Schlammlöchern sielen. Obendrein besitzen jene Urbilder der Häßlichkeit noch die fatale Eigenschaft, böswillig zu sein und Menschen wie Pferde, ohne irgendwie gereizt zu werden, anzunehmen. Wenn sie den Hindus auch nicht als heilig gelten wie das Rindvieh, so wird ihr Fleisch doch nur in vereinzelten Gegenden genossen, u. a. in Nepal, wo ich mehrfach Gelegenheit hatte, mich von der Güte desselben zu überzeugen.

Das lang am linken Ufer des Sutlej sich hinstreckende Städtchen Belaspur nimmt durch seine Lage sowohl als auch durch seine hübschen Häuser auf den ersten Blick für sich ein. Vorbei an Tempeln, Schulen, einer Polizeistation

und dem Hospital gelangt der Reisende auf einen weiten, grasbedeckten Platz, in dessen einem Winkel sich die weißgetünchten Palastbauten des Radja gar stattlich ausnehmen. Ein Gartenhäuschen des in Simla weilenden Fürsten, allerliebst an einer fast rechtwinkligen Biegung des Flusses gelegen und mit schattigen, blumenüberrankten Veranden versehen, wurde mir als Wohnung angewiesen. Die inneren Räume dieses zweistöckigen Gebäudes, welches dem etwa 16 jährigen Fürsten, der nach den verschiedenen Kritzeleien an Wänden, Türen und Fenstern ein vielversprechendes Bürschlein sein muß, als Studienpavillon dient, ist in echt indischer Weise möbliert, d. h. mit allerhand europäischem Schund angefüllt, was aber nicht ausschloß, daß ich mich in demselben ungemein behaglich fühlte. Von der Veranda übersah ich den mit starker Strömung vorüberfließenden Sutlet, der von reiselustigen Eingeborenen als bequemste Verkehrsstraße vielfach benutzt wird, nicht etwa in Booten, sondern mit den von mir bereits beschriebenen, unter den Armen der Schwimmenden ruhenden, luftgefüllten Ziegenhäuten. Ein spatelförmiges, kurzes Ruder dient zur Steuerung. Etwa zwanzig Schwimmer glitten auf diese Weise innerhalb einer Stunde stromabwärts und schienen sich mit ihren mussaks (dies ist der Name der aufgeblasenen Häute) durchaus in ihrem Element zu befinden.

Nachmittags wurde ich von einem englisch sprechenden Beamten in elegantem Landauer abgeholt, zum Palast gefahren und daselbst in der gold- und silberstrotzenden Durbarhalle feierlichst von den drei Mitgliedern des Staatsrates empfangen, von denen zwei jüngere Herren sich aufgeräumt, intelligent und mitteilsam zeigten. Der Präsident dieses Dreirates jedoch, ein Onkel des jungen

Radja, mußte entweder taubstumm oder stumpfsinnig sein, denn er tat, als ginge ihn die ganze Sache absolut nichts an. Doch er war weder das eine, noch das andere, er wollte nur auf das richtige Thema gebracht sein, und dieses war die Jagd. Kaum hatte ich das Wort chikar, d. h. Wild, ausgesprochen, so belebten sich die Züge des alten Herrn, und er entpuppte sich als ein ebenso redseliger wie begeisterter Nimrod. Nachdem so das Eis zwischen uns gebrochen war, schlossen wir schnell Freundschaft; ich mußte unter seiner Führung sämtliche Räume des Palastes durchwandern, und nur die Frauenabteilung, die zenana, wurde leider meinen Blicken vorenthalten. Schließlich wurden zwei Elefanten vorgeführt, der erste von mir und dem Präsidenten, der zweite von den anderen Herren bestiegen, und gefolgt von großen Scharen Volkes, ging es hinunter zur Stadt, hinein in das Gewimmel des Basars.

Wenn es die Absicht meiner Wirte war, mir auf diese Weise einen Einblick in das Straßenleben Belaspurs zu verschaffen, so wurde dieselbe gänzlich vereitelt. Die Straßen waren derartig eng, daß alt und jung in die Häuser fliehen mußte, um nicht unter die Füße unserer Dickhäuter zu gelangen. Letztere waren außerdem solche Riesenexemplare, daß sie die niedrigen Dächer überragten, und ich somit nur diese und ab und zu den Rücken eines sich in tiefster Devotion verneigenden Eingeborenen sehen konnte. Im übrigen bekam uns dieser sonderbare Inspektionsritt besser als den Basardächern, deren Sparren rechts und links von unseren Elefanten zersplittert zur Erde fielen.

Mit der Rückkehr zum Palaste war das Vergnügungsprogramm noch keineswegs erschöpft; ich mußte wohl oder

übel wieder in den Landauer und mit diesem eine halbe Stunde lang auf dem etwa vier Morgen großen Platze in schnellster Gangart Karussell fahren, denn keiner der Wege im Lande ist auf dieses Vehikel eingerichtet. Endlich war ich erlöst und konnte in mein niedliches Logis heimkehren, um hier in aller Ruhe das Abendessen einzunehmen, zu dem aus dem Keller des Radja Heidsick Monopole herbeigeschafft worden war. Von orientalischen Fürstlichkeiten geliefertem Sekt pflege ich, gewitzigt durch Erfahrung, stets ein gewisses Mißtrauen entgegen zu bringen; denn derselbe wird meistens jahrelang „stehend" aufbewahrt und verliert dadurch seine Kohlensäure und jeden Geschmack. So war es auch heute, und mit Wasser verdünnter Whisky — das landesübliche Getränk der Europäer in Indien — trat an die Stelle des schal gewordenen Champagners.

In der Frühe des folgenden Morgens ging es weiter, zum großen Verdruß des Staatsrates, der es für eine Zurücksetzung hielt, daß ich Belaspur schon nach eintägigem Aufenthalt verließ, während ich Mundi mit dreitägigem Besuche bedacht hatte. Ein Forstbeamter des Ländchens hatte mich zum nächsten Nachtquartier, dem Rasthause in Nemolie, zu begleiten. Was ich auf dem Marsche dorthin an Waldungen zu sehen bekam, war jämmerlich, die Wege waren schlecht und die Auf- und Abstiege ungewöhnlich steil und mühselig. Nie sind mir außerdem so langweilig aussehende Dörfer zu Gesicht gekommen wie hier; ein Haus sah aus wie das andere, alle waren gänzlich schmucklos, mit einer kaltgrauen Farbe gestrichen und mit Stroh gedeckt.

Das nach fünfstündigem Marsch und als Obdach dienende, noch im Staat Belaspur, der im ganzen 75 Qua-

dratmeilen umfaßt, gelegene Rasthaus bietet von hohem Bergesrücken nach zwei Seiten herrliche weite Ausblicke in fruchtbare Täler. Hier verbrachte ich die Nacht und erreichte tags darauf gegen Mittag bereits die Hauptstadt eines anderen Fürstentums, nämlich des 37 Quadratmeilen messenden Radjastaates Arki. Ich hatte mir die Residenz eines Gebieters über kaum zwei Dutzend tausend Einwohner als ein größeres Dorf vorgestellt, in dem dieser selbst in einfachen Verhältnissen als eine Art Gutsbesitzer lebe, doch war ich schon während des Marsches durch das weit in die Lande ragende prächtige Schloß eines besseren belehrt worden. Ich durchritt einen belebten Basar, und als ich schließlich vor dem für europäische Reisende vom Radja erbauten Bungalow meinem Saïs die Zügel zugeworfen, die von dorischen Säulen getragene Vorhalle betreten hatte und nun meinen Blick über die freundlich unter mir sich ausdehnende Stadt und das imposant auf einer Höhe gelegene burgartige Palastgebäude schweifen ließ, da mußte ich mir sagen, daß kein europäischer Duodezfürst sich einer so schmucken Residenz zu schämen brauche.

Gänzlich unbemerkt war ich in Arki eingezogen, und erst nach längerer Zeit erschien ein älterer Mann in Gestalt des Erziehers des jungen Kronprinzen, ein ergrauter, fließend englisch sprechender ehemaliger Missionszögling christlichen Glaubens. Aus dem Munde dieses Biedermannes erfuhr ich, daß der Fürst durch ein Schreiben des Radja von Mundi zwar von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet worden sei, aber erwartet habe, ich würde Tag und Stunde meines Eintreffens einen Tag zuvor mitteilen. Man habe die Absicht gehabt, mich mit Elefanten und dem Musikkorps einzuholen und werde

jedenfalls aufrichtig bedauern, infolge meines unverhofften Erscheinens nicht in der Lage gewesen zu sein, den mir zugedachten Empfang zur Ausführung bringen zu können. Dies wurde mir denn auch kurz darauf von dem zu meiner Begrüßung erscheinenden Bruder des Landesherrn, dem Mian Udheb, in dem ich eine selten sympathische, liebenswürdige und gebildete Persönlichkeit kennen lernte, bestätigt. Während ich mich mit diesem freundlichen, etwa 30 jährigen Herrn unterhielt, blitzte es auf der Umwallung der Burg plötzlich auf, eine weiße Rauchwolke erschien und — Bumm! nur etwas lauter, hallte es dumpf durch das liebliche Tal; noch einmal — Bumm! und so dreizehnmal hintereinander. Es war der mir vom Radja zuteil werdende Salut, und ich hatte zum ersten Male das Vergnügen gehabt, mir von einem regierenden Herrn etwas vorschießen zu lassen. Mian Udheb war aber nicht nur ein gebildeter Mann, sondern er zeigte auch ein bei Indern nicht häufig gefundenes Verständnis für den inneren Menschen, indem er sich erkundigte, ob ich bereits gefrühstückt habe, was ich guten Gewissens und leeren Magens verneinen konnte. Meine Diener und Lastträger konnten bei den beschwerlichen Wegen kaum vor Ablauf zweier Stunden anlangen, und ich nahm infolgedessen, trotz aller Abneigung gegen indische Kost, das Anerbieten des Mian, mir einen Imbiß aus der fürstlichen Küche zu schicken, dankbar an.

Nachdem ich noch den Wunsch geäußert hatte, seinem Bruder im Laufe des Nachmittags meinen Besuch zu machen, empfahl sich mein neuer Freund, und nach kaum einer halben Stunde wurde auf großer silberner Platte das versprochene Frühstück herbeigebracht.

Der rechtgläubige Brahmine bedient sich bei seinen

Mahlzeiten weder eines Tellers noch Löffels, Messers u. dgl. Alle Speisen werden in aus frischen Blättern geformten Schüsseln aufgetragen und mit Hilfe der zwei uns von Gott verliehenen fünfzinkigen Gabeln zum Munde geführt. Europäer kommen selten nach Arki, man ist mit Porzellan und Bestecken am Hofe nicht ausgerüstet und servierte mir somit mein Mahl nach Landessitte. Die verschiedenen kleinen Blattschüsselchen, gefüllt mit kaltem gebratenen Huhn, ebensolchem Rebhuhn, gebackenen, gerösteten und gekochten Kartoffeln, je zwei von jeder Sorte, in besonderer Schüssel, diversen eingemachten Früchten, Radieschen, frischer Butter, Salz usw. machten einen ganz appetitlichen Eindruck, und ich tat ihnen, ebenso wie der in einem kugelförmigen Messinggefäß dargebrachten frischen Ziegenmilch alle Ehre an.

Gegen 4 Uhr verkündete Glockengeläute das Nahen eines Elefanten, und wenige Minuten darauf stand ein kolossaler Rüsselträger, mit zwei mächtigen Stoßzähnen bewaffnet, vor meiner Veranda. Breite, massiv goldene Ringe schmückten seine Zähne, während eine purpurfarbene, fast bis zur Erde reichende, überreich mit Gold gestickte Decke, deren Wert mir auf 6000 Mark angegeben wurde, vom Rücken des Elefanten zu beiden Seiten herabfiel. Mian Udheb war auf silbergeschmücktem Zelter erschienen. Mit ihm gemeinsam bestieg ich den Staatselefanten, dann ging es auf einem Wege, ähnlich dem, der zur Heidelberger Schloßruine führt, zum Palaste. Oben angekommen, durchschritten wir zuerst einen kleineren, von starken Mauern umschlossenen Hofraum und gelangten von dort auf einer für orientalische Paläste charakteristischen, engen, dunklen Steintreppe in eine glänzende Audienzhalle. Hier kam mir der Fürst, gefolgt

von zwei anderen seiner Brüder und dem gesamten Hofstaate entgegen, ein untersetzter Herr von etwa 40 Jahren und auffallend hübschen, regelmäßigen Gesichtszügen. Daß die kleinsten Fürsten in der Regel den größten Prunk entfalten, bewahrheitete sich auch hier. Nicht nur die Halle war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, sondern auch die Gewänder aller Anwesenden aus den teuersten Seidenstoffen, überladen mit Edelsteinen in den verschiedensten Farben. Ich bemerke hier, daß alle Steine, dem indischen Geschmack entsprechend, einfach konvex und nicht nach europäischer Art fassetteartig geschliffen sind. Es ist ein Jammer, wie auf diese Weise die schönsten Steine geradezu verhunzt werden; die kostbarsten Diamanten machen den Eindruck von Glasstücken, und nur Rubin und Opal büßen nichts von ihrer Schönheit ein.


Radja von Arki.

An der einen Schmalseite der Halle, deren hohe offene Fensterbogen einen entzückenden Blick auf die Simlaberge gestatten, stand der divanartige, silberne Thron, zu dessen Rechten der Radja, ihm gegenüber meine Wenigkeit auf ebenfalls silbernen Armstühlen Platz nahmen. Neben dem Fürsten ließen sich zwei seiner Brüder nieder. Mian Udheb setzte sich neben mich, dann folgten, ihrem Range nach, die übrigen Würdenträger. Der Radja, der anfangs eine gewisse Befangenheit zur Schau trug, diese

jedoch im Laufe der Unterhaltung allmählich verlor, äußerte sich tief betrübt über mein Vorhaben, schon am nächsten Morgen nach Simla weiterreisen zu wollen, und fragte mich, ob ich mich nicht zur Zugabe eines zweiten Tages entschließen wolle, wenn er eine Treibjagd für mich veranstaltete. Auf dieses Anerbieten sagte ich zu, und wir trafen die nötigen Verabredungen; dann verabschiedete ich mich.

Als ich den vorhin erwähnten Hofraum wieder betrat, standen hier zwölf Leibrosse des Fürsten mit ihren Galaschabracken und Silberzaumzeugen aufmarschiert, jedes Pferd trug einen Federbusch auf dem Kopfe und um den Hals einen Schmuck aus Maria-Theresia-Talern, alles waren schöne, langmähnige Schimmel- oder Scheckenhengste indischen Blutes aus der Gegend von Meerut.

Eine wunderbar linde Tropennacht folgte diesem Tage, und lange noch saß ich beim Scheine des Vollmondes, der Schloß und Stadt, Berge und Tal mit seinem Silberlicht überflutete, auf einer Terrasse vor dem Bungalow. In später Stunde erst betrat ich mein Schlafzimmer und fand hier mein kleines Feldbett durch eine heimlich aus dem Palaste herbeigeschaffte silberne Bettstelle von riesigen Dimensionen ersetzt. Ich dachte einen langen Schlaf zu tun, da die Jagd erst um 9 Uhr beginnen sollte; die silberne Bettstelle sah gar zu verlockend aus, und mit jenem unbeschreiblichen Wohlbehagen, welches man nach anstrengenden Märschen empfindet, streckte ich mich auf mein Lager hin, vertrauensvoll den stets willkommenen Morpheus erwartend. Statt seiner aber erschienen verschiedene Plagegeister in Gestalt von — verzeihen Sie das harte Wort — Wanzen. Es waren

zwar fürstliche Wanzen, Bewohner einer silbernen Behausung, aber sie bissen genau so wie ihre minder üppig beherbergten Stammesgenossen, und — rücksichtslos, wie ich in solchen Dingen bin — eröffnete ich sofort einen energischen Krieg gegen sie mit persischem Insektenpulver, welches wunderbarerweise bisher noch unbenutzt im Koffer gelegen hatte. Das half; ungestört verbrachte ich den Rest der Nacht, und neugestärkt ging es dann auf einem Pferde aus dem Marstall zum etwa eine Meile entfernten Jagd-Rendezvous.

Gegen 200 Treiber waren angetreten, und unter entsetzlichem Spektakel begann das erste Waldtreiben. Da ohne jede Disziplin getrieben wurde, ging das meiste Wild durch die Treiberlinie, und nur einige Waldziegen zeigten sich in weiter Entfernung. Ich hätte auf verschiedene Pfauen zu Schuß kommen können, aber trotzdem der Radja mich ausdrücklich aufgefordert hatte, diese in seinem Lande sonst als geheiligt geltenden Tiere nicht zu schonen, unterdrückte ich meine Mordbegier aus Rücksicht auf die Gefühle der Eingeborenen. Im Verlaufe des vierten Treibens bekam ich einen Fieberanfall, der mich nötigte, nach Hause zu reiten, worauf auch von den Brüdern des Landesherrn — dieser selbst war nicht erschienen — die Jagd aufgegeben wurde. Die ganze Beute bestand in einer Wildziege, erlegt von Mian Udheb, der gleich seinen Brüdern ein Perkussionsgewehr führte.

Mein Fieberanfall war heftig, aber von kurzer Dauer, so daß ich am Nachmittag den Gegenbesuch des Radja empfangen konnte. Er kam auf dem Staatselefanten unter Vorantritt dreier Leibpferde und seiner

Wasserpfeifenträger. Auf einem zweiten Elefanten folgte der Thronerbe mit drei seiner Vettern, sämtlich allerliebste Bürschlein von 7—10 Jahren. Träger mit gold- und silberschaum-überzogenem Zuckerwerk, letzteres von den Damen des Palastes, wie mir der Radja mitteilte, eigenhändig für mich bereitet, machten den Schluß. Auch die erlegte Waldziege wurde gebracht und von mir ohne Säumen an unsern zurzeit in Simla weilenden Generalkonsul, Baron Heyking, der mich brieflich eingeladen hatte, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, weiterbefördert.

Der Radja, mit dem ich mich über eine Stunde in angenehmster Weise unterhielt, hat eine eigentümliche Vergangenheit. Er war der Neffe seines Vorgängers und, da dieser kinderlos, berechtigter Thronerbe. Wegen verschiedener Differenzen mit seinem regierenden Onkel verließ er Arki und kam, aller Mittel bar, nach Mundi, dessen Radja ihm Gastfreundschaft gewährte und später den Posten eines Oberstallmeisters übertrug. Als der Onkel die Augen geschlossen, wurde er von der englischen Regierung als dessen Nachfolger anerkannt und dann mit großem Pomp von seinem Freunde in Mundi als regierender Herr nach Arki zurückgeführt.

Er ist ein überaus frommer Mann, unterhält eine Unzahl heiliger Brahminen und treibt einen eigenartigen Kultus mit seinen Elefanten, mit denen er allmonatlich zu einem entlegenen Tempel pilgert, wo dieselben mit Blumen, Früchten und Zuckerwerk gefüttert werden. Auch einen Astrologen beherbergt er in seinem Palast, und kein Schritt wird unternommen, ohne daß dieser Schwindelmeier um Rat gefragt wird. Hat der Radja beispielsweise die Absicht, nach dem 4 Meilen entfernten Simla zu reisen,

so wird der Astrologe beauftragt, die Sterne zu befragen, ob die Reise den Göttern genehm sei oder nicht. Dieser Herr, der als Hofastrologe auch noch bedeutende Privatpraxis auszuüben berechtigt ist und allen Ratsbedürftigen das Geld aus der Tasche zieht, stellt nun sein Horoskop und bestimmt dann z. B., der Radja müsse an dem und dem Tage, zu dieser oder jener Stunde aufbrechen, zwei Stunden weit marschieren, darauf umkehren, eine Viertelmeile zurückgehen, Lager beziehen und am folgenden Tage zu einer angegebenen Zeit die Reise fortsetzen. Diese Ratschläge werden pünktlich befolgt, und der Astrologe lacht sich ins Fäustchen.

Bisher hatte ich immer angenommen, das Tragen falscher Zähne sei eine Spezialität des mehr oder minder zivilisierten Menschen. Durch den Radja von Arki wurde ich indessen belehrt, daß die Kultur, die alle Welt beleckt, auch auf den Elefanten sich erstreckt. Im Laufe unseres Gespräches hatte ich den glänzenden, goldbereiften Stoßzähnen des Staatselefanten die gebührende Anerkennung gezollt. Verschmitzt lächelnd erteilte mein fürstlicher Wirt darauf dem Wärter dieses Prachttieres einen Befehl. Derselbe begann nun an dem einen Zahn zu drehen und zu schrauben und legte ihn dann zu meinen Füßen nieder. Beide Stoßzähne waren falsch und wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten an den verschwindend kleinen echten Zähnen des Elefanten befestigt.

Eine Nacht noch verbrachte ich auf dem Silberbette, um mit dem nächsten Frührot weiter gen Simla zu ziehen. Die verhältnismäßig kurze Entfernung, die mich von diesem meinem vorläufigen Reiseziel trennte, hätte ich gut in einem Tage zurücklegen können; aber erstens war eine bedeutende Steigung dorthin zu überwinden (Simla

liegt 7084 Fuß über dem Meere) und zweitens war es „dasturi“ für die Arkileute, nicht weiter als bis zu dem 2½ Meilen entfernten Orte Gane ka Hati zu gehen, wo somit neue Träger angenommen werden mußten. Meine kleine Karawane war, das Mondlicht benutzend, schon über nacht aufgebrochen, und so fand ich, als ich kurz nach zehn Uhr in Gane ka Hati anlangte, das Zelt in einer Waldeslichtung aufgeschlagen und den Frühstückstisch gedeckt.

Ein vorübergehend zur Jagd hier anwesender Radja — man sieht, daß man in dieser Gegend geradezu über eingeborene Fürsten stolpert — hatte Fasanen, Eier, Milch, Butter und Honig gesandt und erschien bald darauf selbst, mir seinen Besuch zu machen. Den Namen seines Landes habe ich zu erfragen versäumt, trotzdem er mir sein ganzes Reich zu Jagdzwecken zur Verfügung stellte. Er selbst sprach gut englisch und lud mich ein, mit ihm gemeinsam am folgenden Tage nach Simla zu reisen.

Zu meiner Überraschung wurde vor dem Aufbruche in aller Frühe eine Rechnung in mein Lager gebracht, auf der sämtliche mir tags zuvor übersandten Geschenke mit unverhältnismäßig hohen Preisen vermerkt waren. Ich zahlte, nahm mir aber vor, den Fürsten über diese wunderbare Angelegenheit zu interpellieren. Das geschah, und es stellte sich heraus, daß ein Beamter die Gelegenheit benutzt hatte, sich auf meine Kosten und die des Rufes seines Herrn in den Besitz einiger Rupien zu setzen. Er mußte dieselben wieder herausrücken, und damit war die Sache erledigt.

Ein indischer Herrscher, und sei er selbst einer von nur sieben Salutschüssen, wie mein Radja mit dem un-

bekannten Reiche, hat stets einen wahren Kometenschweif von Dienern und Beamten hinter sich, und daher hielt ich denn mit großem Gefolge am Morgen des 30. September meinen Einzug in Simla, dem „most fashionable“ Sommeraufenthalt der Europäer Indiens, wo ich dank der Gastfreundschaft unseres liebenswürdigen Generalkonsuls vierzehn genußreiche Tage verleben sollte.



Alte indische Münze.

Simla. Tiri. Almora.

Simla, seit 1864 die Sommerresidenz des Vizekönigs, des Auswärtigen Amtes, des Generalkommandos und verschiedener anderer Behörden, die während der kalten Jahreszeit ihren Sitz in Kalkutta haben, ist für normale Menschen, d. h. solche, die sich der Eisenbahn bis Umballa und von dort einer Tonga bedienen, in etwa 80 Stunden von Bombay, in 50 von Kalkutta zu erreichen und das Hauptsanatorium Britisch-Indiens. Etwas über 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, am Südabhange der Himalayaberge gelegen, versetzt es den aus der Gluthitze der Ebene erschlafft hier anlangenden Europäer mit seinen Waldungen von Koniferen, Eichen und Rhododendren in eine andere, ihn an die ferne Heimat erinnernde Welt. Die Temperatur in dieser Höhe ist selbst im Hochsommer verhältnismäßig niedrig, und sollte wirklich die Mittagshitze zuweilen an die Tropen gemahnen, so sind doch die Nächte, Morgen- und Abendstunden immer erquickend kühl, ja im Herbste sogar empfindlich kalt.

Die europäische Gesellschaft setzt sich durchweg aus in Simla beschäftigten oder Erholung suchenden Offizieren

und Beamten aller Rangstufen zusammen, die entweder mit ihren Familien in verstreut in den Bergen liegenden, wohnlich eingerichteten Bungalows oder als Junggesellen in den zwei vorzüglich gehaltenen Klubs Unterkunft finden. Auch mehrere Gasthöfe, bescheidenen Ansprüchen genügend, dienend vorübergehend sich in Simla aufhaltenden Reisenden zur Wohnung, doch sind sie sämtlich unbehagliche Massenquartiere wie die meisten indischen Gasthöfe. Im allgemeinen lebt alles in Simla auf gleichem Fuße, und daß dieser Fuß ein großartiger ist, versteht sich bei den für europäische Begriffe fabelhaft hohen Gehältern der Offiziere und Beamten von selbst. Der jüngste Leutnant in einem Eingeborenenregiment erhält monatlich bereits gegen 560 Mk., der seine Laufbahn beginnende junge Zivilbeamte 600 Mk. Das Gehalt eines Regimentskommandeurs beläuft sich auf etwa 2200 Mk. monatlich, und Zivilbeamte mit 60 bis 100000 Mk. jährlich sind keine ungewöhnlichen Erscheinungen. Ich hatte das Vergnügen, in Kaschmir einen 32jährigen englischen Oberstleutnant, der dem Maharadja als militärischer Berater zuerteilt ist, kennen zu lernen. Dieser Herr bezieht nicht nur jährlich gegen 50000 Mk., sondern verfügt in Gulmarg wie in Sirinagar sowohl über freie Wohnung, als auch an letzterem Orte über eine Anzahl Pferde, Boote usw. Der alle fünf Jahre neuernannte Vizekönig, dem verschiedene Paläste und freie Dienerschaft zur Verfügung stehen, hat ein Jahresgehalt von etwa einer halben Million Mark, und wenn er damit nicht auskommt, so ist das seine Sache.

Diese hohen Besoldungen wird man vollkommen gerechtfertigt finden, wenn man bedenkt, daß, abgesehen von dem immerhin nicht billigen Leben in Indien, die verheirateten Beamten große Summen für die Erziehung

ihrer Kinder in Europa zu verausgaben gezwungen sind und meistens auch, falls ihr Beruf sie an eine Stadt in der Ebene bindet, im Interesse des Wohlbefindens ihrer Frauen für die Dauer der heißen Jahreszeit im Gebirge eine zweite Haushaltung zu führen haben. Dazu kommen kostspielige Urlaubsreisen in die Heimat, und endlich darf man nicht vergessen, daß niemand nach Indien geht, um daselbst ein schlechteres Leben zu führen als daheim. So luxuriös wie in Simla wird freilich im allgemeinen hierzulande nicht gelebt, und den Zuschnitt hiesiger Haushaltungen als Norm für die eines Anglo-Indiers überhaupt aufzuführen, wäre ebenso verkehrt, wie die Schilderung Baden-Badens als des Urbildes einer deutschen Kleinstadt. Die Anwesenheit des Vizekönigs drückt dem Ganzen den Stempel des Hoflebens auf, hierzu kommt noch die Prachtentfaltung einer Menge eingeborener Fürsten, die es vorziehen, ihr Geld in Simla zu vergeuden, anstatt sich um die Verwaltung ihrer Länder zu kümmern.

Ich glaube, nirgends in der Welt findet man auf einem verhältnismäßig kleinen Stückchen Erde so viele gastfreie Häuser wie in Simla, und für den vorübergehend hier anwesenden Fremden bietet das gesellschaftliche Leben dieser Bergstation ungewöhnliche Reize. Was mich besonders angenehm berührte, war die Freiheit, welche dem schönen Geschlecht dem minder schönen gegenüber eingeräumt wird. In Deutschland würde man Hände und Füße über dem Kopf zusammenschlagen, wenn man sähe, wie hier Damen der Gesellschaft bevorzugten Junggesellen Besuche in ihren Bureaus machen oder bei denselben ungeniert, ohne den bei uns für unentbehrlich gehaltenen männlichen Schutz, zum five o'clock tea erscheinen, wie junge Mädchen allein zu Roß weite Ausflüge unternehmen

und ohne Mamas und Tanten an Picknicks sich beteiligen. Solche Freiheiten erleichtern Leben und Verkehr natürlich in angenehmster Weise, und ich habe bisher vergebens nach Beweisen dafür gesucht, daß dadurch Schaden an Leib und Seele genommen würde. Im Gegenteil, ich behaupte, die Moral der sogenannten guten Gesellschaft steht hier auf einer höheren Stufe als daheim. Gegen unverschämte Belästigungen Eingeborener ist die Europäerin vollständig gesichert, und ich habe Fälle erlebt, daß Damen nach beendigtem Festessen ihre Gesellschaftstoilette mit dem Reitkleide vertauschten und in finsterer Mitternacht zu ihren oft weit entfernten Bungalows heimritten, lediglich begleitet von dem neben dem Pferde herlaufenden Saïs. In England würde man das wahrscheinlich „shocking“ finden, in Indien ist es durchaus „ladylike“, und mir gefällt es.

Beim Vizekönig, Lord Lansdowne, hatte ich mich kurz nach meiner Ankunft in Simla eingeschrieben und einen Empfehlungsbrief des englischen Botschafters in Berlin, Sir Edward Malet, abgegeben, demzufolge ich für den folgenden Tag mit einer Einladung zu einem vizeköniglichen Waldfrühstück bedacht wurde. Unter schattigen Bäumen war ein prächtiges, an den Seiten offenes Zelt, eine sogenannte „shamiana“ von gewaltigen Dimensionen aufgeschlagen, etwa 60 Personen waren geladen und nahmen an entzückend mit Blumen geschmückten Tafeln Platz. Blumenschmuck findet man in Simla selbst in den einfachsten Haushaltungen auf jedem Speisetisch, und die indischen Diener stehen als Tafeldecker unerreicht da, namentlich was das Ordnen der Blumen und Farnkräuter betrifft, die oft zu wahren Teppichbeeten zusammengefügt sind.

Der Vizekönig, dem ich bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde, besitzt die herzgewinnende Liebenswürdigkeit des vornehmen Engländers in hohem Maße. Er bekundete ein lebhaftes Interesse für meine Reise, machte mich mit mehreren, für mich wichtigen Persönlichkeiten bekannt und sagte mir jegliche Förderung meiner Pläne zu. Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß es nicht allein bei diesem Versprechen geblieben ist, sondern daß meine Erwartungen in jeder Hinsicht weit übertroffen worden sind. Abgesehen davon, daß auf Lord Lansdownes Ersuchen vom Generalstabe eine detaillierte Marschroute für mich bis Siam ausgearbeitet wurde mit genauer Angabe der einzelnen Lagerplätze, der etwa vorhandenen oder nicht vorhandenen Lebensmittel, Transportmenschen und -tiere usw., nein, auch sämtliche Zivil- und Militärbehörden aller für mich in Betracht kommenden Orte wurden angewiesen, mir förderlich und dienstlich zu sein, und die besten Karten zu meiner Verfügung gestellt. Übrigens wurde ich keineswegs an die ausgearbeitete Route gebunden, sondern es war mir anheim gegeben, nach Belieben von derselben abzuweichen.

Nachdem unsere ganze Gesellschaft von einem Photographen auf die Platte gebracht war, ging es hinunter zu dem rings von Bergen eingeschlossenen Rennplatz Annendale, wo sich inzwischen ein nahezu großstädtisches Leben entfaltet hatte, dessen Beobachtung zweifellos größere Reize bot, als die mit wenig Ernst betriebenen Flachrennen, die erst mit sinkender Sonne ihr Ende fanden. Zu Pferde oder in Jinrickshaws zog dann alle Welt heim nach Simla, um bis zur Essensstunde am wärmenden Holzfeuer des Kamins über die Ereignisse des Tages zu plaudern. Die Jinrickshaws, kleine, einsitzige Wägelchen,

welche gleichzeitig von zwei Kulis gezogen und von dreien geschoben werden, sind die einzigen Gefährte, deren sich gewöhnliche Sterbliche in Simla bedienen können. Nur der Vizekönig und der commander in chief sind berechtigt, von Pferden gezogene Wagen zu halten, da andernfalls bei der geringen Breite der Wege und dem vielen Auf und Ab derselben, der Verkehr geradezu gefährlich wäre. Jede Dame hat somit ihre Jinrickshaw und auch Herren benutzen solche, um abends in Gesellschaften zu fahren. Da die Kulis jedes dieser Wägelchen anders gekleidet sind, meist in schneeweiße Gewänder mit farbigen Gürteln, gleichfarbigem Bande um den weißen Turban und die die braunen Waden unbedeckt lassenden kurzen Hosen, so kann man sich vorstellen, daß das Bild, welches allnachmittäglich der Korso bietet, an Licht und Farbenpracht nichts zu wünschen läßt. Gleichzeitig wird man sich aber auch einen Begriff machen können, zu welcher Höhe die Zahl der Dienerschaft in Häusern anschwillt, wo die Anwesenheit mehrerer Damen eine größere Anzahl von Jinrickshaws bedingt.

Unser im Sommer in Simla residierender Generalkonsul für Kalkutta, Baron Heyking, und dessen Gemahlin haben es in seltener Weise verstanden, sich die Gunst der englischen Gesellschaft vom Vizekönig abwärts bis zum jüngsten Beamten zu erwerben, und der Salon der Baronin ist einer der gesuchtesten Simlas. Mir, der ich das Glück hatte, nahezu zwei Wochen lang Gast dieses bevorzugten Hauses zu sein, wurde somit Gelegenheit gegeben, zahlreiche für mich wertvolle Bekanntschaften zu machen, und ich zähle die Tage meines Aufenthaltes daselbst, die eine ununterbrochene Folge von Ausflügen, Picknicks und Mittagessen bildeten, zu den angenehmsten Erinnerungen

meiner indischen Reise. Ein Diner beim Vizekönig, der ein erst vor zwei Jahren vollendetes, auf bewaldetem Berge gelegenes Schloß im Stil Elisabeths II. bewohnt, bildete unter den Festlichkeiten für mich die „pièce de résistance". Durch einen hohen Torbogen, in dem sich eine Wache von Gurkas befindet, gelangt man in den nachts von elektrischem Licht erhellten Park und nach etwa fünf Minuten an die Rampe des Schlosses. Hier stehen uniformierte Posten der Body Guard des Vizekönigs aufmarschiert, wahre Riesen und ausgesucht schöne Leute aus der Ebene. Das Innere des gewaltigen Gebäudes ist mit großem Geschmack und wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestattet, alle Räume sind elektrisch erleuchtet.



Lord Lansdowne,
Vizekönig von Indien.

Sobald sich die etwa dreißig geladenen Gäste im drawing room versammelt hatten, erschien, ganz wie bei Hofe, einer der Adjutanten (dieselben tragen schwarze Fracks mit goldenen Knöpfen und himmelblauseidenen Aufschlägen) und meldete: „His Excellency". Lord Lansdowne trat ein, begrüßte jeden der Anwesenden, und unter den Klängen der vizeköniglichen Kapelle ging es zum Speisesaal, dessen Wände die Wappen aller bisherigen Vizekönige zieren. Die Tafel glich einem Meer von Blumen. Während der Suppe wurde von einem Diener

über dem Kopfe Lord Lansdownes ein buschiger weißer Jackschweif, das Abzeichen königlicher Würde, hin- und hergedreht. Alle Speisen wurden auf Silber gereicht, und der ganze Zuschnitt war in jeder Weise der hohen Stellung des Gastgebers würdig.

Nach Beendigung des Diners, d. h. nachdem die Damen sich zurückgezogen, wurden nach englischem Brauch Rotwein, Portwein und Zigarren gereicht, und man plauderte etwa eine Stunde an abgedeckter Tafel, um sich dann im drawing room wiederum der Huldigung des schönen Geschlechts hinzugeben, bis gegen 11 Uhr, indischer Sitte gemäß, die vom Hausherrn zu Tisch geführte Dame das Zeichen zum Aufbruch gab.

Ich folgte, nachdem sich der Schwarm verlaufen hatte, noch einer Einladung einiger Herren des Gefolges ins Adjutantenzimmer, wo wir bei Whisky und Soda bis nach Mitternacht in angenehmer Unterhaltung vereint blieben. Fünf Kulis brachten mich dann in meiner Jinrickshaw im Trabe in mein Quartier zurück.

Leider beurlaubten sich, des anstrengenden, unausgesetzten Wanderns über Berg und Tal müde, meine beiden besten Diener in Simla von mir. Jeder Dienstbote hat hierzulande stets eine Anzahl erkrankter oder soeben gestorbener Frauen, Kinder, Mütter und Tanten in Bereitschaft, und sobald ihm sein Dienst nicht behagt, nimmt er Urlaub, unter dem Vorwande, in seinem Heimatsorte religiöse Pflichten gegen Sterbende und Verstorbene erfüllen zu müssen, d. h. um auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Ich hatte mich daher nach Ersatz umzusehen, eine Aufgabe, die ebenso zeitraubend wie ermüdend ist. Dutzende von stellenlosen Leuten erscheinen, Kinder wie Greise, alle ausgerüstet mit gewaltigen

Bündeln herrlichster Zeugnisse, die sie, da solche einen Leih- und Handelsartikel in den Basars bilden, sich vielleicht kurz vorher für wenige Pesas geborgt oder für einige Rupien gekauft haben. Natürlich sind sie alle unschuldsvolle Engel und wollen sich diese erborgte oder erkaufte Engelschaft möglichst teuer bezahlen lassen, namentlich wenn sie Christen sind und damit die Berechtigung erlangt zu haben glauben, ihrem Herrn beim Verbrauch von Spirituosen und Zigarren behilflich sein zu dürfen. Unter allen sich mir Vorstellenden fand ich nicht eine einzige vertrauenerweckende Persönlichkeit und mußte endlich, am Tage vor meinem Abmarsche, den Magistrat behelligen und drei Kerle anwerben, die mir von diesem „ohne Gewähr" zugewiesen wurden. Meine Reise sollte durch die Berge über Tiri, Moussourie nach Almora gehen, und ich war genötigt, mich dafür mit Vorräten an Lebensmitteln zu versehen; denn auf der für mich ausgearbeiteten Marschliste fanden sich bei fast allen Stationen bis Moussourie unerfreuliche Vermerke wie „supplies scarce", „no supplies", „no food procurable" usw. neben anderen wie „road bad", „road very bad", „road dangerous".

In der Frühe des 17. Oktober verabschiedete ich mich von meinen liebenswürdigen Wirten, und mit einem regulären Katzenjammer im Kopfe, eine Folge zahlreicher Abschiedstrunke, steuerte ich der Wildnis zu. Es war bitter kalt, ein eisiger Wind blies aus Norden, und ich fühlte mich erst wieder wohl, als ich abends, bei teuer erkauftem Holzfeuer, allmählich aufzutauen begann. Meine Reise bis Tiri war trotz gelegentlichen Schneegestöbers und andauernder Kälte entzückend schön. Tag für Tag ging es über sieben-, acht- und gegen zehntausend Fuß hohe Berge,

durch Wald, über schäumende Bäche und entlang an schwindelerregenden Abhängen, von deren Höhe sich die unten im Tale liegenden Felder mit rot blühender Penicillaria, goldgelbem Mais, reifendem Buchweizen oder saftigem Kleegrün ausnahmen wie riesengroße Schüsseln garnierten Heringssalats. Der Vergleich ist zwar nichts weniger als poetisch, aber ich suche vergebens nach einem zutreffenderen und anschaulicheren.

Wegen der namentlich nachts und am Frühmorgen herrschenden Kälte verzichtete ich, wo irgend möglich, auf mein luftiges Zeltgebäude und suchte Schutz in verlassenen Hütten oder leeren Stallräumen. In einem solchen empfing ich eines Abends den Besuch eines kleinen Radjas, eines erbärmlich aussehenden Männleins, der, in eine grünwollene Bettdecke gehüllt, zähneklappernd erschienen war, mir Geschenke in Gestalt von Honig und zwei Fasanen zu überreichen. Er teilte mir auf meine Frage nach der Größe seines Reiches mit, daß er über etwa hundert Untertanen und drei Pferde verfüge. Von ersteren befanden sich gegen 30 in seinem Gefolge, während zwei der letzteren von halbnackten Stalljungen am Zügel geführt wurden. Ich glaube, sie wären selbst einem Berliner Droschkenkutscher zweiter Güte wenig begehrenswert erschienen. Wie viele Salutschüsse diese indische Fürstlichkeit von der englischen Regierung zu fordern berechtigt ist, habe ich nicht erfahren.

An verschiedenen Orten fand ich sehr originelle Holzbauten im Pagodenstil mit mehreren Stockwerken und übereinander liegenden, weit vorspringenden Schindeldächern, letztere rundum befranst mit fußlangen Holzklöppeln, die, vom Winde bewegt, klappernd gegeneinanderschlugen. Manche dieser Häuser sahen aus wie

kolossale Taubenschläge, dienten aber, wie ich mich überzeugt habe, teils als Tempel, teils als menschliche Wohnungen. Jedenfalls waren sie von großartig malerischer Wirkung, und ich vermißte mehr denn je meinen photographischen Apparat. Wo immer ich genötigt war, Zeltlager zu beziehen, wurden von den Ortsbehörden abends Wächter zu meinem Schutze gegen Bären und Leoparden gesandt, die aber, um letztere fernzuhalten, mit Trommeln und Pauken einen solchen Höllenlärm vollführten, daß ich kein Auge schließen konnte und es vorzog, lieber auf diese Trommelgeister als auf den Schlaf Verzicht zu leisten, selbst auf die Gefahr hin, die nähere Bekanntschaft eines Bären zu machen. Aber es kam keiner; ebensowenig einer der vielen ringsum ihr Nachtkonzert vollführenden Leoparden.

Bei klarem Wetter hatte ich fast täglich Ausblicke auf die nördlich gelegenen schneebedeckten Bergriesen des Himalaya, den Kedarhant, Jumroti Peak und den über 20000 Fuß hohen Banderpunch, deren imposante Schönheit, namentlich im Glanze der untergehenden Sonne, mich reichlich für alle Mühen der Reise entschädigte, und angesichts deren mir meine einfachen, meist aus Erbsensuppe und Büchsenfleisch bestehenden Mahlzeiten besser mundeten als die üppigsten Festessen in Simla.

Seitdem ich letzteres verlassen, hatte ich außer den beiden Fasanen des Radja kein eßbares Getier auftreiben oder erlegen können, mein mitgenommener Hühnervorrat war bis auf einen Hahn erschöpft und Schmalhans Küchenmeister. Mit diesem „einen Hahn“ hat es seine eigene Bewandtnis. Er war, als es ihm an den Kragen gehen sollte, meinem Koch entflogen und hatte in einem dem Gotte Schiwa geweihten Tempel Schutz ge-

sucht. Die vor demselben versammelten Hindus wollten meinen mohammedanischen Dienern den Eintritt in dieses Heiligtum nicht gestatten, und ich kam gerade rechtzeitig dazu, eine solenne Keilerei zwischen den Parteien zu verhüten. Mein Hahn saß auf dem Haupt des Götzenbildes und sah mich mit auf die Seite gelegtem Kopfe so urkomisch an, daß ich ihm bis auf weiteres das Leben zu schenken beschloß. Man gestattete mir, mich seiner zu bemächtigen, und er wurde ins Lager zurückgebracht. Hier schien ihm ein weiterer Verkehr mit dem Küchenpersonal nichts weniger als empfehlenswert, er kam in mein Zelt und setzte sich unters Bett. Wir freundeten uns in kurzer Zeit an, und „Schiwa", so hatte ich ihn getauft nach dem Gotte, dem er sein Leben verdankte, avancierte schnell zu meinem Leib- und Zelthahn. Er wurde so zahm, daß ich ihm selbst den Käfig für den Marsch ersparen konnte, und auf irgend einer der Lasten sitzend, gelangte er in der für einen Hahn denkbar angenehmsten Weise von Lager zu Lager. Er strafte den Koch mit Verachtung, nahm nur von mir Futter entgegen, behütete nachts mein Zelt gegen etwaige Eindringlinge und weckte mich in der Frühe mit fröhlichem Krähen. So lebte „Schiwa" längere Zeit glücklich, zufrieden und ohne Sorgen um den kommenden Morgen.

Endlich aber waren selbst meine Büchsenfleischvorräte den ihnen vorgeschriebenen Weg gegangen, ich fing an am Hungertuche zu nagen, und den Einflüsterungen meines Koches nachgebend, sprach ich das Todesurteil über „Schiwa"; er sollte am nächsten Tage geschlachtet werden. So stand denn „Schiwa" schon mit einem Fuße in der Bratpfanne, als der Himmel ein Einsehen hatte. Ein Mann mit Schafen kam des Weges daher, und es gelang

mir, nach längeren Unterhandlungen diesen zu bewegen, mir ein Tier seiner Herde für schweres Geld zu verkaufen. Der Hahn war zum zweitenmal gerettet und ist noch längere Zeit mein treuer Begleiter geblieben, bis er eines Tages verschwunden war, sei es, daß ihn sein Schicksal in Gestalt eines Leoparden ereilt hat, oder daß er heimlicherweise in den Topf meines Koches gewandert ist.

Am 24. Oktober erreichten wir Kotni, einen kleinen, bereits in der Nordwest-Provinz gelegenen Ort mitten im Walde, in dem unter Leitung eines eingeborenen Forstbeamten Harz zur Terpentinbereitung gewonnen wird. Durch rationell betriebene Waldwirtschaft und junge Forstkulturen macht sich hier die britische Verwaltung vorteilhaft bemerkbar.

In Höhe von 9400 Fuß lag mein nächster Lagerplatz, Deoband, und tags darauf zog ich ein in Chocrata, wo sich während der heißen Monate ein britisches Infanterieregiment befindet, welches sich gerade anschickte, den Rückmarsch in seine Wintergarnison Meerut anzutreten. Drei weitere Tagereisen durch prächtige Gebirgslandschaft brachten mich endlich nach dem 7000 Fuß hoch gelegenen Moussourie, ebenfalls einer Sommerfrische für Europäer, welche von vielen derselben wegen des weniger kostspieligen Lebens daselbst gegen Simla der Vorzug gegeben wird. Die „season“ war vorüber, verlassen standen die hübschen Bungalows, einsam die geräumigen Gasthöfe, die meisten Läden waren geschlossen, und Scharen beschäftigungsloser Kulis schliefen oder sonnten sich, durch keinen Verkehr gestört, mitten auf dem Straßenpflaster.

Es war meine Absicht gewesen, hier einen Tag zu rasten, doch machte der Ort einen so traurigen Eindruck,

und die über dem Ganzen liegende Stimmung war eine derartig melancholische, daß ich an einem vierzehnstündigen Aufenthalt vollauf genug hatte und weiter gen Osten zog, um möglichst bald in wärmere Gegenden zu gelangen.

Leider liegt in Moussourie die Trägerbeschaffung nicht, wie in den meisten anderen Städten, in den Händen des Magistrats, sondern jeder muß sehen, wo er Leute bekommt, und zahlen, was diese verlangen. Endlose Scherereien mit den auf eine brillante Saison zurückblickenden und nunmehr arbeitsunlustig gewordenen Kulis, die das Dreifache der normalen Taxe bis Tiri beanspruchten, waren meinem Aufbruch vorangegangen. Als wir mit vielen Unterbrechungen die langen Basare der Stadt hinter uns hatten, durchzogen wir das unmittelbar neben Moussourie gelegene Bergstädtchen Landour, ein Militärsanatorium und Erholungsort für erkrankte englische Soldaten, die sich daselbst sehr behaglich zu fühlen scheinen und ihre Tage mit Spaziergängen und gymnastischen Spielen ausfüllen.

Meine Annahme und Hoffnung, mit Landour (7150 Fuß) den höchsten Punkt meiner heutigen Marschroute erreicht zu haben, erfüllte sich nicht, und auf schmalem Bergeskamm ging es weiter bergan bis 9200 Fuß. Das Wetter war trübe, Reif bedeckte den Boden, und es hatte allen Anschein, als solle jeden Augenblick ein Schneegestöber losbrechen. Trotz der herrschenden Kälte waren die zahllos in den Bäumen und auf Felsblöcken ihr Wesen treibenden grauen, langschwänzigen Affen munter und guter Dinge und kamen mit der fast allen Tieren Indiens eigenen Unbefangenheit oft bis auf wenige Schritte an mich heran, um sich um das ihnen von mir zugeworfene Brot zu balgen. An mehreren Stellen hatten

während der Regenzeit Erdrutsche stattgefunden und den Weg zerstört, der eben notdürftig wieder hergestellt wurde, da der Radja von Tiri nächster Tage hier durchreisen sollte, andernfalls wäre ich wahrscheinlich genötigt gewesen, nach Moussourie zurückzukehren und eine Änderung meines Reiseplanes eintreten zu lassen. Auch so war die Passage keineswegs ungefährlich und mein Schecke mehrfach um Haaresbreite daran, in die Tiefe zu stürzen.

Um 5 Uhr kam der Bungalow von Dhunolti in Sicht, ein elendes, halbverfallenes Lehmgebäude, dem man durch ein Wellblechdach neuen Glanz zu verleihen versucht hatte. Das Haus sah in größerer Entfernung ganz vertrauenerweckend aus, im Innern aber war's fürchterlich; zollhoher Schmutz deckte den Boden in den sich um eine stockfinstere Rotunde gruppierenden Wohnräumen, in denen halbverfaulte Holzluken die Fensteröffnungen schlossen und dem eiskalten Ostwind willkommene Gelegenheit boten, sein Liedchen zu pfeifen. Zu meiner Freude entdeckte ich in einem dieser Räume einen Kamin und schickte daher meinen Saïs eiligst in das nahegelegene, aus vier Hütten bestehende Dorf, um Brennholz zu holen. Nach etwa einer Stunde kam er zurück, gefolgt von vier Leuten, die einen ganzen Baumstamm schleppten, von dem dann unter vielem Geschrei nach langem Bemühen einige Splitter losgetrennt und in Brand gesetzt wurden, wobei sich aber der Raum derartig mit Rauch füllte, daß ich gezwungen wurde, tränenden Auges ins Freie zu stürzen. Jedenfalls war der Kamin lange nicht benutzt, und ich erwartete eine Besserung der Sache, sobald sich die Luft im Schornstein erst würde erwärmt haben. So pflegt der mit physikalischen Gesetzen vertraute Mensch zu kalkulieren, und so kalkulierte auch ich, bis ich bei genauer

Nachforschung die Entdeckung machte, daß mit dem Wellblechdach die Schornsteinöffnung verschlossen worden war. Gegen solchen Unverstand kämpft allerdings die beste Flamme selbst vergebens, und um ihr diesen nutzlosen Kampf und mir den Rauch zu ersparen, mußte ich das brennende Holz schleunigst entfernen lassen, um eine Erfahrung reicher in bezug auf das, was man in Indien Überlegung nennt. Eine halbwegs leidliche Reinigung vorzunehmen, hätte Stunden erfordert, ich begnügte mich daher damit, den gröbsten Schmutz in eine Ecke des Raumes zusammentragen zu lassen, und erwartete dann zähneklappernd die Ankunft meiner Träger. Erst in dunkler Nacht langten dieselben an, und man wird sich denken können, daß meine Abendmahlzeit unter den obwaltenden Umständen kein sogenannter Genuß war. Seine Hoheit der Radja von Tiri, in dessen Lande dieser Bungalow gelegen ist, wird es mir wohl nicht verargen, daß ich ohne Dank gegen ihn im Herzen endlich mein Lager aufsuchte. Der folgende Morgen, der die Nacht an Kälte zu übertreffen sich nicht schämte, brachte mir noch eine peinliche Überraschung. Mein Saïs hatte die Art, in welcher ich reiste, unerfreulich gefunden und sich unter Mitnahme eines wollenen Anzuges, den ich ihm, gleich allen meinen Dienern, für die Märsche im Gebirge hatte machen lassen, und einer Pferdedecke seitwärts in die Büsche geschlagen. Meine hohe Meinung von den indischen Dienern hatte damit ihren ersten Stoß bekommen, aber leider, wie ich gleich vorweg bemerke, nicht den letzten.

Durch mäßigen Wald von Eichen und Rhododendren stieg der Weg wiederum bis gegen 10000 Fuß an, um dann stark zu fallen. In einem kleinen, unbeaufsichtigten Waldhäuschen wurde gefrühstückt und, da die Träger sich

kräftig genug erklärten, noch weitere drei Meilen zurückzulegen, der Marsch nach Tiri, der Hauptstadt des Landes, fortgesetzt. Die Bevölkerungsziffer des letzteren ist eine ungewöhnlich niedere, wir begegneten keinem einzigen Menschen, sahen nur selten ein abseits vom Wege liegendes Gehöft und nur ein einziges Dorf, welches aber wegen irgend eines dort umgehenden bösen Geistes von seinen Bewohnern verlassen war. Ich habe solcher verödeten Ortschaften später noch mehrere sowohl in Tiri als auch im Cumaondistrikt angetroffen, die alle aus ähnlichen Gründen vereinsamt und verfallen waren.

Auf 5400 Fuß Höhe fand ich die ersten Baumwollpflanzen. Das Tal, in dem wir marschierten, verengte sich mit jedem Schritt, und die Szenerie der Berge ließ beim Scheine der sinkenden Sonne an Schönheit wahrlich nichts zu wünschen übrig. Gegen Abend erreichten wir das Tirital und bei Dunkelheit den Bungalow für Reisende, der am rechten Ufer der Bhagirathi der Stadt Tiri gegenüber gelegen ist, was ich freilich erst am nächsten Morgen entdeckte, denn bei meiner Ankunft war es bereits so dunkel, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Dumpf brausend tönte das Geräusch des im engen Felsbett unter uns dahinstürmenden Flusses an mein Ohr und verschlang alle Rufe nach einem dienstbaren Geist zum Öffnen der verschlossenen Türen des Bungalows. Da auch das bekannte Zauberwort: „Sesam, tue dich auf" sich als nicht zugkräftig erwies, versuchte ich es mit dem in solchen Fällen allgemein beliebten Fußtritt, und zwar mit gutem Erfolg. Das Aufschlagen eines Zeltes in völliger Dunkelheit ist, namentlich mit erschöpften Leuten, ein zeitraubendes Geschäft, und ich war daher froh, einen anderen Unterschlupf gefunden zu haben.

Für Tiri hatte ich einen Rasttag bestimmt; als ich mir jedoch am Morgen den Schlaf aus den Augen gerieben und Umschau gehalten hatte, war mein Entschluß, hier zwei Tage der Ruhe zu pflegen, schnell gefaßt. Man konnte sich aber auch wirklich kein reizenderes Plätzchen für ein dolce far niente nach harten Märschen denken, als die Veranda meines, wenn auch sehr primitiven, so doch reinlichen Bungalows, an dem in etwa vierzig Fuß Tiefe die Bhagirathi vorüberschäumte, überspannt von einer eleganten, die Verbindung mit der freundlich auf Bergeshöhe liegenden Residenz herstellenden Hängebrücke. Schroffe Felsmassen bildeten mein direktes Gegenüber, und an diesen entlang zog sich eine zur Stadt führende Straße mit lebhaftem Menschen- und Viehverkehr. Dazu schien die Sonne so mild und warm wie bei uns daheim zuweilen im Wonnemonat Mai, Schmetterlinge schwebten in den Lüften, und ein Schwalbenpaar bezwitscherte seine häuslichen Angelegenheiten unter der First meines Daches, während ich mich nach erfrischendem Bade in meinem langen Feldstuhl mit einem Wohlbehagen streckte und dehnte, wie ich es lange nicht empfunden hatte. Dem Radja von Tiri, der dieses Häuschen an eben diese Stelle gebaut, verzieh ich heute sogar den Bungalow von Dhunolti.

Meine vorzügliche Stimmung wurde noch erhöht, als ein Abgesandter der Rani — Mutter des abwesenden Radjas — mit den üblichen lebenden und toten Gastgeschenken erschien, willkommene Gaben in einem Lande, wo es sonst wenig zu beißen gibt. Später machten mir drei Mitglieder des Regentschaftsrats ihre Aufwartung, wobei jeder, der Landessitte gemäß, als Zeichen der Unterwürfigkeit, eine auf zusammengefaltetem weißen Tuche

liegende Goldmünze präsentierte. Den englischen Beamten in Indien ist es untersagt, Geschenke dieser Art von Eingeborenen entgegenzunehmen, und es ist daher Brauch geworden, solcherweise dargebrachte Münzen lediglich zu berühren und den Überbringern zu belassen. Demgemäß verfuhr auch ich, doch interessierte es mich, eines der Goldstücke näher zu besichtigen, zu welchem Zweck ich es von dem Tuche entfernen wollte. Diese meine Absicht erkennen und das Tuch mitsamt der Münze in die Tasche stecken, war für den betreffenden Abgesandten das Werk eines Augenblicks, und ich mußte ihn eindringlich ersuchen, sein Goldstück wieder herauszurücken, um es genauer betrachten zu können, wobei ich mich höchlichst amüsierte über die nicht zu verkennende Angst des Mannes, dasselbe nicht zurückzuerhalten.

Von meinen Besuchern brachte ich in Erfahrung, daß der Staat Tiri 250000, die Stadt 3000 Einwohner zählt und die Einnahme des Fürsten jährlich 150000 Mark beträgt.

Es war mir aufgefallen, daß alle Leute vor dem Passieren der Brücke über die Bhagirathi sich ihrer Fußbekleidung entledigten. Ich erkundigte mich nach der Ursache und erfuhr, daß der Fluß, aus dem im Verein mit dem Alakananda etwa vier Meilen südlich der Ganges gebildet wird, die gleichen Rücksichten als heiliger Fluß zu beanspruchen habe wie der Ganges selbst, und daß einem jeden, dessen Leiche an den Ufern der Bhagirathi verbrannt würde, der Weg in den Himmel ebenso abgekürzt würde, als wenn dieses am Ganges geschähe. Man schmorte denn auch, wie ich mich an einer nicht weit von meinem Bungalow gelegenen Stelle überzeugen konnte, tapfer darauf los, und später sah ich einen todkranken

Mann, von vier Leuten auf einer Bahre getragen, anlangen, der 30 deutsche Meilen weit herbeigeschleppt worden war, um hier zu sterben und eingeäschert zu werden.

Der zweite Tag meines Aufenthalts in Tiri war für die Bevölkerung ein großer Festtag. Der in Ajmere — an dem vom ehemaligen Vizekönig Lord Majo gegründeten Erziehungsinstitute für indische Fürstensöhne — studierende Radja wurde am Abend erwartet, um seine Ferien im Lande zu verbringen, und vom frühen Morgen an zogen daher froh geputzte Menschenscharen über die Brücke ihrem Gebieter entgegen. Kurz vor Sonnenuntergang verkündete Kanonendonner das Nahen des jungen Herrschers, und gleichzeitig fing eine am anderen Ufer postierte Musikbande an, mit Trommeln, Pauken und langen Holzflöten einen unglaublichen Lärm zu vollführen. Dicht an meiner Veranda kam der Zug vorüber, voran der Radja, umgeben und gefolgt von seinen jüngeren, in Goldbrokat gekleideten, auf reichgeschmückten Pferden sitzenden Brüdern; daran schlossen sich zahlreiche berittene Vornehme des Landes, und hinterher trotteten Haufen getreuer Untertanen. Sobald der Radja, der ein einfaches Reisekleid aus schwarzem Samt und eine gleichfarbige, goldumränderte Mütze schottischer Form trug, an der Brücke angelangt war, stieg er vom Pferde, und es entstand eine solenne Balgerei um die Ehre, ihm die Schuhe ausziehen zu dürfen. Dann schritt er, — ein hochaufgeschossener Jüngling mit kolossalen Händen und Füßen — barfuß bis zur Mitte der Brücke, um hier große Körbe voll Obst, Feldfrüchten, Gewürzen und Blumen entgegen zu nehmen und Stück für Stück als Opfergabe in den heiligen Fluß zu werfen. Den Be-

schluß dieser Spenden bildete eine brennende Kerze. Am jenseitigen Ufer wurden die Schuhe wieder angezogen, die Pferde wieder bestiegen, und unter fortwährendem Kanonendonner, die Musik voran, bewegte sich der Zug weiter dem Städtchen zu.

Um 10 Uhr abends — ich lag bereits im Bette — wurde mir ein Schreiben überbracht, in dem der junge Herr mich bitten ließ, seine Residenz noch nicht zu verlassen, da er mir seinen Besuch zu machen wünsche. Ich antwortete kurzerhand, erklärte mich zur Zugabe eines Tages bereit, bemerkte aber, daß ich es vorzöge, gegenüber dem Herrn eines Landes, in dem mir so viele Freundlichkeiten erwiesen worden seien, den besuchenden Teil zu bilden. Kaum war ich eingeschlafen, als ich durch Stimmengewirr vor meiner Tür geweckt wurde.



Radja von Tiri.

Ich hörte, daß irgend jemand zu dieser ungelegenen Zeit Einlaß zu mir begehrte und daran von den Dienern verhindert wurde. Als ich die Tür öffnete, zu sehen, um was es sich handelte, erblickte ich zwei Kerle mit großen Blechplatten, auf denen sich Pyramiden von allerlei Zuckerwerk erhoben, welches von den Damen der Zenana zur Feier der Rückkehr des Radja gebacken und mir von meiner Gönnerin, der Rani, übersandt worden war.

Die Träger erhielten ihr hübsches Bakschisch, meine

Diener die Süßigkeiten und damit war auch dieser zweite nächtliche Überfall erledigt.

Am folgenden Vormittag empfing mich der Radja in einem Gartenhäuschen. Neben demselben stand ein geräumiges Zelt, in dem er die Nacht zugebracht hatte, da er, von einer Reise kommend, seine Wohnung erst nach Vornahme diverser religiöser Verrichtungen, Waschungen usw. betreten durfte.

In einem freundlichen Raume, zu dem ich auf einer Wendeltreppe gelangt war, kam er mir in einfachem weißen Gewande entgegen, unbeholfen wie ein junger Eisbär mit Handschuhnummer 9¾ und verlegen wie ein verliebter Sekundaner. Ich erkundigte mich nach seinen Studien, Lieblingsspielen und Freunden, bis er auftaute und sich als ein liebenswürdiger, die englische Sprache vorzüglich beherrschender Jüngling entpuppte. Er war bereits zweifach beweibt, aber nicht verheiratet, da es bei seinem für indische Verhältnisse geringen Einkommen große Schwierigkeiten bietet, eine passende Partie zu machen.

Beim Abschied versprach er mir, sofort nach seinem im nächsten Jahre zu erwartenden Regierungsantritt in Thunolti einen neuen Bungalow zu errichten und für Besserung der Wege im Lande zu sorgen.

Nachmittags unternahm ich einen Ritt durch das dorfartige, von breiten Mangoalleen durchzogene Städtchen und zu dem etwa eine Meile von hier entfernten Gartenhaus der Rani, einem einstöckigen, umfangreichen Gebäude, hübsch in der Zeichnung, aber konditorhaft ausgeführt wie die meisten indischen Bauten. Ein Garten mit allerhand Schnurrpfeifereien, Bassins, Springbrunnen, abgezirkelten Blumenbeeten, weinberankten Bogengängen und beschnittenen Limonenhecken umgibt

dasselbe. Für englische Gartenkunst hat man hierzulande überhaupt kein Verständnis, schattenspendende Bäume findet man fast nie in den Gärten, und der Aufenthalt in den aus lauter geometrischen Figuren, Kreisen, Dreiecken, Quadraten, usw. bestehenden Anlagen, die höchstens aus der Vogelperspektive einen gefälligen Eindruck machen, ist nichts weniger als erquicklich.

Da Träger wegen der Reisernte schwierig zu beschaffen waren, versuchte ich es einmal wieder mit Maultieren und legte mit diesen am folgenden Tage ca. fünf deutsche Meilen zurück, worauf auf freiem Felde Lager bezogen wurde. Neben mir kampierten Handelsleute aus Tibet, die auf dem Rücken ihrer Schafe Salz und Borax in die Ebene gebracht hatten und nunmehr mit Reis und Weizen heimzogen. Es waren nette, freundliche Leute, die, ohne aufgefordert worden zu sein, hilfreiche Hand beim Aufstellen des Zeltes boten und Holz und Wasser herbeischleppten. Ihre Waren, von denen jedes Schaf 25 bis 40 Pfund in kleinen, lederbezogenen Beuteln, gleichmäßig auf beiden Seiten des Rückens verteilt, trägt, hatten sie in der Weise aufgestapelt, daß ein von drei Seiten geschützter Raum gebildet wurde, der mit Laub und Strauchwerk eingedeckt war. In diesem improvisierten Häuschen schienen sie sich recht behaglich zu fühlen. Ihre Lasttierchen fanden reichliche Nahrung auf den abgeernteten Feldern und an Grabenrändern. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Behendigkeit die Schafe mit für ihre Verhältnisse so bedeutenden Lasten über Stock und Stein springen, wie sie die steilsten Felsen hinaufklettern und scheinbar kein Hindernis kennen. Nur wenn Bäche und Flüsse zu passieren sind, werden ihnen die Lasten abgenommen und von den Hirten ans andere

Ufer getragen. Eine sehr schnelle Beförderungsweise ist dieser Transport per Schaf natürlich nicht; denn mehr als eine, höchstens anderthalb Meilen werden am Tage nicht zurückgelegt.

Auf meinen nächsten Märschen nach Srinugur und Paori begegnete ich Tibetanern, zuweilen mit nach Tausenden zählenden Herden. Srinugur liegt auf britischem Gebiet im Cumaondistrikt. Auch hier werden Schafe und Ziegen zum Getreidetransport von den Eingeborenen verwendet, doch tragen erstere, da sie weit schwächer sind als die Tibetschafe, nur 10 bis 16, letztere bis gegen 24 Pfund. Sie haben einen Wert von 4 bis 8 Mark.

In Srinugur lagerte ich am Alakananda, der von den Bewohnern bereits „Ganga" genannt wird. Er ist gleich der Bhagirathi ein rauschendes Flüßchen mit prächtig kaltem, klarem Wasser, welches zu trinken ich mich allerdings wegen der vielen an seinen Ufern vorgenommenen Leichenverbrennungen nicht entschließen konnte. Die Stadt selbst bietet nichts Bemerkenswertes.

Paori, zu dem wir eine Steigung von etwa 3000 Fuß auf guten Felspfaden zurückzulegen hatten, ist ein kleiner Gebirgsort, in dem ein englischer Beamter die Magistratsgeschäfte besorgt.

Bevor ich mich in dem niedlichen, neu erbauten Bungalow für Reisende einrichtete, stattete ich einigen mit der Landesaufnahme beschäftigten Offizieren in ihrem Zeltlager meinen Besuch ab. Dasselbe befand sich auf 6000 Fuß Höhe, und hier in Zelten die kalten Wintermonate zuzubringen, erschien mir trotz Grog und Whisky kein beneidenswertes Los. Selbst während der Mittags-

zeit fand ich es unangenehm kühl und bewunderte die allem Anschein nach gegen niedere Temperaturgrade unempfindlichen, mit nackten Beinen vor den Zelten am Boden hockenden eingeborenen Zeichner, die, auf den Knien das Reißbrett, mit Feder, Stift und Zirkel Vermessungen eintrugen und Karten zeichneten.

Unwillkürlich drängte sich mir dabei der Gedanke auf, wie lange es noch dauern wird, bis wir unsere ostafrikanischen Neger zu Arbeiten herangezogen haben, wie ich sie hier von Eingeborenen verrichten sah. Ich bezweifle, daß wir oder unsere Kindeskinder das überhaupt erleben werden.

Auf dem Rückwege zum Bungalow fesselte ein größerer Häuserkomplex, der ganz den Eindruck eines industriellen Etablissements machte, meine Aufmerksamkeit. Auf Befragen erfuhr ich, daß es die Gebäude einer amerikanischen Mission seien, und ich machte mich ungesäumt daran, diese Anstalt, in der das Christianisierungsgeschäft in großartigem Stil betrieben zu werden schien, in Augenschein zu nehmen.

Von dem Leiter der Mission, Mr. Gill, einem älteren freundlichen Herrn, wurde ich auf das gastlichste aufgenommen und nach gutem Frühstück zu einem Rundgang durch die Anlagen eingeladen. Nach Besichtigung der Wohn- und Schlafräume der Zöglinge gelangten wir zur Knabenschule, vor der, des schönen Wetters wegen, die meisten Klassen sich's im Freien bequem gemacht hatten. Da saßen, um ihren Lehrer geschart, die ABC-Schützen, auf sandbestreuten Brettern mit dem Finger ihre ersten Schreibversuche machend, nicht weit davon wurde englisch gelesen, während eine andere Abteilung sich in die Geheimnisse des Sanskrit einweihen ließ, der klassischen

Sprache Indiens. In einem Raum der oberen Klassen war man bei der Geometrie, allerhand unheimliche Figuren prangten an der großen Wandtafel, und mit Schrecken dachte ich zurück an die Zeiten, in denen mir mein junges Leben mit Sinussen und Kosinussen, Tangenten und Logarithmen verbittert wurde.

Einer der Knaben mußte sich mir zu Ehren mit dem Beweise des pythagoräischen Lehrsatzes produzieren, wobei ich mir noch unwissender vorkam, als dies für gewöhnlich der Fall ist.

Erfreulicherweise befaßt sich die Mission nicht nur mit Bekehrungszwecken, sondern erteilt unentgeltlich Unterricht an jeden Lernbegierigen ohne Ansehen der Religion. In den höheren Klassen — im ganzen werden jetzt 271 Schüler unterrichtet — waren die Christen bedeutend in der Minderheit, das sah ich, als in einer derselben auf meine Frage, wieviel Zöglinge schon in den heiligen Stand der Ehe getreten seien — kein Knabe war nebenbei über 16 Jahre alt —, sich alle, mit Ausnahme zweier erhoben. Diese allein waren Christen, die übrigen sämtlich Hindus aus allen Teilen des Bezirks. Letztere sind nicht eigentliche Missionszöglinge, erhalten aber von der Mission freie Wohnung, wogegen sie für ihre Verpflegung selber sorgen müssen. Nur die Christen, meist Waisenkinder, werden vollkommen in der Anstalt unterhalten. Die Erledigung der Abgangsprüfung berechtigt zum Eintritt in die Subalternlaufbahn der britischen Verwaltung.

Auch die Mädchenschule wurde mit einem Besuche bedacht. Hier wird der Unterricht nicht wie in der Schule der Knaben von eingeborenen Lehrern, meist ehemaligen Schülern der Anstalt, sondern von zwei amerikanischen Damen erteilt, und zwar lediglich an christliche Kinder.

Auch diese waren überraschend gut in den verschiedensten Fächern bewandert, namentlich aber in der Geographie. Sie wußten an einer großen Karte von Afrika Sansibar sowie die Provinz Emin Paschas aufzufinden, kannten die Namen aller großen Flüsse und genau den Weg, den Stanley vom Kongo bis Bagamoyo eingeschlagen hatte.

Zum Schluß wurden einige weltliche Lieder vorgetragen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese amerikanische Mission sich hervorragende Verdienste um die schwarze Menschheit erwirbt, und meiner Ansicht nach würden diese Verdienste keineswegs verringert, wenn man die Bekehrung zum Christentum oder, besser gesagt, die Erziehung zu Christen ganz aus dem Spiel ließe.

Ein eingeborener Christ ist in einem Lande, in dem Kastengeist und religiöser Fanatismus auf die Spitze getrieben sind, in dem der Christ als außerhalb jeder Gemeinschaft stehend betrachtet und selbst von der geringsten Kaste verachtet wird, unglücklich daran. Das habe ich so recht erkannt, als ich eine Zeitlang unter meinen Dienern einen ehemaligen Missionszögling beschäftigte. Sowohl von den Hindus als auch von den Mohammedanern wurde er gemieden wie ein Aussätziger, niemand würdigte ihn eines Wortes, er saß stets wie das Aschenbrödel allein in einem Winkel, und in einigen Basaren weigerten sich die Händler sogar, ihm Nahrungsmittel zu verkaufen. Dazu kommt, daß sein christlicher Glaube es ihm erschwert, eine Stellung bei Europäern zu finden, da man von vornherein annimmt, daß er mit den Untugenden seiner Rasse auch noch die des Christen vereint, Wein trinkt, Zigarren raucht, von den Speisen seines Herrn nascht usw.

Kurz, er ist in einer traurigen Lage, und ich, der ich

mir nicht denken kann, daß sein Glaube an ein besseres Jenseits stark genug ist, ihm über jedes auf Erden zu duldende Ungemach hinwegzuhelfen, stehe nicht an, die Bekehrung der Hindus zum Christentum geradezu als eine Grausamkeit zu bezeichnen. „Ihr stoßt ins Leben ihn hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden. Dann überlaßt ihr ihn der Pein."

Die einzige Möglichkeit, den zu Christen gemachten und somit von jeder Gesellschaft ausgestoßenen Eingeborenen das Dasein erträglich zu gestalten, liegt in der Unterbringung derselben in abgesonderten Kolonien, wo sie eine geschlossene Gemeinde bilden, wie solches auch von mehreren Missionen geschieht, aber leider keineswegs von allen.

Bis Almora, der bedeutendsten Stadt im Cumaonbezirk, der gegen 400 Quadratmeilen umfaßt und etwa 400 000 Einwohner zählt, hatte ich noch acht Tagemärsche durchs Gebirge zurückzulegen. Die Gegend ist reich an wilden Tieren, namentlich Tigern, Leoparden und Bären, auch kommen Elefant, Hirsch und Antilope vor. Mit großem Eifer wird von Eingeborenen dem in Höhe von 6 bis 9000 Fuß lebenden Moschushirsche nachgestellt, da die in den Bauchdrüsen dieser Tiere vorhandene Moschussubstanz einen sehr gesuchten Handelsartikel bildet und mit Gold aufgewogen wird. Das Gramm Moschus kostet etwa 2 Mark, oder das Pfund, wenn das dem Leser mehr imponiert, 1000 Mark.

Der Cumaondistrikt hat manchen Wandel in den letzten hundert Jahren erlebt. Seit undenklichen Zeiten von unabhängigen Radjas regiert, bemächtigten sich 1790 die von Nepal kommenden Gurkahorden des Landes und

verwüsteten es in barbarischer Weise, so daß, als nach dem von den Engländern gegen die Gurkas geführten Kriege Cumaon im Jahre 1815 in britischen Besitz gelangte, die Zahl der Einwohner nur 432 für die deutsche Quadratmeile betrug. Bei der im Jahre 1872 vorgenommenen Volkszählung war die Bevölkerung schon wieder auf 1040 für die Quadratmeile gestiegen und dürfte jetzt etwa die Zahl 1200 erreicht haben, immerhin eine relativ geringe, wenn man bedenkt, daß kein anderer Distrikt in der Nordwestprovinz im Jahre 1872 unter 6048, der Benaresdistrikt sogar 12 752 Seelen auf dem gleichen Flächenraum aufwies. Die Anzahl der jährlich den Tigern zum Opfer fallenden Menschenleben beziffert sich in Cumaon auf durchschnittlich 50. Von 1860 bis 1880 wurden der Regierung des Distrikts als getötet vorgewiesen: 624 Tiger, 2718 Leoparden, 4660 Bären und dafür 46 218 Mark an Schießprämien gezahlt. Da bei Erteilung der Prämie das vorgewiesene Fell abgeliefert werden muß, und beispielsweise die Prämie für ein Tigerfell nur 15 Mark beträgt, ist anzunehmen, daß die weitaus größere Zahl der Felle anderweitig verkauft oder von glücklichen Schützen als Trophäe zurückbehalten wird und so die Regierung von der Erlegung der Tiger usw. keine Kenntnis erhält.

Bungalows waren an den von mir bis Almora gewählten Lagerplätzen nicht vorhanden, so daß ich allabendlich mein Zelt aufzustellen hatte: nur einmal nächtigte ich in dem stattlichen Hause einer Teeplantage. Dieselbe war in Höhe von 7000 Fuß angelegt, hatte sich als nicht lukrativ erwiesen und war von ihrem Besitzer, einem wohlhabenden Engländer, verlassen worden. Das Haus war vollständig eingerichtet, mit einer Bibliothek

versehen und wird von einem Wächter, den die Regierung bestellt hat, instand gehalten. Der nach England zurückgekehrte Eigentümer antwortet auf kein an ihn gerichtetes Schreiben und kümmert sich überhaupt nicht mehr um seinen Besitz. So stehen Haus und Hof seit Jahren verwaist, und nur, wenn einmal ein Reisender des Weges kommt, eine seltene Erscheinung in dieser Wildnis. flackert für einige Stunden vielleicht ein wärmendes Feuer in dem Kamin des hübschen Salons. Darauf ist für lange Zeit wieder alles still, verlassen und öde in diesem hübschen Heim, in dem einst ein unternehmender Mann jahrelang auf den Segen des Teestrauches gewartet hat.

Ein um so erfreulicheres Bild bieten dagegen die wenige Tage später von mir besuchten, etwa 400 Fuß niedriger gelegenen Teegärten in Donagiri, deren Besitzer, Mr. Craw, seit 26 Jahren im Lande lebt und mit seiner Pflanzung große Reichtümer erworben hat. Wenn auch durch den jeden Absatz nach Zentralasien nahezu ausschließenden hohen Zoll, den der Emir von Afghanistan auf die Durchfuhr indischen Tees gelegt hat, das Geschäft gelitten hat — die Bereitung grünen Tees, der besonders für die Ausfuhr nach Rußland und Mittelasien hergestellt wurde, ist infolge des Zolles fast von allen hiesigen Gartenbesitzern aufgegeben worden —, so wird dieser Schaden doch einigermaßen ausgeglichen durch die jährlich zunehmende Beliebtheit indischer Teesorten auf europäischen Märkten.

Ich empfehle jedem Teetrinker daheim, es an Stelle des chinesischen Tees einmal mit Himalayatee zu versuchen, der meinem Geschmack nach allen anderen Sorten in bezug auf Milde und Aroma vorzuziehen ist. Man wende

sich wegen Bezugs an Mr. Craw, Donagiri Cumaon, India.

In der Gegend von Donagiri finden sich zahlreiche interessante Hindutempel, von denen wie in Kaschmir die besuchtesten meist auf den höchsten Bergkuppen gelegen sind, und Tausende von Pilgern sind jahraus und jahrein auf der Wanderschaft zu den Wallfahrtsorten im Himalaya. Eines muß man darum der in vieler Hinsicht so widerwärtigen Religion Brahmas lassen: sie sorgt durch die hohe Lage ihrer Tempel in den Bergen dafür, daß ihre frommen Anhänger in training bleiben und einen Schweninger füglich entbehren können. Das ist zwar nicht viel, aber doch etwas, und wer sich ausschließt von der Pilgerschaft, der hat sich etwaige Fettleibigkeit selber zuzuschreiben.

Ein herrlicher Novembermorgen! Die Sonne hat sich noch lange nicht über die umliegenden waldbedeckten Berge erhoben, und nur die fern am durchsichtigen Horizont sich abhebenden eis- und schneestarrenden Kuppen der Bergriesen des Himalaya baden sich in einem Meer von Licht. Kein Lüftchen regt sich, kein Blatt rauscht in den Wipfeln der mein Lager umgebenden Baumgruppen. Still ist's ringsum, und lautlos ziehen nackte braune Gestalten, den Pflug auf den sehnigen Schultern, silbergraue Ochsen vor sich hertreibend, zur Arbeit. Von fern klingen sanfte Töne aus einem dem Schiwa geweihten Tempel, in dem andächtige Menschen ihr Morgengebet verrichten, an mein Ohr. Ich stehe an einen Baumstamm gelehnt und lasse mein Auge schweifen über taubehangene Gräser, über Täler und Berge, weit, weit in endlose Ferne.

So etwa würde ich heute beginnen, wenn ich flunkern wollte, aber ich bin kein Novellist, sondern Reiseschrift-

steller, und da ich somit von der mir zu Gebote stehenden Phantasie keinen Gebrauch machen kann und nur Erlebtes, nicht aber Erdachtes zu berichten habe, gestaltet sich die Sache anders. Es ist nämlich ein abscheulich kalter Novembermorgen, und dichter Nebel entzieht jeden entfernteren Gegenstand meinen Blicken. Meine beim Abbrechen des Lagers beschäftigten Diener und Träger lärmen und schimpfen durcheinander und ihr Geschrei wird nur übertönt von der entsetzlichen Musik, die schmutzige Priester — ich weiß, sie sind schmutzig — in dem nahe gelegenen Tempel auf großen Muschelschalen zu Ehren irgend einer Gottheit zum besten geben. Ich stehe ich an einen Baum gelehnt, da keiner vorhanden ist, sondern sitze, in sehr materielle Gedanken vertieft, an meinem Feldtische vor einer dampfenden Tasse Tee und zwei pflaumenweich gekochten Eiern, nachdem ich soeben meinem Koch, der es vorgezogen hatte, ein Huhn erst zu rupfen und dann zu schlachten, statt umgekehrt, ein paar gehörige Maulschellen verabfolgt habe. Von taubehangenen Gräsern ist keine Rede, denn mein Lager befindet sich in einem weiten, ausgetrockneten, steinigen Flußbett, und, so weit das Auge reicht, zieht kein Mensch lautlos zur Arbeit, da das Frühaufstehen hierzulande nicht zu den Gewohnheiten der Menschen gehört. Ich bin gerade dabei, einem Ei die Spitze abzuschlagen, als ein Mann atemlos ins Lager stürzt und vor lauter Aufregung kaum zu Worte kommen kann. Nur eins höre ich aus seiner abgerissenen Rede heraus, es handelt sich um einen Tiger. Mein frisch geohrfeigter Koch wird als Dolmetscher herbeigerufen, und wir erfahren nach und nach, daß der Botschaftsbringer einen Tiger, der in letzter Zeit mehrfach Schafe und Rinder in der Gegend geraubt

hat, kurz zuvor in einem Bambusdickicht hat verschwinden sehen, und daß man nunmehr erwarte, ich werde der Bestie mit meinem Schießgewehr den Garaus machen. Das war nun allerdings auch mein sofort gefaßter Entschluß, und ich sandte daher den Mann zurück mit dem Auftrage, so viel Treiber, wie irgend möglich, ohne Verzug herbeizuschaffen.

Nach etwa einer halben Stunde traten etwa fünfzig Leute männlichen Geschlechts, Kinder, Männer und Greise an, und wir setzten uns nach dem angegebenen Dschungel in Bewegung. Bald waren wir zur Stelle, d. h. an einer aus Bambus und Laubholz bestehenden Waldgruppe. Da der Boden ringsum steinig war, ließ sich eine Fährte nicht feststellen, doch wurde von einem alten Weibe bestätigt, ein Tiger sei hinein, aber nicht wieder heraus gegangen, müsse also im Dschungel sein. Die Zahl der Treiber hatte sich inzwischen bedeutend vermehrt, und ich stellte dieselben so an, daß ein von drei Seiten geschlossenes Treiben entstand; an der vierten Seite faßte ich Posto und die Jagd begann. Die Treibergesellschaft vollführte einen Höllenspektakel, und lange, aufregende Sekunden waren es, die ich in atemloser Spannung verbrachte, des Tigers harrend, der da kommen sollte.

Ich warte und warte, endlich knackt ein Zweig, irgend etwas raschelt im Busch — ich sehe den Schimmer eines gelben Felles — die Büchse im Anschlage erwarte ich herzklopfend den Austritt der Bestie.

Man wird diese meine Erregung begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß ich nie zuvor, außer in zoologischen Gärten, und dort geschützt durch schwedische Gardinen,

mit Tigern zusammengetroffen und außerdem ein mäßiger Schütze bin.

Da plötzlich tritt das gelbe Ungetüm ins Freie, nicht etwa, wie ich erwartet, mit einem mächtigen Satze, sondern steif und bedächtig wie ein alter Hofrat. Es stiert mich an, als wollte es fragen: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?“ Ich stiere wieder und erkenne in dem gefürchteten Tiger einen großen — gelbschwarzen Hund. Der Kasus machte mich lachen und mit mir lachte die herbeigeeilte Schar der Treiber, die nun aber nichts Eiligeres zu tun hatte, als — die Gelegenheit benutzend — den Hund mit Knütteln totzuschlagen. So endete meine erste Tigerjagd in Indien.

Bevor ich Almora erreichte, wurde mir noch eines Nachmittags Gelegenheit geboten, meine Kenntnisse in der Wissenschaft, sich unter erschwerenden Umständen eine Tabakspfeife herzustellen, zu bereichern.

Mein Saïs frönte, wie die meisten seiner Kollegen aus den Himalayabergen, dem Laster des Hanfrauchens. Die Blätter der Hanfpflanze werden gepflückt, in welkem Zustande zusammengerollt und dann geraucht, nicht nur in Indien, sondern auch in anderen Weltteilen, z. B. im Zululande und in Zentralafrika. Ich erinnere mich, Zulusoldaten der ostafrikanischen Schutztruppe gesehen zu haben, die in Ermangelung anderer Bestandteile des Hanfes die Fasern von Hanfstricken, wo sie solcher im Lager habhaft werden konnten, rauchten.

Im allgemeinen habe ich das Prinzip, mich nicht in die Privatangelegenheiten meiner Diener hineinzumischen, ich komme nicht als Heilsarmeeapostel nach Indien und kümmere mich nicht um die Laster meiner Untergebenen, so lange nur sie unter den Folgen

derselben leiden. Sobald aber meine werte Person oder aber mein Pferd in Mitleidenschaft gezogen wird, ändert sich mein Standpunkt und ich fange an, Moral zu predigen.

Also mein Saïs — nebenbei bemerkt ein vortrefflicher, schneidiger Junge — war Hanfraucher, und da seine Zivilliste von 9 Mark monatlich nicht danach angetan war, ihm diesen Luxus zu gestatten, kam er auf den Gedanken, mein Pferd eine Hungerkur durchmachen zu lassen und die dadurch erzielten Ersparnisse in Hanf anzulegen. Aber er hatte die Rechnung ohne mich gemacht. „Biegen oder Brechen", dachte ich, und da mir das Brechen näher lag, nahm ich meines Saïs Tonpfeife und schmetterte sie ihm vor die Füße.

Der Saïs sagte gar nichts und lächelte freundlich, wie das seine Art war. (Ich liebe fröhliche Gesichter und zahle für solche zwei Rupies mehr monatlich.) Er lächelte aber nicht nur freundlich, sondern verschmitzt, und warum er das tat, erfuhr ich im Laufe des Nachmittags, als ich einen Spaziergang in der Umgebung meines Lagers machte und meinen Freund vergnügt an einer Pfeife saugen sah, die seiner Erfindungsgabe zu höchster Ehre gereichte. Er hatte nämlich in den harten Erdboden zwei in einem Winkel von 90 Grad aufeinander stoßende kleine Trichter gebohrt, den einen mit Hanf gefüllt und sog an dem andern. Ich fand die Idee so vorzüglich, daß ich ihm anstatt einer Ohrfeige 40 Pfennige gab.

Am 15. November 1890 kam ich nach Almora. Der Name klingt sehr poetisch, er erweckt ungewöhnliche Hoffnungen, aber er verspricht trotz alledem weniger, als er hält; denn Almora ist mit den in seiner Nähe liegenden Schneebergen, dem Kidarnath und Badarnath, die beide

eine Höhe von über 23000 Fuß haben, einer der entzückendsten Punkte des Himalaya.

Um zu dem für meine Aufnahme bestimmten Rasthause zu gelangen, mußte ich den nach Art italienischer Straßen mit großen quadratischen Steinplatten gepflasterten Basar durchreiten, wobei mein keineswegs auf einem Parkettboden groß gewordener Schecke mehrfach nahe daran war, hinzustürzen. Bewohner der verschiedensten Himalayastaaten, Leute aus Kaschmir, Nepal, Sikkim usw., schoben sich dicht gedrängt, kaufend und verkaufend, feilschend und anpreisend, aber in größter Ordnung durcheinander.

Meinem Schicksal, für einen Doktor gehalten zu werden, entging ich auch hier nicht. Ein alter Mann brachte mir sein an Armen und Beinen gelähmtes Kind, erklärte, jedes Vertrauen zu dem Arzte des Ortes verloren zu haben und seine ganze Hoffnung auf mich, den berühmten „doctor sahib", der aus einem viel weiter als England entfernten Lande gekommen sei, zu setzen. Als ich Massage und Einreibung mit Öl verordnet hatte, verfolgten mich ganze Scharen Mühseliger und Beladener, die alle erwarteten, durch mich von ihren Gebrechen geheilt zu werden. Ich verordnete Öl und nochmals Öl, ohne mich auf irgend welche Untersuchungen und Diagnosen einzulassen. In einem einzigen Falle aber, bei einem geradezu bezaubernd pikanten Gurkamädchen, welches sich den Fuß verstaucht hatte, konnte ich der Versuchung, der Sache näher zu treten, nicht widerstehen, faßte sie um die Hüfte frei, zu sehen, wie fest geschnürt sie sei, um endlich auch hier wieder Öl zu verordnen.

Die vorherrschende Weibertracht in Almora besteht in kurzen, lediglich die Brust bedeckenden Jäckchen und

baumwollenen, bunten Röcken, so daß der zwischen Brust und Hüften liegende Teil des Leibes sich in seiner ganzen, nichts weniger als anziehenden Nacktheit präsentiert. Nicht aus moralischen, sondern aus ästhetischen Gründen hoffe ich, daß unsere Damen, deren schon heute oft schwindelerregende Tiefe des Kleiderausschnittes den weitgehendsten Anforderungen vollauf genügt, nicht einmal auf die Idee kommen, einen Ausschnitt à l'Almora Mode werden zu machen. Wie sehr hier das schöne Geschlecht am Golde hängt, sieht man an dem vielen Golde, welches an ihnen hängt, an Ohren und Nasen, Nacken, Armen und Beinen. Alle Schmuckgegenstände sind gefällig in der Zeichnung, doch ist mir irgend etwas Originelles und Sammelnswertes nicht aufgestoßen.

Zwei kurze Stunden verbrachte ich wartend auf mein Gepäck, ausgestreckt auf der Veranda des Rasthauses liegend, versunken in Betrachtung eines der wunderbarsten Bilder, das die Schöpfung vollbracht hat. Ruhig und heiter liegen sie vor mir, die majestätischen, gletscherstarrenden, von keines Menschen Fuß bisher entweihten Berge, glänzend und schillernd in den Strahlen der Mittagssonne, umflutet von dem durchsichtigen Blau des indischen Herbsthimmels.

Wann werde ich endlich das Schönste erschaut haben in dieser Zauberwelt des Himalaya? Täglich stehe ich vor neuen Wundern, immer und immer wieder übertreffen neue Bilder die des vergangenen Tages, und ich armes Menschenkind stehe allem dem gegenüber mit vor Glückseligkeit berstendem Herzen, unfähig, auch nur annähernd die Eindrücke zu schildern, die ich empfange.

Die warme Sonne tat mir unendlich wohl nach den letzten eisigkalten Nächten und nebelfeuchten Morgen. Ich

habe während dreier Nächte in meinem kleinen Zelt gefroren wie ein Nordpolfahrer, der seinen Pelz versetzt hat, und mit den Zähnen geklappert wie ein Kastagnettenschläger. Doch was sind derartige kleine Entbehrungen in einer solchen Umgebung, in einer solchen Welt von Märchen! Ich konnte, glaube ich, Almora kaum unter günstigeren Verhältnissen sehen als jetzt, wo die Laubbäume sich herbstlich gefärbt hatten und prächtige Farbengegensätze zu den dunklen Koniferen bildeten. Einzelne verstreute wilde Kirschbäume waren, wie bei uns im Frühling, übersät mit rosafarbenen Blüten.

Den Nachmittag benutzte ich zu einem Spazierritt, besuchte das auf einer Anhöhe stationierte Gurkaregiment, dessen Spielleute gerade musizierten, und folgte abends einer Einladung des Regierungskommissars Mr. Giles, der sich in liebenswürdigster Weise meiner annahm und mich später auch für den Weitermarsch mit Maultieren und Trägern versorgte.

Almora dürfte etwa 7000 Einwohner zählen und ist die bedeutendste Stadt des Cumaondistrikts, von dessen Aufblühen unter englischer Verwaltung ich bereits geschrieben habe. Die stetige Zunahme seiner Bevölkerung und seines Wohlstandes verdankt Cumaon unstreitig in erster Linie der großen Hingabe, mit der sein ehemaliger, jetzt in den wohlverdienten Ruhestand getretener Kommissar, Sir Henry Ramsay, nahezu fünfzig Jahre hindurch dem Distrikt seine Kräfte gewidmet hat; seinem Unternehmungsgeiste, seiner Tatkraft und Nächstenliebe verdankt dieser Teil des großen anglo-indischen Reiches seine vorzüglichen Landstraßen, seine zahllosen Brücken, seine ausgedehnten Bewässerungsanlagen, seine Schulen, Kirchen und Krankenhäuser.

Unter Führung des Reverend Mr. Bullock von der London mission society, die in Almora eine Station besitzt, stattete ich letzterer, in der Kinder des Landes unterrichtet und Waisen zu Christen erzogen werden, sowie dem Ramsay-College und später dem Asyl für Leprakranke Besuche ab. In dem großartig angelegten, mit Sälen, Hallen, Gartenanlagen und Springbrunnen versehenen Kollege wird gegen 700 Schülern Unterricht erteilt. Die von englischen Missionaren geleitete Anstalt machte einen vortrefflichen Eindruck und ist zurzeit die einzige höhere Lehranstalt im Distrikt, doch erfuhr ich, daß gerade jetzt die Brahminengemeinde mit dem Gedanken umgeht, eine zweite Schule, in der ihre Söhne christlichem Einflusse nicht ausgesetzt sind, zu gründen.

Das gleichfalls von Sir Henry Ramsay ins Leben gerufene Asyl für Leprakranke liegt etwa eine halbe Meile außerhalb der Stadt. Es ist ein graues, farbloses, klosterähnliches Gebäude mit getrennten Abteilungen für beide Geschlechter, ein trauriger Ort, in dem etwa 100 von einer der entsetzlichsten Krankheiten befallene, rettungslos verlorene Menschen ihrer Erlösung harren. Früher machte man hier mit Leprakranken kurzen Prozeß und verbrannte sie, um so dem Umsichgreifen dieser Pest zu steuern; jetzt bemüht man sich, dieselben möglichst von der gesunden Menschheit abzusondern, doch existiert vorläufig noch kein Gesetz, demzufolge Leprakranke in Asylen untergebracht werden müssen. Es steht vielmehr dem Kranken frei, in der Anstalt zu bleiben, so lange es ihm gefällt, er kann sie jederzeit verlassen und jederzeit in dieselbe zurückkehren. Die neuerdings Indien bereisende, aus englischen und anglo-indischen Ärzten zusammengesetzte Lepra

kommission soll darüber entscheiden, ob die Lepra ansteckend oder nur erblich ist. Gelangt man zu dem ersten Schluß, so darf angenommen werden, daß ein Gesetz erlassen wird, welches im öffentlichen Interesse die zwangsweise Unterbringung der Kranken in großen Asylen anordnet; denn der eigentliche Zweck, Trennung der Kranken von Gesunden sowie der Geschlechter zwecks Verhütung von Fortpflanzung, wird unter den jetzt obwaltenden Umständen nicht erreicht. Von 1200 im Cumaondistrikt gezählten Leprakranken sind nicht mehr als 100 im Asyl untergebracht, in dem sie gekleidet, gespeist und mit geistlichem Zuspruch versehen werden. Den Anblick dieser beklagenswerten Menschen, die vielfach wegen abgefaulter Finger nicht imstande waren, ohne fremde Hilfe Nahrung zu sich zu nehmen, fand ich nicht so herzzerreißend, wie ich erwartet hatte. Es fehlten vielfach Nasen, Ohren, Finger und Zehen, der übrige Mensch aber machte, einige Ausnahmen abgerechnet, keineswegs einen abschreckenden Eindruck. Manche Kranke waren sogar lustig und guter Dinge. Ich lernte einen alten Mann kennen, der seit mehr denn vierzig Jahren in dem Asyl lebte. Nach beendigtem Rundgang durch die Anstaltsräume wohnte ich einem von Mr. Bullock veranstalteten Gottesdienst der Kranken bei, deren weitaus größten Teil man zu Christen gemacht hat. Abstoßend wirkte hier der Gesang der Leute, da die Stimmbänder von der Krankheit stark in Mitleidenschaft gezogen werden, die Stimme klanglos und blechern wird, und somit das, was Gesang sein sollte, mehr dem Krächzen heiserer Raben glich. Erwähnt zu werden verdient noch, daß der Aufseher dieses Lepraasyls, ein eingeborener Zögling der Mission, seit langen Jahren mit seiner zahlreichen Familie unbeschadet seiner

und seiner Angehörigen Gesundheit unter den Kranken seines Amtes waltet.

Der dritte Morgen in Almora fand mich mit fünf Maultieren und meinem Pony wieder auf dem Marsche. Als ich das Gurkakasernement passierte, spielte die Regimentskapelle gerade den reizenden Walzer „Nur ein Traum" aus Millöckers „Feldprediger". Nur ein Traum? Nein, es war kein Traum gewesen! Dort hinter jenen, jetzt dicht zusammengeballt hin- und herwogenden Nebelwolken lagen die beiden jungfräulich himmelanstrebenden Bergkolosse, in wenigen Stunden wird der Wolkenvorhang den Strahlen der Sonne gewichen sein, und in blendender Weiße werden Kidarnath und Badarnath daliegen, um wiederum Tausenden von Menschen Gelegenheit zu geben, sich an ihrer Majestät zu berauschen und an ihrer Pracht zu weiden. Doch wird ein einziger dieser bevorzugten Menschen voll zu würdigen wissen, ja überhaupt begreifen, was ihm die Natur hier bietet? Nein!

Der eingeborene Bewohner der Himalayas geht stumpfsinnig an dem schönsten seiner Berge vorüber, er liebt seine Heimat wie ein Kind die Mutter und ohne ein Gefühl der Bewunderung für den Gegenstand seiner Liebe. Die herrlichen Linien eines Kidarnath lassen ihn kalt, wie die Statue der Venus von Milo den hinterpommerschen Tagelöhner. Und die hier lebenden Engländer? Aber ich bitte Sie! ein Engländer bewundert nur, wenn er, um zu dem Gegenstande seiner Bewunderung zu gelangen, Bäche von Schweiß vergossen hat und Geld losgeworden ist, und selbst dann ausschließlich das, was im Bädeker mit einem oder zwei Sternchen versehen ist, in Indien aber, welches er als eine Galeere betrachtet, in der er unausgesetzt das T F (traveaux forcés) auf

seinem Rücken brennen fühlt, in diesem seiner Meinung nach entsetzlichen Exil, in dem er nur lebt, arbeitet und seine Pflicht erfüllt, um endlich nach 35jähriger Tätigkeit eine jährliche Pension von 20000 Mark in seiner Heimat zu verzehren, hier bewundert er nur in den allerseltensten Fällen und — ich möchte fast sagen — selbst dann nicht. Er tut seine Pflicht, oft mehr als seine Pflicht, einerlei, ob in einer Hölle oder einem Paradiese; Bewunderung indischer Natur aber gehört nicht zu seinen Dienstobliegenheiten, und er pflegt die Schönheit Indiens erst kennen zu lernen, wenn er, heimgekehrt in sein geliebtes England, in den Albums blättert, welche dann haufenweise die Tische seines drawing room bedecken.

Auf guter Straße, zwischen kahlen Sandsteinbergen, führte mein Weg abwärts weiter an den Ufern eines Baches, dessen tiefgrüne Wasser zwischen Steinen und Felsblöcken leise murmelnd zu Tal fließen. Daß sie aber auch zuweilen in anderer Tonart dahinzubrausen lieben, davon zeugen die an einzelnen Stellen vorhandenen Überreste nicht etwa leichter hölzerner, sondern solider eiserner und steinerner Brückenpfeiler. Die Instandhaltung der Verkehrswege in Britisch-Indien muß kolossale Summen verschlingen, denn in jeder Regenzeit richten die gewaltigen herniederströmenden Wassermassen, im Gebirge meist durch Bergrutsche, in der Ebene durch Dammbrüche, derartige Schäden an, daß die acht bis neun trockenen Monate des Jahres kaum genügen, die Wege wieder vollständig in Ordnung zu bringen. Man findet daher die Landstraßen fast stets in Reparatur und ist anfangs, bevor man die Schwierigkeiten kennt, mit denen die Straßenbauverwaltung zu kämpfen hat, leicht geneigt, derselben den Vorwurf der Saumseligkeit zu machen. Hier

und da habe ich freilich den Eindruck empfangen, daß wichtige Ausbesserungen nicht mit der wünschenswerten Energie betrieben wurden, im großen und ganzen aber glaube ich behaupten zu dürfen, daß in keinem anderen Lande mehr für Straßenbau geschieht als in Indien, und daß die Brückenbaukunst kaum irgendwo auf solcher Höhe steht wie hier. Für einen europäischen Ingenieur lohnt sich eine Reise durch die Himalayas allein schon der verschiedenartigen Brückenkonstruktionen wegen, und manch einer würde, wenn er hier die eingeborenen Stämme ihre Brücken schlagen sähe, vor seinen wilden Kollegen mit Freuden den Hut ziehen.



Indische Münze 1852.

Nainital. Bareilly.

Viel Affen und wenig Menschen, das war das Charakteristische meines Marsches bis Kairna (fünf deutsche Meilen von Almora), wo ich mein Zelt an den Ufern des Baches, dessen Lauf ich bisher gefolgt war, aufstellte, um dasselbe, nach empfindlich kalter, schlafloser Nacht, in aller Frühe wieder abzubrechen.

Hu, war das eine Kälte! Zwei Kaschmiranzüge übereinander, die Hände in den Taschen, setzte ich mich, ohne — wie es sonst meine Art ist — das Laden der Maultiere zu überwachen, in Bewegung und schlug ein so schnelles Tempo ein, daß mein Pony kaum zu folgen imstande war. Ich hoffte, möglichst bald in das Bereich eines wärmenden Sonnenstrahls zu gelangen, aber die von Nord nach Süd sich bergan ziehende Schlucht, in der ich marschierte, war derartig eng, daß ich bis 9 Uhr im Schatten zu wandern hatte.

Es ging heute ohne Unterbrechung durch Busch und Wald und bis zu einer Höhe von 7000 Fuß, die ich um 10 Uhr erklommen hatte und von der aus ich den Schneebergen meinen Abschiedsgruß zusandte, steil auf-

wärts. Nachdem ich hier einen Wegezoll von 1,20 Mark entrichtet hatte, durfte ich meinen Marsch fortsetzen, und nach etwa einer halben Stunde sah ich 600 Fuß unter mir, eingerahmt von bewaldeten Bergen, die spiegelglatten Fluten des lieblichen Sees von Nainital. Wäre ich farbenblind, ich hätte wahrscheinlich das bekannte Lied vom himmelblauen See angestimmt, da ich aber mit solcher Blindheit nicht geschlagen bin und die Farbe des Sees als zweifellos smaragdgrün feststellte, begnügte ich mich damit, ihn mit einem Jodler zu begrüßen, holte dann mein Frühstück aus der Satteltasche, setzte mich auf einen Felsblock, auf dem mein vorsorglicher Saïs die Pferdedecke ausgebreitet hatte, und war wieder einmal ein glücklicher Mensch.

Die Himalayastaaten sind, Kaschmir ausgenommen, arm an großen Wasserflächen. Der See von Nainital, der wohl kaum mehr als 25 Hektar umfaßt, ist das bekannteste Gewässer unter den in den Bergen Erholung suchenden Europäern. Seine Ufer und die ihn umgebenden Höhen sind bedeckt mit hübschen Villen und Cottages, Gasthäusern und Klubgebäuden, und da das Gouvernement der Nordwestprovinzen während der Sommermonate hier seinen Sitz hat, lassen manche Beamten ihre Familie ständig in Nainital leben. Rund um den See ziehen sich hübsche Promenaden- und Reitwege, an beiden Enden des Ortes sind Basare, in denen die Bewohner der umliegenden Ortschaften zusammenströmen, ihre Einkäufe und sonstigen Geschäfte zu besorgen. Großer Beliebtheit erfreut sich im Lande die in der Umgegend von Nainital kultivierte Kartoffel, für welche unverhältnismäßig hohe Preise gezahlt werden, und die in großen Quantitäten hier zu Markte gebracht wird. Die Leute bedienen sich

zum Herbeischaffen ihrer Feldfrüchte ganz eigentümlicher Säcke in Form der Geldbörsen unserer Großväter. Beide Enden sind mit Getreide oder Kartoffeln gefüllt, die eine Hälfte dieses Doppelsackes ruht auf dem Kopfe, die andere auf dem Rücken. Ich habe mir einmal versuchsweise eine solche Last aufbürden lassen und gefunden, daß es entschieden die bequemste Art ist, bergan oder bergab steigend, größere Gewichte fortzuschaffen.

Mehrfach begegnete ich eingeborenen Reisenden und Pilgern, deren Koffer und Schachteln mit dem Fell des Tigers überzogen waren, ein Beweis, daß das Vorkommen des letzteren hier keine Seltenheit ist. Ich nahm in Nainital Wohnung im Rasthause, machte nachmittags eine Bootfahrt auf dem See, der trotz der vielen alljährlich in ihm angelnden Engländer immer noch sehr fischreich sein soll, und empfing gegen Abend den Besuch des Regierungskommissars Kolonel Erskine, des würdigen Nachfolgers Sir Henry Ramsays, der mich einlud, am folgenden Tage in seiner Gesellschaft meine Reise fortzusetzen. Mit Freuden ging ich auf diesen Vorschlag ein, und nachdem ich in der Frühe fünf neue Maultiere angenommen und dieselben mit meinem Gepäck nach unserem nächsten Lagerplatze expediert hatte, machte ich mich kurz nach Mittag mit Kolonel Erskine auf den Marsch nach der 4000 Fuß tiefer als Nainital gelegenen Ortschaft Katgodam, der Endstation der Rohilkhand-Cumaon-Eisenbahn. Auf mehrfach von Erdrutschen zerstörten Pfaden kletterten wir etwa eine Stunde bergab, gelangten dann an eine vorzügliche Fahrstraße und legten auf dieser mit einer Tonga, deren Pferde alle halbe Stunde gewechselt wurden, die Strecke bis Katgodam (etwa fünf deutsche Meilen) in anderthalb Stunden zurück. Hier

bezogen wir Quartier in dem saubersten, bestgehaltenen Dak-Bungalaw, der mir bisher in Indien vorgekommen ist, und nahmen am Abend unsere Mahlzeit in der Bahnhofshalle ein. Dank der Fürsorge meines ausgezeichneten Gefährten standen mit Tagesanbruch zwei Regierungskamele (um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß ich darunter zwei der Regierung gehörende Kamele verstehe) und ein Elefant marschbereit vor der Veranda meines Schlafzimmers.

Den beiden ersten wurde mein sämtliches Gepäck zugeteilt, auf dem mit breiten, polsterartigen Kissen versehenen Rücken des letzteren nahm ich mit Kolonel Erskine Platz, dann begann ein edler Wettstreit zwischen Trampel- und Rüsseltier, so schnell als möglich an unser nur eine deutsche Meile entferntes Ziel Haldwani zu gelangen. Der Elefant ging mit 42 Minuten als Sieger aus diesem Kampfe hervor und setzte uns dann wohlbehalten an einem, dem Regierungsbeamten vorbehaltenen, mit herrlichen Mangobaumriesen bestandenen, etwa 1 Hektar umfassenden Lagerplatze ab. Fünf große und sechs kleinere funkelnagelneue Zelte, mit denen Kolonel Erskine in wenigen Wochen eine Inspektionsreise durch seinen Distrikt antreten wollte, waren hier probeweise aufgestellt.

Wahrlich, man muß es den Engländern lassen, sie verstehen es, sich das Lagerleben in Indien in einer Weise behaglich zu machen, sich selbst hier mit einem Komfort zu umgeben, von dem wir uns in unserer afrikanischen Schulweisheit nichts träumen lassen. Der in seinem Bezirk reisende höhere Beamte hat in der Regel drei große Zelte, nämlich ein Amtszelt, in dem er seine Geschäfte erledigt und Besuche empfängt, ein Speisezelt und ein mit Ankleideraum und Badekabinett versehenes

Schlafzelt. Sämtliche Zelte sind zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit doppelten Dächern und Wänden sowie mit einer umlaufenden Veranda versehen, im Innern mit bunten Stoffen bezogen und mit Teppichen ausgestattet. Sie sind meist so groß, daß wir in Afrika 12 Europäer in jedem einzelnen unterbringen würden. Hat der betreffende Beamte während seiner Reise zu repräsentieren, so besitzt er außer den genannten drei Zelten noch ein großes, vollkommen salonmäßig eingerichtetes Gesellschaftszelt sowie einige Zelte zur Beherbergung etwaiger Gäste. Die meisten Beamten führen die wichtigsten Zelte in doppelter Anzahl mit sich, um, den zweiten Satz stets voraussendend, bei der Ankunft im neuen Lager alles zur Unterkunft bereit zu finden. Selbst Beamte geringeren Grades, Opiuminspektoren usw., habe ich in dieser Weise reisen sehen, oft mit Weib und Kind, 5 bis 6 Milchkühen, Ziegen, einem ganzen Hühnerhof und dem unvermeidlichen Troß von einigen Dutzend Dienern von Ort zu Ort ziehend. Da viele Beamte mehr als die Hälfte des Jahres auf Reisen zuzubringen haben, und die Regierung nicht nur die Kosten trägt, sondern auch Wert darauf legt, daß ihre Beamten überall als große Leute erscheinen, so tun diese recht daran, sich's so bequem wie möglich zu machen. Die für Kolonel Erskine beschafften neuen Zelte haben gegen 5000 Mark gekostet.

Im dunklen Weltteil verbietet sich ein ähnlich luxuriöses Reisen hauptsächlich aus Mangel an Transportgelegenheiten. Was in Ostafrika 40 Träger für je 60 Pf. den Tag leisten, d. h. die Fortbewegung einer Gesamtlast von 20—25 Zentnern 3—4 deutsche Meilen weit, das wird hier von einem Ochsengespann, welches ein-

schließlich Treiber für 90 Pf. den Tag ernährt wird, besorgt. Sind fahrbare Straßen nicht vorhanden, so reist man in den Ebenen meist mit Kamelen oder Elefanten, und nur im Gebirge, wo dann das Gepäck etwas beschränkt wird, bedient man sich der Kulis, Maultiere und Ponys. Der Transport auf Ochsenkarren ist bei weitem der billigste, denn Kamele tragen ungern mehr als 4—5 Zentner und kosten 15—20 Mark monatlich Miete, während für den Elefanten allein 1,50 Mark für Futterkosten täglich zu zahlen sind. Elefanten, mit denen ich später lange Zeit gereist bin, trugen in bergigem Gelände bis zu 8 Zentner und legten damit, die deutsche Meile in fünfviertel Stunden marschierend, den Tag 5 bis 7 Meilen zurück. Sie sind unstreitig die nützlichsten Transporttiere in der Wildnis.

Da Kolonel Erskine, der sich hier leider von mir trennen mußte, um mit der Bahn nach Lucknow zu fahren, mir sein ganzes Zeltlager zur Verfügung gestellt hatte, machte ich's mir in einem seiner prächtigen Baumwollpaläste bequem. Mein eigenes Zelt, welches inzwischen auch aufgestellt worden war, erschien mir nunmehr als eine fast menschenunwürdig enge Behausung. Dasselbe bietet allerdings nur Raum für ein Bett, einige kleine Koffer und zur Not für Tisch und Stuhl, und doch hatte ich ein Zeltchen gleicher Kleinheit (ich gehe dem Worte „Größe" aus dem Wege) während mehr denn zwei Monaten, als ich Major Wißmann als Gast auf seiner Expedition nach Mpuapua begleitete, mit dem mir befreundeten Adjutanten des Reichskommissars Dr. Bumiller teilen müssen. Wenn wir auch nicht gerade ein zärtlich liebend Paar waren, so fanden wir doch Raum genug in unserem Leinwandhüttchen und vertrugen uns

wunderbar, was bei Reisenden in Afrika keineswegs die Regel ist, und auch unbegrenzte beiderseitige Zugeständnisse bei Tag und Nacht erfordert.

Wenn ich erzähle, daß neben unseren Feldbettchen noch Koffer, Kisten und Waffen jeglichen Kalibers den Raum beengten, daß Dr. Bumillers nicht eben nach Sandelholz duftende Jagdtrophäen, daß ein Papagei und zeitweise sogar ein Affe zu meines Freundes Kurzweil dienten, nebenbei allerhand unheimliche Vogelköpfe und -beine Platz finden mußten, und daß endlich meine diversen, für Professor Virchow gesammelten Negerschädel gleich Kohlköpfen unter unseren Betten aufgestapelt waren — denn ich buhle mit Schädeln um die Gunst des Führers der fortschrittlichen Partei —, so wird man einsehen, daß die Schreckenskammer des Castanschen Panoptikums eine Nervenheilanstalt ist im Vergleiche zu unserer afrikanischen Expeditionsbehausung. Die höchsten Ansprüche an unsere Geruchsnerven wurden aber gestellt, wenn wir, wie das zuweilen bei Regenwetter geschah, dadurch, daß wir uns beide zu Bett gelegt, Platz für unsere vier Diener geschaffen hatten, und dieselben dann unter Aufsicht Waffen putzen ließen.

Der Mensch gewöhnt sich aber mit etwas gutem Willen an vieles, und so werde ich morgen auch wieder mit meinem Liliputzelt zufrieden sein wie zuvor. Doch ich bin ganz und gar vom Wege abgeraten und schreibe von ostafrikanischen Erlebnissen anstatt von indischen. Zurück also nach Haldwani.

Letzteres ist ein kleines Landstädtchen mit einigen tausend Einwohnern, etwa 1300 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen. Wir befinden uns hier noch nicht in der Ebene, sondern im sogenannten Bahbur, einer, ich

weiß nicht wie viel tausend Quadratkilometer umfassenden, an der Oberfläche verwitterten Ablagerung von im Laufe der Zeiten von den Bergen heruntergewaschenem Geröll. Hier verschwinden wie in einem riesigen Steinfilter alle vom Gebirge kommenden Wasser, um etwa vier Meilen südlich in dem einige hundert Fuß niedriger gelegenen Terai wieder zutage treten und dort ihrer Fieberbazillen wegen berüchtigte Sümpfe zu bilden. Sir Henry Ramsay hat sich das Verdienst erworben, einen großen Teil des Bahburs, in dem alle Bedingungen für einen günstigen Pflanzenwuchs gegeben waren und in dem es lediglich an Feuchtigkeit fehlte, mit Hilfe einer ausgedehnten Bewässerungsanlage aus einer Wüste in gesegnetes Ackerland umgewandelt zu haben.

Begleitet von dem Inspektor dieser Anlagen unternahm ich nachmittags auf dem Rücken eines Elefanten einen Ausflug in die Umgegend. Von dem 5 Fuß breiten und ebenso tiefen Hauptkanal wird das von den Bergen kommende Wasser in Hunderte von meilenlangen Zweigkanälen geleitet, die es dann vermittelst kleiner Nebenkanäle weiter verteilen. Sämtliche Kanäle sind aus solidem, zementiertem Mauerwerk hergestellt und alle Abzweigungen mit Schotten versehen, die es ermöglichen, die jedem Kanal und jedem Kanälchen zuzuführende Wassermenge genau zu bestimmen, denn jeder Landpächter hat Anspruch auf eine von der Größe der von ihm beackerten Fläche abhängige Wasserzufuhr. Vor 22 Jahren wurde der Anfang mit dieser Berieselung gemacht, heute umfaßt dieselbe etwa 2000 Quadratkilometer. Das Bahbur bringt jetzt 225 000 jährlich gegen 10 000 Mark vor Anlage der Berieselung in den Säckel der Regierung.

Die Landpächter zahlen für etwa $1\frac{3}{4}$ Morgen bis-

her unkultivierten Landes in den ersten drei Jahren 1,80 Mark jährliche Pacht, die dann von drei zu drei Jahren um 20 Pfennig gesteigert wird, bis die Pachtsumme für 1¾ Morgen die Maximalhöhe von 4,80 Mk. erreicht hat.

Viele Bergbewohner machen sich die Sache zu nutze und kommen, um der Kälte im Gebirge zu entgehen, im Winter ins Bahbur, bestellen dort die gepachteten Felder, säen etwa Mitte Oktober Senf, ernten denselben im März, säen sofort in dasselbe Stück Land eine Hirseart, „garnara" genannt, die nach vierzig Tagen reif ist, und lassen endlich Ende Mai Reis folgen, um denselben, nachdem sie die Zwischenzeit in den Bergen zugebracht und nur ein Familienmitglied zur Aufsicht zurückgelassen haben, Anfang Oktober zu schneiden. Drei Ernten in einem Jahr, mehr kann man nicht verlangen. Übrigens werden auch Weizen, Mais und viele andere Feldfrüchte angebaut. An verschiedenen Punkten des Hauptkanals ist das Gefälle desselben zur Betreibung von Wassermühlen benutzt, die zusammen eine so hohe Pacht bringen, daß durch sie allein schon sämtliche Unkosten der Bewässerungsanlagen gedeckt werden.

Während dieses ungemein interessanten und lehrreichen Ausfluges lernte ich unter anderem einen mir bis dahin unbekannten, von den Engländern „sand paper tree" genannten Baum kennen, dessen handgroße, graugrüne Blätter sich genau wie Sandpapier anfühlen und von den Eingeborenen auch gleich diesem zum Abschleifen ihrer Holzschnitzarbeiten verwendet werden; vor allem aber lernte ich den Elefanten, der mich bisher nur über ebene Landstraßen getragen hatte, zum ersten Male in freiem Felde kennen, und was ich da von ihm gesehen

habe, hat vollauf genügt, ihm meine aufrichtige Bewunderung zu erwerben. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß dieses plump erscheinende Tier Pfade zu wandeln vermöchte, so schmal, daß der menschliche Fuß kaum wagt, dieselben zu betreten; aber ich selber habe es gesehen, habe mit verhaltenem Atem auf seinem Rücken gesessen, während er mit beispielloser Sicherheit auf einem von Ziegen ausgetretenen, abschüssigen, kaum einen Fuß breiten Steige eine zum Teil unterwaschene Flußböschung hinunterstieg. Als ich meinen Begleiter später fragte, ob es nicht gefährlich sei, den Elefanten zu solchen Kunststückchen zu veranlassen, meinte dieser: „Seien Sie unbesorgt, der Elefant geht nur da, wo er seiner Sache durchaus sicher ist. Kann er einen Schritt nicht verantworten, so ist er zu demselben selbst mit Gewalt nicht zu bewegen, und über eine Brücke, die ihm nicht solide genug erscheint, bringt ihn auch der „Ankus“, (kurzes, hellebardenförmiges Instrument, zum Antreiben des Elefanten benutzt) seines „Mahaut“ (Elefantentreibers) nicht.“ Unser Dickhäuter trug uns, in der Rinne des Hauptkanals entlang wandernd, von diesem in die Nebenkanäle, über buschbestandenes Land, durch Gräben und Flußbette, er kannte scheinbar kein Hindernis. Endlich kamen wir an einen aus drei, in Abständen von anderthalb Fuß übereinander gespannten Stacheldrähten gebildeten Zaun. Der Elefant marschiert schnurstracks auf denselben zu und macht einen Schritt davor Halt. Aha! dachte ich, hier hat deine Kunst ein Ende; aber es kam anders. Der Mahaut, der seinen Sitz dicht hinter den Ohren auf dem Halse des Elefanten hat, flüstert seinem Freunde eine vertrauliche Mitteilung zu, dieselbe durch einen Schlag mit dem Ankus auf den kolossalen Schädel

unterstützend, und siehe da, unser Elefant hebt seinen linken Vorderfuß bis über den obersten Draht und tritt alle drei dieser Wucht nachgebenden Drähte zu Boden. Der zweite Vorderfuß folgt dem ersten, endlich der linke und rechte Hinterfuß, und der sich vermöge eigener Elastizität halbwegs wieder aufrichtende Zaun liegt hinter uns.

Nach diesen Erfahrungen sollte es mich nicht wunder nehmen, den Elefanten eines schönen Tages auf schlaffem Seil mit einem Zweirad über die Niagarafälle fahren zu sehen. Jedenfalls hätte ich das, was ich im Bahbur mit ihm erlebt, nicht für möglich gehalten, und meine Achtung vor ihm und seinen Leistungen datiert von jenem Tage.

Ein Besuch verschiedener Gärten und der Basare bildete den Schluß unseres Tagesprogramms. Neu waren mir in Indien der Kaffeestrauch und neu überhaupt die Arrow-Root-Pflanze, aus deren Knolle das beliebte Arrow-Root-Pulver bereitet wird. Die Knolle hat die Form einer Mohrrübe, ist wachsweiß und mit fingernagelförmigen Schuppen bedeckt, unter deren Wurzeln kleine, stark gifthaltige Knötchen sitzen. Das aus diesen gewonnene Gift wurde früher von den Eingeborenen als Pfeilgift verwendet, und diesem Umstande verdankt die Knolle den Namen Pfeil- (arrow) Wurzel (root). Nachdem die giftigen Schuppen von der Wurzel entfernt worden sind, wird letztere zerstampft, gewaschen und das so gewonnene grobkörnige Mehl an der Sonne getrocknet.

Dem Basar stattete ich noch spät am Abend einen zweiten Besuch ab und ergötzte mich an dem lebhaften Verkehr in seinen hellerleuchteten Buden. Am eigenartigsten finde ich stets die Materialwarenläden einge-

richtet. Da, wo man bei uns die Wände mit übereinander geschichteten Schubfächern bedeckt sieht, erblickt man hier vom Fußboden bis zur Decke große, tönerne, in geneigter Stellung in das Mauerwerk eingelassene Kugeltöpfe mit etwa handgroßen Öffnungen. Je nachdem der Käufer nun dieses oder jenes Getreide, Mehl oder Gewürz verlangt, greift der Krämer in den einen oder anderen Topf und holt mit der Hand das Gewünschte hervor. Die Einrichtung ist wohlfeil und zweckmäßig, da die weiße Ameise und zahllose sonstige Insekten hölzerne Kisten in kürzester Zeit zerstören würden.

Mit einem Elefanten, auf dem ich ritt, meinem Schecken, der hinterher lief und einen guten Tag hatte, und zwei Kamelen, die meine Lasten, mit großer Regelmäßigkeit die deutsche Meile in 80 Minuten zurücklegend, trugen, verließ ich nach köstlich warmer Nacht Haldwani. Drei Tage zog ich auf breiter, an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Straße dahin, zuerst durchs Bahbur, dann durch die mit haushohem Grase bedeckten Teraisümpfe und endlich durch fruchtbares Ackerland mit riesenhaften Bambusgruppen, Baumwollfeldern und Zuckerrohrpflanzungen. Mehr und mehr verschwanden die Himalayaberge, die Luft wurde dicker und nebliger, und als ich am Mittage des dritten Tages nach heißem, anstrengendem Marsche vorbei an den palastähnlichen Gebäuden der Landesirrenanstalt und dem großen Zentralgefängnis in Bareilly einzog, da war ich mitten in der Ebene, und so sehr ich mein Auge auch anstrengte, im Norden einen der mir so lieb gewordenen Schneeberge des Himalaya ausfindig zu machen, umsonst. Ebene, flache, heiße, staubige indische Ebene mit staubigen Straßen, staubbedeckten Pflanzen, Menschen und Tieren.

Hat der Leser den Mut, mir dahin zu folgen? Bereuen wird er hoffentlich auch das nicht.

Die Gegend um Bareilly scheint von Diebesgesindel geradezu zu wimmeln, das schließe ich daraus, daß die Ortsbehörden es für angezeigt hielten, jede Nacht sechs Wächter zu meinem Schutz in die Nähe meines Lagers zu stellen. Angenehm war mir solche nächtliche Leibgarde keineswegs, und mehr als einmal war ich genötigt, das Bett zu verlassen, um zwischen die unausgesetzt schwatzenden und mir allen Schlaf verscheuchenden Wächter des Gesetzes zu fahren. Nachdem freundlicher Zuspruch und endlich sogar der Stock sich als erfolglos erwiesen, zog ich es vor, die ganze Bande zum Teufel zu jagen.

Bareilly ist in den Morgenstunden eine freundliche, von 10 bis 5 Uhr eine sonndurchglühte und abends eine in Rauch und Nebel gehüllte Stadt, Station der Audh- und Rohilkhand-Eisenbahn und Garnison eines englischen Schützenregiments, einer Batterie (alle Artillerie in Indien hat englische Mannschaften) sowie je eines Eingeborenen-Reiter- und Infanterieregiments. Die größere Hälfte der Bewohner Bareillys besteht aus Mohammedanern, der Rest aus Hindus. Bei religiösen Festlichkeiten kommt es nicht selten zu Schlägereien, und blutige Köpfe sind bei Gelegenheiten dieser Art an der Tagesordnung. Die europäischen Offiziere und Beamten leben in großen, von Gärten umgebenen, meist mit Strohdächern versehenen Bungalows und erfreuen sich während der kühlen Jahreszeit des zartesten, besten Gemüses, welches ich bis dahin in Indien gekostet hatte. Namentlich Blumenkohl gedeiht in der Umgegend von Bareilly in einer Vollkommenheit, wie sie selbst die Rieselfelder bei Berlin nicht aufzuweisen haben dürften. Der Mangel eines Gasthofs macht

sich in einer Stadt mit verhältnismäßig großer europäischer Kolonie und dementsprechendem Fremdenverkehr unangenehm fühlbar, zumal der Dak-Bungalow ein miserables Lokal ist, in dem es nur vier Fremdenzimmer gibt, und in dem man daher Gefahr läuft, nach vierundzwanzig Stunden von neu ankommenden Reisenden an die Luft gesetzt zu werden.

Zu meiner großen Freude traf ich hier mit einem mir von Almora her bekannten, äußerst gastlichen und vergnügten Ehepaar zusammen, einem englischen Oberst Mr. Stead und dessen Gattin, die mich sofort einluden, an ihren Mahlzeiten teilzunehmen. Ich ließ mich wahrlich nicht zweimal bitten, namentlich nicht, nachdem ich erfahren, daß der Oberst tags zuvor 56 Bekassinen geschossen hatte, eine Vogelart, für die ich eine ganz besondere Schwäche besitze. Das Regiment meines Gastgebers, ein Eingeborenen-Infanterieregiment, war von Fyzabad nach Bareilly versetzt worden, zurzeit auf dem Marsche nach hier und sollte in der Frühe des folgenden Tages seinen Einzug halten. Selbstverständlich zogen wir demselben zur Begrüßung entgegen. Zuerst begegneten wir langen Reihen von Ochsenkarren mit dem Gepäck und den Weibern der Soldaten. Dann kamen auf Kamelen die Ordonnanzreiter in grauen Uniformen mit blauen, golddurchwirkten Turbanen und endlich, die Regimentsmusik voran, die vortrefflich aussehenden, in graue, aus Jutegewebe gefertigte, sogenannte Kakianzüge gekleideten Mannschaften, meist schlanke, prächtig gewachsene Leute mit schwarzen Bärten. Die Regimenter in Indien wechseln ihre Garnisonen so häufig, daß der Einzug eines neuen Truppenkörpers in eine Stadt für die Bevölkerung kein solches Ereignis bildet, wie das bei uns daheim der Fall

zu sein pflegt. Vor allen Dingen knüpfen sich hier keine so intimen Verhältnisse zwischen Soldaten und Bevölkerung an wie bei uns, und es fehlen vor allen Dingen beim Abzug der Regimenter die schluchzenden, zu Tode betrübten und beim Einzug derselben wiederum die himmelhoch jauchzenden, freudig bewegten Köchinnen, Kindermädchen und andere jungfräuliche Vertreterinnen der edlen Weiblichkeit, aus dem einfachen Grunde, weil in Indien fast alle Köchinnen und sonstigen Dienstboten männlichen Geschlechts sind. Dadurch verliert das Garnisonleben natürlich einen seiner Hauptreize, und brechende und gebrochene Mädchenherzen sind nicht so unzertrennlich vom doppelten Tuch wie in Deutschland.

Am gleichen Tage hatte ich Gelegenheit, dem Exerzieren eines Eingeborenen-Reiterregiments beizuwohnen. Die Mannschaften sahen schneidig aus, waren gut beritten und wie alle anglo-indischen Truppen beinahe elegant gekleidet. Auch sie trugen als Interimsuniform graue Kakianzüge, Kniehosen, blaue Wadenbandagen und kurze, schwarze Stiefel, dazu Turbane blau mit Gold, die europäischen Offiziere des Regiments desgleichen. Ich möchte nicht behaupten, daß der Turban für Europäer germanischen Stammes, namentlich für blondhaarige, eine kleidsame Kopfbedeckung ist, und die tiefbraunen, malerischen Gestalten der Mannschaften heben sich darum nur um so vorteilhafter gegen diejenigen ihrer Offiziere ab. Zweckmäßig im Gefecht freilich ist die Übereinstimmung der Uniformen ohne Zweifel, da sie die Führer dem Feinde weniger leicht kenntlich macht, als wenn diese allein beispielsweise den Tropenhelm trügen.

Unter den Offizieren hört man sehr verschiedene Urteile über die Eingeborenen-Regimenter. Einig scheint



Grab der Königinnen in Lucknow.

man nur in der Anerkennung der sich aus Nepal rekrutierenden Gurkainfanterie zu sein. Auch die Eingeborenen-Reiterei, vor allem diejenige der Nordwest-Provinzen, deren Regimenter aus Rajputen, Sikhs und den Söhnen anderer streitbarer Stämme zusammengesetzt sind, wird viel gerühmt. Wie im englischen Heere sind auch im indischen alle Soldaten Freiwillige, die aus Lust und Liebe zur Sache zu den Waffen greifen. Bei der Infanterie genügen außer Lust und Liebe ein tadelloser Körperbau sowie die erforderliche Größe und Brustweite; anders bei der Reiterei, wo außerdem noch 600 Mark baren Geldes verlangt werden, nämlich 300 Mark für Beschaffung eines Pferdes und die gleiche Summe für Uniform, Zelt usw. Der Staat liefert lediglich die Karabiner, Lanzen und Säbel. Alles übrige, z. B. auch Sattelzeug, hat der Kavallerist zu bezahlen und zu erhalten, je zwei haben ein Zelt und für ihr Gepäck ein Maultier zu beschaffen und für Pflege des letzteren auch noch einen Saïs zu stellen. Für alles dieses erhalten sie eine monatliche Löhnung von etwa 40 Mark. Hiervon haben sie sich, ihren Saïs, ihr Pferd und Maultier zu verpflegen, sich zu kleiden und außerdem noch monatlich 3,75 Mark an die Remontenankaufskasse zu zahlen. Erwähnt sei noch, daß sie Pferd und Maultier nicht etwa nach eigenem Gutdünken füttern können, sondern daß die denselben zugemessene Ration von den Vorgesetzten bestimmt wird und z. B. auf Märschen willkürlich erhöht werden kann. Man sieht, daß bei der Reiterei nur vermögende Söhne des Landes der Lust, Soldat zu sein, frönen können, und wird nach dem Vorstehenden die Überzeugung gewinnen, daß die hiesigen Reiterregimenter aus einem Material zusammengesetzt sind, dem es an Liebe zum

Waffenhandwerk unmöglich fehlen kann. Die Mannschaften sind nicht auf eine Reihe von Jahren gebunden, sondern können den Dienst jederzeit quittieren. So kostspielig die Erhaltung der britischen Soldaten in Indien ist, so billig ist diejenige der Eingeborenen-Regimenter; entbehren kann man aber weder die einen noch die anderen, und wie weit man sich in Zeiten der schweren Not auf letztere wird verlassen können, muß die Zukunft lehren. Selbstverständlich kann in tropischen Ländern nicht gedrillt werden wie zu Hause, und man muß daher auch an die Leistungen der Truppen hier einen anderen Maßstab anlegen als daheim, und zuweilen fünf gerade sein lassen. Ich habe überall gefunden, daß die Zucht in den Eingeborenen-Regimentern ebenso musterhaft war wie die Haltung des einzelnen Mannes.

Mit eingehender Schilderung meiner Reise durch die Ebene will ich nicht ermüden. Ein Tag verlief ungefähr wie der andere. Die Szenerie war eine ziemlich gleichmäßige, und namentlich von Lucknow bis Segowlie durch den ganzen Audh- und Rohilkhanddistrikt sehr ansprechend. Niemals, so lange ich gesund war, selbst auf langen Märschen, Ritten und Fahrten habe ich Langeweile verspürt, da ich als Landwirt unausgesetzt Beobachtungen und Vergleiche anstellen konnte und außerdem nicht müde wurde, mich mit den Bewohnern des Landes zu beschäftigen, ihre Sitten und Gebräuche zu studieren und mich an ihren hübschen Erscheinungen zu erfreuen. Mich fesseln unendlich viel Dinge, an denen die meisten Menschen gleichgültig vorübergehen und die den meisten Menschen auch tatsächlich gleichgültig sind. Mit Rücksicht auf die große Mehrheit der Leser berichte ich daher nur das, was meiner Ansicht nach allgemeines Interesse beanspruchen kann.

Mein Weg führte in der Ebene größtenteils auf ausgetretenen Pfaden, d. h. auf der breiten Heerstraße weiter gen Osten. Die großen, von den Engländern mit kolossalen Geldopfern hergestellten Hauptverkehrsadern sind fast durchweg in gutem Zustande, an beiden Seiten von schattenspendenden Mangobäumen, Pappeln oder ficus religiosa eingefaßt und an den Seiten mit Gräben versehen. Sie haben etwa die doppelte Breite der großen „Chausseen" in Deutschland. Überall, in Zwischenräumen von zwei bis drei Meilen, befinden sich mehrere Morgen Landes beschattende angepflanzte Mangogruppen, die als Rastplätze für Reisende eingerichtet und oft auch mit Brunnen versehen sind. Ich glaube, man hat diese Oasen für die jahraus jahrein im Lande herumziehenden Truppen angelegt, doch kommen sie jedermann zugute, und bequemere, saubere Lagerplätze dürfte man nirgends in der Welt finden.

Übrigens fehlt es auch an kleineren Waldparzellen und einzelnen, das Einerlei der flachen Landschaft wohltuend unterbrechenden prächtigen Bäumen keineswegs, der Boden ist durchweg gut, meist künstlich bewässert, und wird von den Eingeborenen mit unglaublich primitiven Ackergeräten in so vortrefflicher Weise bearbeitet und bestellt, daß selbst der Landwirt der Provinz Sachsen sich veranlaßt sehen könnte, auszurufen: „Die Wilden sind doch bessere Menschen." Ruhe läßt man dem Boden fast gar nicht, und sobald eine Ernte eingeheimst ist, wird mit der neuen Einsaat begonnen. Reis, Weizen, Zuckerrohr, diverse Linsen- und Hirsearten bilden die Hauptfrüchte. Gepflügt wird fast nur mit hölzernen, leichten, mit eiserner Schar versehenen Hakenpflügen, die von Buckelochsen gezogen werden. Das Joch besteht aus

einer Holzstange mit vier vertikal eingetriebenen, etwa 1½ Fuß langen Pflöcken und wird den Ochsen einfach aufs Genick gelegt, da der Buckel der Tiere ein Rückwärtsrutschen desselben verhindert. Pflug und Joch sind so leicht gearbeitet, daß ein halbwüchsiger Junge beide zusammen ohne Mühe von Ort zu Ort tragen kann. Auf einer Schulter den Pflug, auf der anderen das Joch, ihre meist weißgrauen Zugtiere vor sich hertreibend, sieht man die Leute von einem Felde zum anderen oder zu ihren Gehöften ziehen. Es wird nicht tiefer als 3 bis 4 Zoll gepflügt. Eggen sind unbekannt, an ihrer Stelle verwendet man Holzschleifen von 12—16 Fuß Länge, die an beiden Enden von je zwei Ochsen gezogen werden, während die Treiber, um derselben größeres Gewicht zu verleihen, auf der Schleife stehen. Nicht selten, namentlich bei schwerem Boden, tritt die eiserne Handhacke an Stelle der Pflüge. Ich werde später bei der Beschreibung der Indigokultur eingehender über Feldhandarbeit berichten. Unstreitig ist der Inder ein sehr guter Landwirt, seine Felder bearbeitet er mit großem Fleiß und geringen Mitteln. Für eines freilich fehlt ihm leider das Verständnis, nämlich für den Vorteil einer rationellen Düngung. Fast allen Viehdung benutzt er, nachdem derselbe mit den Händen zu flachen Kuchen geformt, dann an die Mauer seines Hauses geklebt und von der Sonne getrocknet worden ist, als Brennmaterial. Holz ist teuer in der Ebene, und so sieht er keine Möglichkeit, sich ohne große Kosten ein anderes Feuerungsmittel zu verschaffen. Erstaunlich ist es, daß trotz alledem und nach vielleicht tausendjähriger ununterbrochener Benutzung des Bodens dieser immer noch gute Ernten liefert. Viel freilich wird durch die Bewässerung der Felder wieder

gut gemacht; denn wo bewässert wird, da wird auch geerntet, und wenn man von indischen Mißernten und diesen folgenden Hungersnöten hört, so sind dieselben stets lediglich auf Wassermangel zurückzuführen.

Die britische Regierung hat daher auch ihr Hauptaugenmerk auf eine systematische Bewässerung des Landes gerichtet. Große Kanäle sind und werden in allen Provinzen mit bedeutendem Kostenaufwande gebaut und das Wasser der Flüsse in diese geleitet, um dann durch kleinere Seitenkanäle über Millionen von Hektaren verteilt zu werden. Allein im Punjab wurden im vergangenen Jahre für Bewässerungsanlagen drei Millionen Mark verausgabt. Die Länge der Hauptbewässerungskanäle in dieser Provinz beträgt heute über 1000 deutsche Meilen, die der Nebenkanäle 1500. Die Gesamtfläche bewässerten Landes umfaßt lediglich im britischen Gebiet der genannten Provinz über vier Millionen Morgen. Dazu kommen noch die verschiedenen Anlagen der einzelnen zu derselben gehörenden unabhängigen Staaten.

Auf britischem Territorium allein wurden im Jahre 1890 über 1¾ Millionen Morgen mit Weizen bestellt, und der Anbau der Baumwolle nimmt dank den Bewässerungen von Jahr zu Jahr größeren Umfang an. Es wurde berechnet, daß im Punjab im vergangenen Jahre die Kanalwasser den Wert der Ernte um 120 Mill. Mark erhöht haben. Die Kapitalanlage für solche Unternehmungen ist eine vorzügliche, da nicht nur die Feldpächter für Bewässerung ihres Landes, sondern auch die auf den Kanälen verkehrenden Schiffer, die mit ihren Kähnen den Getreidetransport vermitteln, zu Zahlungen herangezogen werden. Geht die Regierung in dieser Weise weiter vor, und daß sie das tun wird, steht außer Frage,

dann werden in absehbarer Zeit Hungersnöte, die hunderttausende von Menschenleben dahinraffen, zu den Unmöglichkeiten gehören, namentlich da auch das von Jahr zu Jahr sich über das ganze Land weiter ausbreitende Eisenbahnnetz der Regierung ermöglicht, mit dem Überfluß der einen Provinz den darbenden Bewohnern der anderen schnell zu Hilfe zu kommen.

Was die Engländer hier in Indien leisten, die Art und Weise, wie sie das Land verwalten und dem Verkehr erschließen, wie sie durch Bewässerungen selbst dem Jupiter pluvius ein Paroli biegen und durch Eisenbahnen die entferntesten Punkte miteinander verbinden, das muß nicht nur jedem Unparteiischen, sondern selbst dem berufsmäßigen Engländerfresser die höchste Achtung abnötigen vor den unermüdlich unternehmungslustigen, keine Kleinlichkeit und Pfennigfuchserei, aber auch keine Unmöglichkeit, keine unüberwindlichen Hindernisse kennenden Söhnen Albions.

Lucknow.

Mit Schahabad betreten wir das Gebiet des ehemaligen mohammedanischen Königreiches Audh und mit Lucknow die Hauptstadt desselben. In dem von einem Engländer geleiteten Imperialhotel fand ich vortreffliche Aufnahme, hohe, luftige Räume und leidliche Küche, dazu, was man in indischen Gasthäusern fast immer vermißt, aufmerksame Bedienung.

Drei Tage weilte ich in Lucknow, und angenehme Erinnerungen sind es, die sich für mich an diesen Aufenthalt knüpfen, Erinnerungen an freundliche Menschen, herrliche Bauten und entzückende Anlagen.

Lucknow hat durch den bekannten Aufstand im Jahre 1857, durch die sogenannte „mutiny“, die Hunderten von Europäern das Leben kostete, eine traurige Berühmtheit erlangt, und wohl niemand wird die von prächtigen Baumgruppen beschatteten Trümmer der ehemaligen englischen Residentur, in der sich alle von den Aufständischen bedrohten Europäer der Stadt nebst einigen wenigen englischen Truppen verschanzten und wochenlang ihren erbitterten Feinden standhielten, ohne ein Gefühl der Weh-

mut und Rührung betreten. Ein schöneres, würdigeres Denkmal als diese noch heute die Spuren von Geschossen jeden Kalibers aufweisenden, efeuberankten und von tropischen Schlingpflanzen überwucherten Tore, Türme und geborstenen Mauerreste hätte keines Künstlers Hand den braven Männern und Frauen, die hier den Entbehrungen oder ihren Wunden erlegen sind, zu setzen vermocht. Man kann sich kaum etwas Poetischeres denken, als die von wohlgepflegten Gartenanlagen umgebenen Ruinen, über denen die Ruhe des Friedhofes schwebt. Dem Landschafter bieten sich hier Motive, wie er sie selten in Europa und kaum zum zweiten Male in Indien finden dürfte. Überall treffen wir Gedächtnistafeln mit den Namen der Gefallenen, deren Überreste in einem neben der Residentur gelegenen Gräberhain vereint sind, in dem unter anderen auch dem Andenken des tapferen Leiters der Verteidigung, Sir Henry Lawrence, ein einfaches, würdevolles Monument geweiht ist. Hätte Lucknow dem Reisenden nichts zu bieten als diese Stätte trauriger Erinnerungen, sie würde genügen, die Strapazen der längsten Eisenbahnfahrt aufzuwiegen, aber diese ehemalige Königsstadt, in der eine ganze Generation ihre Untertanen brandschatzender, prunksüchtiger Herrscher Milliarden vergeudete, um ihrer Eitelkeit und ihrem Propheten Denkmäler zu errichten, sie bietet mehr als das und genug, um ihr einen ersten Platz unter den indischen Prachtstädten zu sichern. Wo immer man in Indien wahrhaft schöne, architektonisch vollendete Bauten findet, sei es der Taj oder das Fort in Agra, seien es die Paläste und Moscheen in Delhi und Lahore, überall waren es mohammedanische Herrscher, die sie geschaffen haben, und mögen diese auch im blutigsten Despotismus

das Volk, die Anhänger der Lehre Brahmas, unterdrückt haben, sie allein sind es gewesen, die Kunst und Kultur ins Land gebracht haben, ihnen allein verdankt Indien seine Wunderwerke der Baukunst.

Der mit der Eisenbahn von Bombay nach Delhi und Agra und von dort via Lucknow und Benares nach Kalkutta jagende Globetrotter wird, übersättigt von dem Gesehenen, den Bauten Lucknows nicht die Aufmerksamkeit schenken wie ich, der ich nach mehrmonatiger Wanderung durch die Himalayagebirge, empfänglich für alles Schöne, hier anlangte. Keines der Bauwerke — das gebe ich zu — steht auf gleicher Höhe mit denen von Agra und Delhi, man wird nirgends überwältigt dastehen, aber man wird mit Entzücken seine Blicke auf dem Grabe der Königinnen, den Grabdenkmälern verschiedener Herrscher, dem Tor von Konstantinopel und der Moschee der Emambara ruhen lassen, man wird nicht unbefriedigt aus dem barocken, einem eleganten Vergnügungsetablissement gleichenden Palaste des Lichtes mit seinen Marmorbecken, Springbrunnen und scherzhaften Wasserkünsten scheiden, trotz all seiner Überladenheit, seinen buntbemalten Stuckfiguren, Kühen und Sphinxen. Seinen Namen trägt er, weil er von oben bis unten mit eisernen Leuchtern beladen ist und ehemals, wenn der König dort weilte, nachts im Lichte ungezählter Kerzen erstrahlte. Heutzutage erfolgt eine derartige Illumination nur, wenn Persönlichkeiten von dem Range eines Prinzen von Wales Lucknow einen Besuch abstatten.

Sehenswert ist ferner der Kaiserbagh, die ehemalige Residenz des, nach Unterdrückung der mutiny, von den Engländern depossedierten, nach Kalkutta verbannten und dort verstorbenen letzten Königs respektive „Na-

wabs" von Audh, ein ausgedehnter Komplex von Palästen, Harems und Wohnungen des Gefolges, in denen Tausende fauler Schmarotzer untergebracht waren, die ihrem Herrn, wohl wissend, daß es ihnen auch in Kalkutta nicht an reichbesetzten Tafeln fehlen werde, in die Verbannung folgten. Irgend welches architektonische Interesse bietet der Kaiserbagh nicht, aber der Besucher bekommt einen Begriff von der Großartigkeit, mit der hier Hof gehalten wurde. Was Lucknow einen ganz besonderen Reiz verleiht und es zu einer der freundlichsten Städte Nordindiens macht, das sind seine schattigen Alleen und herrlich gehaltenen Parkanlagen, unter denen sich in erster Linie der Horticultural Garden auszeichnet.

Die in Lucknow wohnenden Europäer — auch einige europäische Regimenter liegen außerhalb der Stadt — leben auf größerem Fuße als ihre Stammesgenossen in anderen Großstädten des Reiches, Kalkutta etwa ausgenommen, und allabendlich sieht man sie in prächtigen Karossen und Viererzügen die Promenaden auf und nieder fahren, um, wie die Eingeborenen es nennen, „Luft zu essen". Als Wagenpferde werden in Indien fast ausnahmslos australische Waler verwendet. Das im Lande gezogene Pferd ist meist klein und steckt voller Untugenden. Ich bediente mich zu allen Ausflügen stets meines Schecken und stattete auf diesem auch der Eingeborenenstadt, trotzdem in derselben während der Tagesstunden das Reiten und Fahren verboten ist, verschiedene Besuche ab. Das Leben und Treiben hier trägt einen vorwiegend muselmännischen Charakter. Verschleierte Frauen sieht man überall in den Häusern hinter den Gittern der Haremsfenster, prächtige, bärtige Männergestalten in buntem Gedränge auf den Straßen. Das Handwerk der Gold- und

Silberschmiede steht in höchster Blüte, ebenso werden, wie in Delhi, Goldstickereien in verführerischer Pracht und höchster Vollendung hergestellt.

Fast hätte ich vergessen, des Museums Erwähnung zu tun, und damit eine Sehenswürdigkeit der Stadt aufzuführen unterlassen. Dem Manne der Wissenschaft freilich bietet dieses Institut mit seinen mottenzerfressenen, ausgestopften Säugetieren und Vögeln, seinen staubbedeckten Krokodilen, Alligatoren und Schildkröten und seinen sonstigen Sammlungen herzlich wenig, ausgenommen etwa die Abteilung für Völkerkunde. Wer aber Vergnügen daran findet, sich unter das Volk zu mischen und es von seiner liebenswürdigsten Seite, die es in den Basars nicht gerade herauskehrt, kennen zu lernen, der wird vor allem, wenn er, wie ich es tat, einen Festtag, an dem die Landbevölkerung in der Stadt zusammenströmt, für den Besuch wählt, nicht unbefriedigt von dannen gehen. Das ist ein Drängen und Schieben, ein Schreien und Gestikulieren, namentlich in dem Saale, in dem die den Leuten aus der Wildnis bekannten Tiere aufgestellt sind, ein Gemisch von Rassen und bunten Trachten, daß man glauben könnte, sich auf einem Karnevalsfeste zu befinden. Wie der Berliner Polizist bei festlichen Gelegenheiten, so wiederholt auch hier der Aufseher unermüdlich sein „Nicht stehen bleiben", natürlich auf Hindustani und etwas minder kategorisch. Man glaubt zu schieben und man wird geschoben, bis man endlich nach etwa einer Stunde „fürchterliche Enge" an den Ausgang gelangt ist und nach all den Gerüchen, die man eingesogen hat, tief aufatmend die frische Luft begrüßt. Derartige Drängeleien sind natürlich nicht jedermanns Sache, ich aber dachte wie Faust:

„Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein,
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

und dem Volke muß ich das Zeugnis ausstellen, daß es sich gegen mich, den Europäer, den „Sahib", das „höhere Wesen", durchweg zuvorkommend benahm und mehrfach, wenn auch vergeblich, so doch ernste Anstrengungen machte, mir Raum zu schaffen. Das Fest, welches an jenem Tage gefeiert wurde, ein hohes Fest der Hindu, „purnima" genannt, hatte Tausende und Abertausende nach Lucknow geführt, um dort ein Bad in den Fluten des Gamtei, eines Nebenflusses des heiligen Ganges, zu nehmen. In langen Reihen zogen festlich gekleidete Scharen zum Ufer oder kehrten nach Erfüllung ihrer religiösen Pflicht in die Stadt zurück, die meisten eine lange Zuckerrohrstange, von deren oberem Ende von Zeit zu Zeit ein Stückchen abgebissen und zerkaut wurde, als Wanderstab benutzend, bis endlich die erforderliche Länge nicht mehr vorhanden war und dann der Rest vollends verzehrt wurde.

Sehr häufig bin ich von hier im Lande lebenden Engländern gefragt worden, ob ich als unparteiischer Beobachter im Verlauf meiner Reise den Eindruck empfangen habe, daß eine Wiederholung des Aufstandes vom Jahre 1857 möglich sei. Ich beantwortete die Frage mit einem entschiedenen „Nein!" Erstens hat der Erfolg der Engländer in jenem Jahre den Eingeborenen den Beweis geliefert, daß sie das Joch, unter dem sie sich beugen müssen, nicht so leicht abzuschütteln vermögen, zweitens hat die Regierung durch Vermehrung der englischen Regimenter, mehr noch durch den Bau zahlreicher Eisenbahnen, die es ermöglichen, größere Truppenmassen in kürzester Zeit an bedrohten Punkten zusammenzuführen,

ihre Macht und ihr Ansehen beträchtlich gestärkt, und drittens gibt sie der Bevölkerung möglichst wenig Grund zur Unzufriedenheit. Die einzigen sich in ihren Menschenrechten beeinträchtigt wähnenden Natives, die geistig den übrigen Rassen bei weitem überlegenen und gut beanlagten Bengalen, sind Hunde, die bellen, aber nicht beißen, Helden der Feder, aber nicht des Schwertes. Immerhin wirkt ihr Gebaren, ihr Geschrei nach einem Parlamente usw. als schlechtes Beispiel, und es ist geradezu unbegreiflich, daß man den Leuten eine Rede- und Preßfreiheit einräumt, wie sie kaum sonstwo in der Welt existiert und die in unglaublicher Weise zu Angriffen gegen die Regierung, Beschimpfung der Beamten und selbst der Königin*) ausgenutzt wird. Der gebildete Bengale, der sogenannte „babu", wird in fast allen Ressorts als Schreiber und Subalternbeamter, in wenigen Ausnahmefällen auch im höheren Dienste, z. B. als Richter, verwendet. Jetzt schwillt ihm der Kamm, und er sieht nicht ein, warum überhaupt noch Posten mit Europäern besetzt werden und warum auch er nicht einmal Vizekönig werden soll.

Leider wird diesen „malcontents" viel zu viel nachgegeben, so daß sie von Tag zu Tag unverschämter werden. Ich bin überzeugt, daß der Bengale die geistigen Fähigkeiten besitzt, um selbst einen höheren Posten auszufüllen, die moralischen, auf die es in erster Linie ankommt, gehen ihm ab. Der Hindu ist vor allen Dingen ein geborener Lügner, er lügt nicht nur, um sich aus der Klemme zu ziehen oder um sich Vorteile zu verschaffen, nein, er lügt aus Liebe zum Unwahren, er lügt, weil er nicht anders kann. Zu dieser angenehmen Eigenschaft kommen noch Bestechlichkeit und Parteilichkeit. Ich glaube

*) Ehlers schrieb dieses Werk im Jahre 1893.

gern, daß es Ausnahmen gibt, hier aber sollen Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit die Regel sein.

Wie wenig man im großen und ganzen den eingeborenen Beamten traut, dafür ein Beispiel: Kein Europäer oder Native schickt einen frankierten Brief auf die Post, ohne vorher die Briefmarken mit Tinte zu durchstreichen, um sie so zum abermaligen Verkauf unbrauchbar und damit den Postbabus weniger begehrlich zu machen.

Alle ihre Truppen, Festungen und Eisenbahnen aber würden den Engländern nichts nützen, wenn sich die Bevölkerung Indiens wie ein Mann erhöbe, um die Fremdlinge aus dem Lande zu jagen. Gegen 290 Millionen Menschen werden regiert und in Schach gehalten von etwa 150 000 Europäern, von denen circa die Hälfte dem Soldatenstande angehört. Man denke sich diese 290 Millionen einig, und man wird zugeben müssen, daß es für sie eine Kleinigkeit wäre, alle Europäer einfach mit Knütteln tot zu schlagen. In diesem Lande aber, in dem die verschiedensten Rassen sich unvermischt erhalten, in dem Brahminentum und Mohammedanismus sich wie Todfeinde gegenüberstehen, in dem der Kastengeist jeden einzelnen Stand von dem anderen scheidet, und in dem immer einer seine Füße auf den Kopf des anderen stellt, ist an alles andere eher zu denken, als an Einigkeit. Diesem Umstande verdankt England die Möglichkeit, mit einer Handvoll Leuten das riesenhafte Reich zu regieren, und dieser Umstand wird in allererster Linie einen großen allgemeinen Aufstand unmöglich machen. Mögen kleine Revolten hie und da einmal zum Ausbruch kommen, sie werden ohne Mühe unterdrückt werden und nicht mehr bedeuten, als Stürme im Glase Wasser.

Benares. Ajodhja. Gorakhpur.

Nicht mit Unrecht nannte man das ehemalige Königreich Audh den Garten Indiens. Überall gedeiht das herrlichste Gemüse, die Kartoffelfelder entzücken das Auge jedes europäischen Landwirts, blühende Senffelder wechseln ab mit üppigen Tabakspflanzungen, und die frisch bestellten, in kleine, eingedämmte Quadrate geteilten, künstlich bewässerten Mohnkulturen zeugen durch die Sauberkeit von dem Fleiß des Ackerbauers und lassen ihn mit vollem Recht eine lohnende Opiumernte erwarten.

Der Anbau des Mohns zur Opiumgewinnung wird von der britischen Regierung in denkbarster Weise begünstigt und gefördert. Jedermann, der sich mit dieser Kultur befassen will, erhält vom Staate einen Vorschuß von etwa 10 Mark für jeden „Acre", den er mit Mohn bebauen zu wollen erklärt. Ist die Saatzeit beendet, so erscheint der Opiuminspektor, um sich zu überzeugen, ob die angegebene Fläche auch wirklich und ordnungsmäßig bestellt ist, und nimmt eine genaue Vermessung des Feldes vor. Im Januar oder Februar kommt die Pflanze zur Blüte — ich habe nur weißblühenden Mohn angetroffen — und nach derselben, d. h. wenn sich die

Samenkapseln voll entwickelt haben, beginnt die äußerst mühsame Ernte, das tägliche Einritzen der Kapseln und am nächsten Tage das Einsammeln des aus denselben herausgequollenen wachsartigen Opiums, bei dem meistens die gesamte Familie des Feldpächters tätig ist. Die Mohnfelder erfordern eine so unausgesetzte Überwachung, eine so penible Erntearbeit, daß ein Anbau dieser Kulturpflanze im großen Stile nicht möglich ist. Jeder Arbeiter muß eben durch das eigene pekuniäre Interesse bewogen werden, seine und seiner Familie Kraft einzusetzen, denn die Erntezeit ist, namentlich bei trockenem Wetter, wenn die Kapseln schnell reifen, sehr kurz bemessen. Für größere, etwa von Europäern bewirtschaftete Opiumplantagen würde es wohl meistens in der Erntezeit an den nötigen, vor allen Dingen aber an genügend sorgsamen Arbeitern fehlen, und um Veruntreuungen zu verhüten, müßte ein so zahlreiches Heer von Aufsehern unterhalten werden, daß bei der Sache kein Überschuß herauskäme. Im Kleinbetrieb macht sich der Anbau des Mohns vorzüglich bezahlt, da der Acre (1¾ Morgen) unter günstigen Verhältnissen etwa zwanzig Pfund Opium liefert, die mit je 2½ Rup. = 3,75 Mark von der Regierung, die den Opiumhandel monopolisiert hat, bezahlt werden. Außer dem Opium sammelt der Feldpächter aber noch die abfallenden Blütenblätter, die zur Verpackung des Opiums verwertet werden, und erzielt aus dem Verkauf derselben etwa 30 Mark, aus der ebenfalls gewonnenen Saat gegen 40 Mark, so daß die Gesamteinnahme sich auf 145 Mark für den Acre beläuft. Die Regierung verkauft das Opium mit 12 Mark das Pfund, und hatte im Jahre 1889—90 einen Reingewinn von 105 Millionen Mark zu verzeichnen, im Jahre 1890—92 nur 85 Mill.

Die Hauptniederlage für Opium, verbunden mit einer großen Opiumfabrik, befindet sich in Ghazipur, in der Nähe von Benares. Im Lande selbst wird verhältnismäßig wenig Opium verbraucht, die weitaus größte Menge geht nach China, doch dürfte die Ausfuhr dahin in absehbarer Zeit als nicht mehr gewinnbringend eingestellt werden, da die Chinesen den Anbau des Mohns und die Gewinnung des von ihnen so hoch geschätzten Narkotikums selbst energisch in die Hand genommen haben. Man sieht sich heute schon in Indien trotz des oben erwähnten Reingewinns nach anderen Einnahmequellen um, und höchst wahrscheinlich wird, wenn das Opium versagt, der jetzt unbesteuerte Tabak das zur Verwaltung des ungeheuren Reiches nötige Kleingeld aufbringen helfen müssen.

In Fyzabad, einer freundlichen Stadt mit landschaftlich hübscher Umgebung, einer Besatzung von zwei Regimentern und diversen von der englischen Regierung in anerkennenswerter Weise in tadellosem Zustande erhaltenen sehenswerten Palastbauten des ehemaligen Königs sowie einer großen Anzahl von Moscheen und mohammedanischen Grabmälern, machte ich einen Tag Rast und unternahm, mein Lager zurücklassend, am folgenden Tage per Bahn einen Ausflug nach Benares.

Benares! — Ich weiß nicht, ob der Klang dieses Wortes auch auf andere Ohren den gleichen Zauber ausübt wie auf die meinen, ob er auch bei anderen Menschen dieselben hochgespannten Erwartungen wachruft, die er bei mir geweckt hat.

Benares! Das klingt so melodisch, so weich, so schmeichelnd, wie der Kosename eines mit zauberhaften Reizen ausgestatteten hingebenden Weibes. Man erwartet

etwas Überirdisch-Schönes, alles bisher Gesehene in den Schatten Stellendes von der Trägerin dieses Namens, der heiligsten Stadt des indischen Reiches, dem Rom des Hindutums, zu dem jährlich Millionen frommer Pilger ziehen, um dort ihren Göttern Opfergaben darzubringen und ihren Leib in die Fluten des Ganges zu tauchen. Man erwartet märchenhaften Glanz, fürstliche Pracht, duftende Blumenhaine und klare rauschende Wasserläufe. Man kommt, man sieht und findet an Stelle der erwarteten, ewig sich verjüngenden Schönen ein altes, runzeliges, aussätziges Weib, welches seinen Körper mit allem anderen eher, als mit dem duftenden Öl der Rosen von Schiras gesalbt zu haben scheint.

Benares lag weit ab von meiner Marschroute, und so mußte ich, um verabredetermaßen zu Weihnachten in Nepal eintreffen zu können, mich, wollte ich diese indischste aller indischen Städte überhaupt sehen, der mir im höchsten Grade unsympathischen Eisenbahn bedienen. Friedrich Bodenstedt spricht mir aus dem Herzen, wenn er sagt:

„Auf den länderverbindenden Schienen
Dampft man an Glück und an Tugend vorbei."

Ich gebe zu, auch ohne Eisenbahn mehr als einmal an der Tugend vorbeigedampft zu sein, aber an meinem Glücke möchte ich nicht vorbeidampfen; und drum mache ich von den länderverbindenden Schienen nur im Notfalle Gebrauch.

Benares schien mir durch eine Eisenbahnstation ebenso entweiht, wie Pompeji, und niemals habe ich mich dazu entschließen können, von Neapel aus der verschütteten Stadt per Bahn einen Besuch abzustatten. „Pompeji, fünf Minuten Aufenthalt!" Dieser Ruf hätte mir alle

Illusion geraubt, und ich würde die Stadt nicht haben betreten können, ohne mir seine ehemaligen Bewohner als auf Velozipeden herumfahrend oder nachmittags im Überrock zum five o'clock tea zu einer Dame ihrer Bekanntschaft wandernd vorzustellen.

Nach siebenstündiger Fahrt erwachte ich in der Frühe kurz vor den Toren von Benares, und die ersten Bauten, auf die mein Blick fiel — die erste Enttäuschung — waren Kasernen englischer Truppen. Kasernen und Benares! Es war mir, als schütte mir jemand ein Glas Kümmel in den edelsten Rheinwein. Ein Omnibus, natürlich mit klappernden, klirrenden Fenstern, führte mich durch völlig europäische Anlagen zu einem reinlichen englischen Gasthause, wo ich mich in aller Eile säuberte und stärkte, um mich dann einem unvermeidlichen Cicerone anzuvertrauen und mit seiner Hilfe zu versuchen, das Benares, welches ich mir in meiner Phantasie gebildet, aufzufinden. Ich habe nichts gefunden, ich habe nichts entdeckt von dem, was mich hätte ergreifen können. Tempel zu Hunderten, kleine und große, verfallene und neuerbaute, ja, aber nichts Besonderes, nichts Originelles. Man scheint von dem Grundsatz ausgegangen zu sein: „Die Masse muß es bringen." Mir brachte sie nichts als Enttäuschung. Tempelaffen waren mir nichts Neues, ich hatte sie in den Bergen in weit größerer Menge und in weit besserer Stimmung gesehen als hier, wo sie überfüttert sind und sich ein mehr als blasiertes Wesen angewöhnt haben. Heiligen Kühen, blumenfressenden Rindern, mit deren Exkrementen man die Tempel zu reinigen pflegt, habe ich nirgends Geschmack abgewinnen können, und viel schönere Exemplare dieser Tiergattung auf den Berliner Mastviehausstellungen gesehen, obgleich sie nicht

heilig waren. Religiösem Humbug, unwürdigen, lärmenden, schmutzigen Priestern und mechanisch ohne jede Andacht und Inbrunst ihre religiösen Pflichten erfüllenden Pilgern, nackten Fakiren, von oben bis unten mit Asche bedeckt, einer oder der andere Totenschädel mit sich herumschleppend, aus deren Höhlen sie, nach Mantegazza, die Augen herausgerissen und verzehrt haben sollen (was mir aber von keinem dieser Herren bestätigt wurde), war ich überall schon begegnet, zwar nicht so massenhaft wie hier, aber doch zur Genüge, um mir den Magen an ihnen zu verderben. Wer frisch nach Indien kommt, und noch nie einer Leichenverbrennung beigewohnt hat, der mag ein angenehmes Grauen empfinden bei einem Besuche des Manikarnika Ghats. Tagaus, tagein — ich weiß nicht, ob auch bei Nacht, — wird hier geschmort und in Asche verwandelt, was vergänglich ist am Menschen; tagaus, tagein werden von weither Sterbende nach Benares gebracht, um hier, sobald sie den letzten Atemzug getan, in die Elemente aufgelöst zu werden. Die Leiche wird in ein Tuch gehüllt, auf einen etwa meterhohen Holzstoß gelegt und mit Holz zugedeckt, worauf der nächste Anverwandte seine letzte Pflicht gegen den Dahingeschiedenen erfüllt, indem er den Scheiterhaufen in Brand steckt. Alle Hinterbliebenen und sonstigen Trauernden warten, bis der Verbrennungsprozeß vorüber und die zurückbleibende Asche den Fluten des Ganges übergeben worden ist. Damit ist heutzutage die Angelegenheit erledigt.

In früheren Jahren folgten die zurückgebliebenen Witwen ihren Gatten freiwillig auf den Scheiterhaufen, teils aus religiösem Wahn, teils auch um dem Elend der Witwenschaft zu entgehen. Dieser entsetzlichen Sitte,

„sati“ genannt, wurde erst im Jahre 1830, trotz lebhaftesten Widerspruches der Brahminen, durch ein von den Engländern erlassenes Gesetz ein Ende gemacht, und heute fordert das „sati“ nur noch seine Opfer in Gegenden, die der Arm des englischen Richters nicht zu erreichen vermag. So schauerlich damals das Los der Witwen war, so entsetzlich ist es auch heute noch, denn an Stelle eines schnellen, qualvollen Todes ist ein qualvolles Leben getreten, von dem es nur eine Erlösung gibt — den Tod. Eine Witwe gilt in Indien für ein ausgestoßenes Wesen, sie gilt als ein Schandfleck ihrer Familie; in Sack und Asche, gemieden von aller Welt, hat sie Buße zu tun für das, was sie nicht verschuldet; sie hat zu verzichten auf alle Freuden dieser Welt, auf die Liebe ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer Freundinnen, zu verzichten für immer auf die Liebe eines Mannes, da die Sitte des Landes ihre Wiederverehelichung verbietet, zu verzichten selbst auf ein Wort des Trostes von ihren Mitmenschen. Dabei ist sie nicht selten noch ein Kind im zartesten Alter, ohne eigenes Wissen und ohne Willen von ihren Eltern mit einem Knaben, möglicherweise auch mit einem Greise, den sie nie vorher gesehen, ehelich verbunden. Ihr Gatte, dem sie bei der Eheschließung vielleicht ein einziges Mal ins Auge geschaut, ist gestorben, und sie ist Witwe geworden, ohne die Liebe je gekannt zu haben; denn erst, nachdem sie ihr zwölftes Jahr erreicht hat, wird hier die Gattin dem Manne, dem sie als Kind angetraut wurde, als Lebensgefährtin übergeben.

Die britische Regierung hat große, aber vergebliche Anstrengungen gemacht, das Los der Witwen zu verbessern, indem sie gewissermaßen Prämien auf deren Wiederverheiratung setzte; sie hat allen ihren Einfluß

aufgeboten, die Schließung von Kinderehen abzuschaffen, ist aber auf allgemeinen Widerspruch gestoßen. Bis vor kurzem wurde die junge Gattin ihrem Mann schon mit dem zehnten Jahre zugeführt, nur mit größter Mühe ist es der Regierung gelungen, ein Gesetz durchzubringen, demzufolge der Zeitpunkt auf zwei Jahre hinausgerückt wird. Und auch mit diesem Gesetze, wenn es durchgeführt wird, dürfte immerhin nicht allzuviel erreicht werden, da Geburtsregister nicht existieren, somit das Alter der Kinder nur in den seltensten Fällen, und auch dann nur mit gutem Willen der Eltern festgestellt werden kann.

Durch Gassen, so eng, daß zwei deutsche Bierbrauer kaum einander auszuweichen imstande wären, und in deren honigzellenartig aneinander gereihten Gewölben allerlei Tand und Trödelkram feilgeboten wird, Spielwaren, Jasmingirlanden, Räucherfäden, Opferblumen und Gebethandschuhe aus rotem Flanell, in einem Kuhkopf endend, die von einzelnen Hindus während des Bades im Ganges über die rechte Hand gezogen werden, gelangte ich zu dem Verbrennungsghat, einem winkligen, schmutzigen, aus unregelmäßigen Steinquadern, die an allen Ecken und Enden aus den Fugen zu gehen scheinen, gebildeten Kai, von dem breite, verfallene Stufen zum Fluß hinabführen. Holz- und Fischhändler, Schiffer und Höker saßen unter großen, zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen aufgespannten Mattenschirmen und gingen, unbekümmert um die auf Bahren herumstehenden, der Verbrennung harrenden Leichen, ihren Geschäften nach, keifend, schreiend und feilschend. Verfallene Tempel und gewaltige Stapel feilgehaltenen Brennholzes bildeten den Hintergrund. War der Aufenthalt hier auch keineswegs angenehm, so konnte ich mich doch den malerischen Reizen

der näheren Umgebung unmöglich entziehen. Nichts aber enttäuschte mich in Benares in gleichem Maße wie der Ganges.

Was war aus den kristallklar über Felsblöcken dahinrauschenden Quellflüssen dieses gewaltigen Stromes, die mich in den Bergen des Himalaya bei Tiri und Srinugur entzückt hatten, geworden? Ein träge, seine gelbgrauen Fluten zwischen flachen, reizlosen Ufern dahinwälzender Fluß, auf dem schmucklose Fahrzeuge und hier und da verkohlte Überreste schlecht verbrannter Leichen langsam vorüberzogen. Freilich, wenn man bedenkt, daß, bevor die Wasser des Ganges das heilige Benares erreichen, schon Millionen schmutziger Pilger ihr Bad in denselben genommen haben und die Asche Tausender an den Ufern verbrannter Leichen ihnen übergeben wurde, begreift man, warum sie trübe und mißmutig dahinschleichen.

Zurückgekehrt in das Innere der Stadt besuchte ich den goldenen Tempel des Schiwa, den Brunnen der Erkenntnis und andere den verschiedenen Gottheiten geweihte Orte. Wohin ich immer kam, dasselbe Gedränge gedankenlos opfernder Pilger, dasselbe würdelose Benehmen zudringlicher, Bakschisch heischender Priester, der gleiche üble Geruch verwesender Blumenspenden, derselbe Lärm, derselbe Schmutz. Durch ein Labyrinth von Gassen, die mir im Vergleich zu den Tempelhöfen nahezu sauber erschienen, gelangte ich endlich in eine fahrbare Straße, in der mein Wagen mich erwartete. Ermüdet von der nächtlichen Bahnfahrt, angeekelt von dem Gesehenen, gab ich dem Kutscher die Weisung, mich in den Gasthof zurückzufahren. Bei glühender Mittagshitze langte ich daselbst an, warf mich in der schattigen Veranda auf einen jener bequemen indischen Liegestühle, ließ Händler aller Art

ihre Schätze vor mir ausbreiten, Stickereien in Gold, reizende Silber- und Bronzearbeiten, buntbemalte Tonfigürchen, und ergötzte mich an den geschickt ausgeführten Kunststückchen eines Gauklers. Einem stärkenden Tiffin folgten einige Stunden erquickenden Schlafes, aus dem ich erst erwachte, als die Bäume des vor meinem Zimmer gelegenen Gartens bereits lange Schatten warfen und die Tageshitze einer angenehmen Kühle gewichen war. Hatte das alte, seit mehr als 2500 Jahren berühmte Benares mir nichts als Enttäuschungen gebracht, so wollte ich es jetzt mit dem neuen versuchen, kleidete mich an und rollte kurz darauf in bequemem Landauer durch die hübschen Alleen des modernen Stadtteils, mit seinen Villen und Palästen, seinen englischen Kirchen und ausgedehnten Gartenanlagen. Vor dem Tore eines Parkes, in dessen Mitte sich ein imposanter Bau in europäischem Stile erhebt, machte mein Kutscher Halt, indem er mir zurief: „Government College!“ Ich stieg aus und wanderte zwischen Bosketten, duftenden Blumenbeeten und unter von Schlingpflanzen überwucherten Bogengängen um das schmucke Gebäude herum, dessen Pforten leider verschlossen waren und sich erst am folgenden Morgen der wissensdurstigen Jugend des Landes wieder öffnen sollten. Das „Government College“ in Benares, das einzige Institut dieser Art, welches von der englischen Regierung unterhalten wird, enthält (nach Professor Garbe, der ein Jahr lang in Benares philosophischen Studien obgelegen hat, und dessen im Jahre 1889 erschienene „Indische Reiseskizzen“, trotz des sich durch das ganze Buch hindurchziehenden roten Fadens eines gelinden Pessimismus, zu dem besten gehören, was über Indien geschrieben ist) ein Sanskritdepartement, in

welchem Pandits nach einheimischer Lehrweise einheimische Gelehrsamkeit vortragen.

Da wir uns in Benares gewissermaßen im Mittelpunkt des Hindutums, dem Stammsitz indischer Gelahrtheit und Weisheit befinden, so will ich die Gelegenheit benutzen, den Leser in aller Kürze mit den Grundzügen der Orthodoxie der höheren Brahminen, wie solche nach Professor Garbe von dem berühmten Philosophen Schankara aus dem ältesten Lehrbuch des Vedantasystems, den Brahma-Sutren, festgestellt worden sind, bekannt machen: „Das Brahman, das große Eine, die ewig unendliche Kraft, durch welche, aus welcher und in welcher das Weltall ist, Götter, Menschen, Tiere, Pflanzen und Lebloses, hat an sich weder Formen noch Unterschiede noch Qualitäten. Alle Verschiedenheit, der ganze Weltenschein mit seinen zahllosen Gestaltungen ist ein Werk der Maya, des angeborenen Wahnes, der das Unreale für real hält und das Reale nicht erfaßt. Die Maya wird vernichtet durch „das Wissen", vermöge dessen man erkennt, daß das eigene Selbst, d. h. das innerste Selbst, in Wahrheit nichts Anderes ist, als das Brahman, nicht ein Teil desselben, sondern das ganze unteilbare Brahman; mit einem Worte, vermöge dessen man sich als die Welt erkennt und die Welt als sich. Mit dieser Erkenntnis ist die Befreiung gewonnen, der Schleier, welcher die absolute Identität des Brahman und des scheinbar einzelnen verhüllte, ist zerrissen; der qualvolle Kreislauf der Geburten, das Auf und Nieder auf der Stufenleiter der Wesen, das Resultat des guten und bösen Tuns in den verschiedensten Existenzen ist zu Ende."

Der Leser folge mir jetzt in die Basare der Stadt, nicht im Wagen, sondern zu Fuß, selbst auf die Gefahr

hin, von den Eingeborenen für einen Europäer geringster Sorte gehalten zu werden; denn in Indien geht ein „Sahib" höchstens in einer Parkanlage spazieren, anderswo zeigt er sich nur zu Roß oder Wagen, einerlei ob er Soldat, Missionar, Kaufmann oder Beamter ist. Es ist mittlerweile Abend geworden, alle Gewölbe sind durch Petroleumlampen erhellt, aber die Zeit der Mahlzeit scheint noch nicht gekommen zu sein; denn in den Werkstätten der Schuhmacher, Schneider, Goldschmiede, Rohr- und Mattenflechter wird noch fleißig gearbeitet. Geschäftsgeheimnisse kennt man hierzulande nicht, jedermann arbeitet im Freien und mit den denkbar ursprünglichsten Handwerkszeugen, der Kuchenbäcker, dessen Werkstatt sich schon von weitem durch den widerwärtig süßlichen Geruch eines Gemisches von „ghi" und Zucker unseren Geruchsnerven bemerkbar macht, sogar nur mit den Händen. Ich habe die Menschen in keiner anderen Stadt Indiens so emsig gesehen, wie hier in Benares, wo ich selbst nach 10 Uhr nachts noch Leute an der Arbeit fand. Die Vertreter der Schuhmacherzunft schienen mir die fleißigsten zu sein; nie habe ich sie feiernd gefunden, und stets die unglaubliche Billigkeit ihrer Arbeit bewundert. Vertreterinnen des schönen Geschlechts trifft man verhältnismäßig selten, man sieht Hunderte von Männern, ehe man ein Weib erblickt, und meistens ist es dann noch nicht einmal des Anschauens wert. Der Hindu besserer Kaste schließt die weiblichen Mitglieder seiner Familie genau so von der Welt ab wie der Mohammedaner; was man auf der Straße zu sehen bekommt, gehört der allerniedrigsten Gesellschaft an, und wenn ich auch nicht leugnen will, daß man trotzdem zuweilen verführerischen Schönheiten begegnet, so sind dieselben

doch so selten wie Perlen in den Schalen europäischer Austern.

Doch gehen wir! „Die Zeit kommt auch heran, wo wir was Gutes in Frieden schmausen mögen," und um 8 Uhr erwartet man uns im Gasthof zum „dinner". Ich hatte das Glück, an der gemeinsamen Speisetafel die Bekanntschaft eines in Benares stationierten höheren Zivilbeamten zu machen, mit dem ich mich vortrefflich unterhielt. Als ich ihm klagte, wie bitter mich die heilige Stadt enttäuscht hatte, meinte er: „Sie sind der erste nicht! Jedermann kommt hierher in der Absicht, mehrere Tage, womöglich Wochen mit dem Anschauen der Wunder Benares' zu verbringen und — bitte, werfen Sie einmal einen Blick ins Fremdenbuch — um in fast allen Fällen nach einem, höchstens zwei Tagen wieder abzureisen. Wollen Sie Benares von seiner besten Seite kennen lernen und mit einer schönen Erinnerung von hier scheiden, dann unternehmen Sie morgen um die Zeit des Sonnenaufgangs eine Bootfahrt vom oberen Ende der Stadt bis zur Eisenbahnbrücke."

Ich bin dem Rate dieses Herrn gefolgt und saß in aller Frühe des nächsten Tages in einer geräumigen Barke. Wir stießen vom Ufer, bevor die Sonne sich über die Ebene erhoben hatte, und während sie langsam am blauen Himmelsgewölbe emporstieg, glitten wir geräuschlos stromab. Zuerst vorüber an den Badeplätzen, wo Tausende von Männern, Weibern und Kindern in den Wassern des heiligen Ganges, die mir an diesem Morgen, dank der aufgehenden Sonne, in einem ganz anderen Lichte erschienen als gestern, ihre Gebete verrichteten oder auch munter herumplätscherten. Wer diese Fahrt unternimmt in der Hoffnung, hier endlich die vielgerühmten

Formen des indischen Weibes eingehend bewundern zu können und mehr zu sehen, als dem Männerauge sonst von den Damen des Orients geboten wird, der sieht sich leider arg enttäuscht; denn erstens baden die Damen in voller Toilette, und zweitens wenden sie dem vorüberfahrenden Europäer, falls er zu nahe herankommen sollte, den Rücken zu, selbst wenn sie nichts Umwendenswertes an sich haben, was leider die Regel und nicht die Ausnahme zu sein scheint.

Doch laßt uns dieser Stunde schönstes Gut durch solchen Trübsinn nicht verkümmern, seien wir zufrieden mit dem, was sich unseren Blicken nicht entziehen kann, erfreuen wir uns an der Gesamtwirkung des originellen Bildes, erfreuen wir uns, während wir weiterfahren, an den im Morgenlichte rosig schimmernden Türmen der sonst so schmutzigen Tempel und Tempelchen, an den prächtigen Lichteffekten der Ghats und ihren malerischen Umgebungen und an dem emsigen Treiben, welches auf den ein- und ausladenden Fahrzeugen des Flusses herrscht, bis wir, nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt, an der riesigen, den Ganges überspannenden Eisenbahnbrücke — einem Triumph englischer Baukunst — anlangen, um uns dann zu gestehen, daß auch Benares seine Reize hat, und daß das, was wir heute genossen, vollauf genügt, uns manche Enttäuschung, die uns diese Stadt gebracht, vergessen zu machen.

Eine zweite, womöglich noch lohnendere Fahrt auf dem Ganges unternahm ich gegen Sonnenuntergang; dann kehrte ich zu Fuß durch die Basare in den Gasthof zurück, packte meine Koffer, und von zwei neu angenommenen Dienern begleitet, trat ich nachts die Rückreise nach Fyzabad an.

Unmittelbar neben Fyzabad liegt Ajodhja, eine freundliche Stadt am rechten Ufer des Gogari. Ajodhja ist gewissermaßen das Benares des ehemaligen Königreiches Audh und in erster Linie eine Stätte des Brahmakultus, trotzdem auch an Moscheen wahrlich kein Mangel ist. An dem Tage, an welchem ich in Ajodhja weilte, waren gegen 70000 Pilger zusammengeströmt, um ein Fest ihres Glaubens zu begehen und ihre Sünden mit dem Wasser des Gogari, eines Nebenflusses des Ganges, abzuwaschen. Das eigentliche Waschfest hatte zwar schon einen Tag zuvor stattgefunden, und eine große Anzahl Pilger war bereits auf dem Heimwege, die meisten aber lagerten noch an den sandigen, flachen Ufern des Flusses, und Tausende drängten sich badend im Wasser oder trockneten Haut und Gewänder in der Sonne. Nur einige vermögende Pilger waren mit Zelten versehen oder hatten sich Hütten aus Gras bauen lassen. Die große Menge aber hatte nichts über sich als den Himmel, nichts unter sich als den glühenden, weißen Ufersand.

In den verschiedenen Tempeln, die ich besichtigte, herrschte ein unbeschreibliches Gewühl von opferspendenden Menschen, heiligen Kühen und Affen. Die Menschen benahmen sich, wie gewöhnlich, am würdelosesten, rasten, wie von der Tarantel gestochen, umher, schlugen mit der Stirn auf den Steinboden und suchten springend den Klöppel einer hochhängenden Glocke zu erhaschen, um mit demselben zu Ehren Schiwas oder zur Bannung böser Geister dieser einen Ton zu entlocken. Kranke und Sterbende wurden herangebracht und in Prozession um den Tempelschrein getragen; unter Tamtamgetöse, Muschelgebläse und sonstigem Brimborium wird der eiserne Kettenvorhang von dem Bilde Schiwas entfernt,

und Hunderte sich nach Mutterfreuden sehnender Weiber streuen Blumen, Reis und Kurkumapulver auf dasselbe, oder auf die ringsum aufgestellten lingams. Die heiligen Kühe kümmern sich absolut nicht um das Getreibe der Menschen um sie herum, nachlässig und gleichgültig fressen sie die ihnen vorgeworfenen Spenden, während die Affen schreiend und keifend von Dach zu Dach springen und allerhand Allotria treiben.

Auf den freien Plätzen in der Nachbarschaft der Tempel hielten Händler verschiedener Art europäische Schundartikel, bunte Baumwollstoffe und indische Leckereien feil. Unter dem Geäste eines Mangobaumes von gewaltigen Dimensionen hatten mindestens ein Dutzend Kaufleute rund um den Stamm des Baumes herum ihre Buden nach dem heutzutage namentlich bei Gefängnissen so beliebten Radialsystem errichtet; ein großes, schirmartiges Dach diente ihnen allen gemeinschaftlich als Schutz gegen etwaigen Regen, und der gleiche Baumstamm bildete die Hinterwand der Behausung aller dieser einträchtig nebeneinander wohnenden Konkurrenten. Ich war überrascht durch das auffallend friedfertige Benehmen der hier aus zwei so heterogenen Elementen wie Mohammedanern und Hindus zusammengesetzten Bevölkerung. Die Hindus sind im allgemeinen freilich nicht sonderlich kampflustig, und die Mohammedaner mögen sich gedacht haben, daß gegen eine so erdrückende Menge von Pilgern nicht mit Erfolg zu kämpfen ist; möglich auch, daß der Anblick der von der Regierung in allen Ecken und Winkeln stationierten Polizeimannschaften auf beide Parteien gleich abkühlend wirkte. Tatsache ist, daß das ganze Fest ohne die geringste Störung und Schlägerei verlief.

Am meisten profitiert bei solchen Gelegenheiten die Eisenbahn; denn gegen 50000 Pilger hatten sich derselben bedient, um an den Ort ihrer Sehnsucht zu gelangen, und vier Tage hindurch waren die Geleise der Audh and Rohilkand-railway für jeden Güterverkehr gesperrt. Indische Zeitungen fallen vielfach über die Bahnverwaltungen her und nennen die Art und Weise, wie die Pilger auf der Reise behandelt werden, „schamlos". Allerdings werden oft hundert und mehr Menschen in einen Güterwagen zusammengepfercht, und wenn man von einem Bahnübergang in diese meist unbedeckten Wagen hineinschaut, so sieht man nichts, als die buntfarbigen Turbane der nebeneinander hockenden Hindus und könnte glauben, eine riesenhafte Bonbonniere unter sich zu haben. Nicht eine Stecknadel könnte zu Boden fallen, und ich bezweifle, daß die Reise als ein Vergnügen von den Leuten empfunden wird, aber von den Bahnverwaltungen kann meiner Ansicht nach unmöglich verlangt werden, daß sie lediglich für derartige Ausnahmegelegenheiten einen das gewöhnliche Bedürfnis dreifach übersteigenden Wagenbestand unterhalten sollen. Die Pilger wissen, was ihnen auf der Reise bevorsteht, und wenn sie trotzdem die Bahnfahrt der Fußwanderung vorziehen, so ist das ihre Sache. Allzu empfindlich ist der Inder wahrlich nicht; was für einen Europäer eine Qual wäre, das fühlt er nur als gelinde Unbequemlichkeit, und da er selber rücksichtslos auf den Köpfen seiner Nebenmenschen herumtrampelt, ohne daß letztere dagegen protestieren, dürfte auch er kaum beanspruchen, zart behandelt zu werden. Außerdem gilt es ja als ein gottgefälliges Werk, zu den verschiedenen heiligen Stätten unter möglichst harten Entbehrungen zu gelangen. Ich bin Fakiren oder

Yogins, wie diese Bettelmönche von den Hindus genannt werden, begegnet, die den Weg von Lucknow nach Benares, über 50 deutsche Meilen, rückwärts schreitend zurücklegten, anderen, die nach je zwei Schritten vorwärts, einen Schritt zurück machten, und noch anderen, die von Benares bis Kalkutta auf dem Bauche rutschend den Weg mit ihrer eigenen Körperlänge gemessen hatten.

Auch in Ajodhja machte ich die Bekanntschaft verschiedener dieser aschbedeckten Büßer und Weltentsager. Einer derselben hatte sich mit einem Strick um den Hals solcherweise an einen Baum gehängt, daß er den Boden gerade noch mit der Spitze der großen Zehe erreichen konnte, wenn ihm der Atem ausging, was, wie sich denken läßt, alle Augenblicke eintrat. Ich sah den Mann, der mit seinen splitternackten, abgemagerten Gliedmaßen und aus den Höhlen quellenden Augen einen widerwärtigen Anblick bot, morgens gegen 9 Uhr und fand ihn, als ich nachmittags wieder des Weges kam, in der gleichen Verfassung, doch bezweifle ich, daß er in der Lage war, das Vergnügen des Erhängenspielens noch lange fortzusetzen. Ein verhältnismäßig jugendlicher Fakir produzierte sich als „Mann im feurigen Ofen“ und fand als solcher scheinbar größere Teilnahme bei der Bevölkerung, als sein oben erwähnter Hängekollege. So wenig ich im allgemeinen für diese Selbstkasteiungs-Extravaganzen übrig habe, so wenig konnte ich „dem Manne im feurigen Ofen“ meine Bewunderung versagen. Er hatte rund um sich einen Wall von getrocknetem Kuhdünger, etwa drei Fuß hoch, aufgehäuft, denselben dann in Brand gesteckt und saß nun inmitten dieses schwelenden, übelriechenden Haufens, nur von Zeit zu Zeit, wenn ein Windstoß die dichten, weißen Rauchwolken ausein-

ander trieb, der Menge sichtbar. Ein Mann aus dem Publikum erzählte mir, daß der Fakir der Sohn vermögender Eltern sei, erst vor einem Jahre den Freuden des Daseins entsagt habe und seit dieser Zeit — nicht etwa nur bei festlichen Anlässen — sondern Tag für Tag sich mit Selbströstung kasteite und bereits zur Hälfte gebacken sei. Führwahr! Mutius Scävola ist ein elender Stümper im Vergleich zu diesem religiösen Fanatiker. Von glaubwürdigen Europäern habe ich mehrfach gehört, daß einzelne Fakire durch unausgesetztes Hochhalten eines Armes es dahin gebracht haben, daß derselbe allmählich gänzlich erstarrt ist und nicht mehr in seine ursprünglich hängende Lage zurückgebracht werden kann, sowie daß es anderen, die Hand jahrelang geballt haltend, gelungen ist, sich die Fingernägel durch die Hand wachsen zu lassen.

Es ist ein Jammer, daß so viel Energie, so viel Selbstentsagung in dieser Weise vergeudet wird, ohne Nutzen für die Menschheit, lediglich zum Schaden der verblendeten Dulder. Man würde übrigens fehlgehen, nach diesen aufgeführten Beispielen anzunehmen, daß es den Fakiren durchweg Ernst sei mit ihrer sogenannten Weltentsagung; die meisten greifen sicherlich zum Bettelsack wegen mangelnder Lust zu irgend einer nutzbringenden Tätigkeit, und da das Volk das Leben eines Fakirs für ein gottgefälliges hält und mit milden Gaben ihm gegenüber nicht kargt, so ist es eigentlich ein Wunder, daß nicht noch mehr dieser faulen Schnorrer die Landstraßen unsicher machen.

Ich hatte den Gogari auf einer etwa einen Kilometer langen Schiffbrücke, die in der trockenen Jahreszeit die beiden Ufer verbindet, zu überschreiten, um nach

Ajodhja-Ghat und von dort weiter nach Gorakhpur zu gelangen. Während der Regenmonate erreicht der Fluß bei Ajodhja dagegen etwa die vierfache Breite, und eine Dampffähre dient dann zur Vermittelung des Verkehrs. Die Schiffsbrücke war zwar wegen des Pilgergewühls für Fuhrwerke und Reiter gesperrt, und mehrere Hundert Ochsenkarren warteten bereits seit drei Tagen auf die Erlaubnis, passieren zu dürfen, aber mit mir, dem Sahib, wurde selbstverständlich eine Ausnahme gemacht und ohne Widerspruch — allerdings auch ohne Frage meinerseits — zog ich mit meinem Pony und dem Gepäckkarren durch die wahrscheinlich mehr aus Furcht als aus Ehrerbietung zu beiden Seiten auseinander weichende Menge.

Von Ajodhja-Ghat bis Gorakhpur finden wir die gleichen landschaftlichen Reize wie in Audh, überall sind die Leute beschäftigt mit der Beackerung und Bewässerung ihrer Felder, namentlich der kleinen eingedämmten Mohnbeete. Während im Punjab und im Norden der Nordwestprovinzen die künstliche Bewässerung dort, wo das Berieselungsland höher liegt als die Wasserfläche, meist mit von Ochsen getriebenen großen Schöpfrädern besorgt wird, finden wir hier diese harte Arbeit ausschließlich in Menschenhänden ruhend. Das Wasser wird aus den Sammellöchern von zwei einander gegenüberstehenden Kulis mit Hilfe flacher, schaufelförmiger, zwischen zwei Seilen hin und her geschwungener Körbe aus Bambus- oder Reisstrohgeflecht in die Rieselrinne geschöpft resp. gehoben und von dort mit Holzschaufeln über die betreffende Ackerfläche verteilt. Wo Brunnen vorhanden sind, wird das Wasser mit irdenen Töpfen an Seilen hochgewunden und in Holzrinnen zu den der Feuchtigkeit benötigenden Feldern und Gärten geleitet.

Anfang Dezember gelangte ich nach Gorakhpur, der Hauptstadt des Distrikts gleichen Namens, mit einer Einwohnerzahl von gegen 40 000 Seelen. Eine der bravsten dieser 40 000 lernte ich in der Person unseres ehrwürdigen Landsmannes, des Reverend Stern kennen, den Leiter der englischen Missionsanstalt, der seit mehr als dreißig Jahren in Indien wirkt und sein Leben der Verbreitung des Christentums unter den Bewohnern dieses Landes geweiht hat. Es ist leider selbst für Missionare nicht immer der Fall, daß, wer Liebe säet, auch Liebe erntet, und ich kenne Missionen, die nichts als Unkraut von ihrer Aussaat erhalten haben; nicht so unser Landsmann, der von allen seinen Schutzbefohlenen ebenso verehrt, wie von seinen Freunden geliebt und von seinen Bekannten geschätzt wird. Drei genußreiche Tage verbrachte ich als Gast des Herrn Stern und seiner liebenswürdigen Gattin (einer Engländerin) in dem hübschen, behaglichen Missionshause, und der Aufenthalt in Gorakhpur wird mir dank dieser Gastfreundschaft und der vielen Freundlichkeiten, die mir auch von anderen Europäern daselbst erwiesen wurden, stets in angenehmster Erinnerung bleiben. Unter Führung meines Landsmannes besichtigte ich das Missionswaisenhaus sowie eine unter Leitung der Mission stehende, sowohl von Christen wie auch von Mohammedanern und Hindus besuchte Schule. Später nahm ich zwei, etwa eine Meile von Gorakhpur entfernt gelegene, von der Mission gegründete Christenansiedelungen in Augenschein. Die Leute leben daselbst in vollkommener Unabhängigkeit, zahlen eine kleine Rente für das ihnen überlassene Ackerland und machen einen glücklichen, zufriedenen Eindruck.

Ich lernte daselbst eine mir neue, aber probate Art

des Propagandamachens für das Christentum kennen, und zwar eine Propaganda mit Hilfe der laterna magica. Mit einer solchen und mit einer Leier bewaffnet, werden bekehrte Eingeborene als Feld-, Wald- und Wiesenprediger über Land geschickt, um nach eingetretener Dunkelheit Schattenbilder aus der biblischen Geschichte an irgend eine geeignete Wandfläche zu zaubern. Begreiflicherweise strömen die Bewohner der Dorfschaft in Scharen zusammen, dieses Wunder anzustaunen, und der Prediger benutzt diese günstige Gelegenheit, seine Harfe ertönen zu lassen und zu deren Klängen möglichst interessante Stellen aus der Bibel vorzutragen. Das Mittel bewährt sich, denn nicht selten wünschen die Leute mehr solcher hübschen Geschichten zu hören und werden dann an die Mission verwiesen, die selbstverständlich gern bereit ist, diese Wißbegierigen zu befriedigen.

In Gorakhpur befindet sich unter anderem auch das Anwerbebureau für sämtliche zwölf Gurkaregimenter der britisch-indischen Armee, die sich bekanntlich lediglich aus den Bergen Nepals rekrutieren. Die Nepalesen sind schneidige, kampflustige, meist kleine, untersetzte Leute mit mongolischen Gesichtszügen; sie kommen, da die Armee ihres Vaterlandes nicht groß genug ist, sie alle der Freuden des Soldatenlebens teilhaftig werden zu lassen, in britisches Gebiet, um hier zu suchen, was die Heimat ihnen versagt. 1000—1500 Nepalesen werden jährlich für die Gurkaregimenter angeworben, das heißt vorläufig nur auf ein Probejahr, denn tatsächlich in die Front eingestellt werden sie erst, nachdem sie sich als brauchbare Soldaten und namentlich als gute Schützen bewährt haben. Als größten Schimpf betrachten sie es, von der Truppe wieder entlassen zu werden, und tun daher ihr möglichstes,

sich die Zufriedenheit aller Vorgesetzten zu erwerben. Die Gurkaregimenter nehmen im indischen Heer etwa die gleiche Stelle ein, wie die Jäger in der deutschen und die Highlanders in der britischen Armee. Ihre Garnisonen liegen, da sie als Bergbewohner dem heißen Klima der Ebene nicht gewachsen sind, durchweg in den Bergen des Himalaya, Assams und Burmas. Jedes Gurkaregiment hat während der zwei Anwerbemonate einige ältere Unteroffiziere in Gorakhpur stationiert, welche die ihrem Regimente zugeteilten Rekruten in Empfang nehmen und für deren Unterkunft sorgen, bis die von dem Regiment verlangte Zahl beisammen ist. Einige kaum erwachsene Burschen, die wegen Mangels der erforderlichen Brustweite oder wegen eines Augenübels zurückgewiesen wurden, waren so zerknirscht, als sei das Todesurteil über sie gesprochen worden. Nur die Versicherung, daß sie möglicherweise nach Ablauf eines Jahres doch noch als diensttauglich angenommen werden könnten, vermochte die armen Schlucker ein wenig zu beruhigen.

Besonders lohnend war für mich der Besuch eines mohammedanischen, im Jahre 1770 von einem der Könige von Audh gegründeten Klosters, weniger des Interesses wegen, welches dasselbe als Bauwerk bietet, als wegen seines Insassen: des Mian Sahib, der mutterseelenallein in dem aus mehreren großen, von Arkaden umgebenen Höfen bestehenden Gebäude seine Tage verbringt. Er ist der sonderbarste Heilige, der mir vorgekommen ist. Als Knabe in der Sternschen Missionsschule unterrichtet, spricht er fließend englisch und ist überhaupt ein gebildeter Mann voll Geist und Humor, der in seiner Jugend sicherlich mehr von den Freuden des Harems als von denen des Klosterlebens geträumt hat. Sein

Vorgänger, der zu Herrn Stern in sehr freundschaftlichem Verhältnis stand, hat diesem auf dem Sterbebette den jetzigen Mian Sahib als seinen Nachfolger bezeichnet und den christlichen Missionar gebeten, die ihm selbst bewiesene Freundschaft auch auf seinen Erben zu übertragen. Der Jüngling folgte dem Rufe des Verstorbenen und lebt jetzt das Leben eines Einsiedlers. Seine Hauptaufgabe besteht darin, ein seit Gründung des Klosters brennendes, heiliges Feuer zu unterhalten und den Zins, den er von 27 zum Kloster gehörenden Dorfschaften erhält, zu wohltätigen Zwecken zu verwenden. Außer diesen beiden Bedingungen sind noch andere, weniger angenehme an den Aufenthalt im Kloster geknüpft, so darf er unter anderem dasselbe niemals verlassen und hat das Leben eines Vegetarianers zu führen. Als ich dem 29jährigen Einsiedelmann in Begleitung des Herrn Stern meinen Besuch abstattete, fanden wir ihn lesend an einem blumenbesetzten Tischchen sitzend, in dessen Mitte eine Flasche Eau de Cologne stand, denn der Mian hat eine Schwäche für wohlriechende Essenzen. Nachdem uns die Hände mit dem Inhalte des Fläschchens begossen worden waren, führte uns unser Wirt, dem ich als Sohn der großen deutschen Nation und als Landsmann seines väterlichen Freundes besonderes Interesse zu bieten schien, durch die verschiedenen einsamen Höfe und über die flachen Dächer des Gebäudekomplexes, unausgesetzt klagend über die vielen Veruntreuungen, die sich seine Beamten bei Einkassierung der Landrenten zuschulden kommen ließen. Herr Stern empfahl ihm dringend, einen europäischen Generaldirektor für die Verwaltung der Klosterliegenschaften anzustellen, und setzte ihm den Nutzen einer solchen Maßnahme eingehend auseinander, doch lehnte der Mian

diesen Vorschlag mit dem Bemerken ab, ein Europäer würde ihm zu viel Geld kosten. Selbst die Versicherung des Herrn Stern, daß dieses Geld doppelt und dreifach durch eine gute Verwaltung wieder eingebracht werden würde, fruchtete nichts. „Es ist zu teuer," war der stehende Einwand, und ich sah wieder einmal, wie wenig mit abendländischer Logik bei Orientalen auszurichten ist.

Ein religiöser Fanatiker scheint dieser muselmännische Klosterbruder wahrlich nicht zu sein, denn er spendet alljährlich eine beträchtliche Summe für den christlichen Missionsfonds, und einmal im Jahre, am Ende des Ramassans, veranstaltet er sogar ein großes Fest mit Kampf- und Waffenspielen in einem der Höfe des Klosters, zu dem außer seinen Glaubensgenossen auch alle in Gorakhpur anwesende Europäer eingeladen werden. Tische und Stühle werden dann für letztere auf einer der Dachterrassen aufgestellt und die Töchter und Söhne des Abendlandes von dem Anhänger des Propheten mit Bier, Whisky und Sekt bewirtet. Es fehlt in der Tat nur noch der Schweinebraten zur Erreichung des Gipfelpunktes muselmännischer Toleranz. Auch in anderer Weise hat der Mian eine europäerfreundliche Gesinnung betätigt, so hat er auf einem seiner Güter inmitten hübscher Gartenanlagen ein prächtiges Haus für seine Freunde aus dem fernen Europa erbauen lassen. Dasselbe — ich verbrachte dort auf meinem Weitermarsche eine Nacht — ist gänzlich europäisch eingerichtet und nicht nur in wohnlichster Weise möbliert und mit englischen Stahl- und Kupferstichen geschmückt, sondern auch mit anderen Hausutensilien, Leinenzeug und Tischgeräten von Messer und Gabel bis zur Puddingsform und Mundspülschale auf das reichste versehen. Selbst Lebensmittel liefert dieser

liebenswürdige Mohammedaner seinen christlichen Gästen, und die dort stationierte Dienerschaft schleppte während meines kurzen Aufenthaltes daselbst Hühner, Eier, Gemüse und Obst in solchen Mengen herbei, daß ich mindestens eine Woche davon hätte zehren können. Was mir aber am meisten imponierte, das war der Umstand, daß vom Tischdiener bis zum Pförtner jedermann das ihm von mir beim Fortgehen angebotene „bakshish“ mit der Bemerkung ablehnte, der Mian Sahib habe die Annahme aller Geschenke bei Strafe sofortiger Entlassung verboten.

Am 6. Dezember brach ich mit zwei Lastkamelen und meinem Schecken, begleitet von meinem Saïs und vier neu angenommenen Dienern, auf. Es waren dies der Koch Nur Bux, ein alter, zahnloser Mohammedaner mit echter Galgenphysiognomie, der Tischdiener Christian, ein jämmerliches, sechzehnjähriges Missionskind mit krummen Beinen und Idiotengesicht, der Wasserträger Ali, ebenfalls Mohammedaner, aber, wie sich bereits im Laufe des ersten Marschtages herausstellte, mehr Fuselmann als Muselmann, und endlich der Zeltreiniger Ramasan, ein junger, gut aussehender Hindu niederster Kaste, der alle unsauberen Arbeiten im Lager zu verrichten hatte. Der achtjährige Sohn des Kochs, ein aufgeweckter, kleiner Bursche, begleitete die Truppe als unbesoldetes Mitglied. Selten habe ich ein miserableres Dienerkleeblatt kennen gelernt, als das vorstehend aufgeführte. Der Koch hatte, trotz seiner langjährigen Erfahrung als Kasserollenheld und trotz eines gewaltigen Bündels herrlichster Zeugnisse, nicht den blassesten kulinarischen Kunstschimmer, er war kaum fähig, eine Tasse Tee zu bereiten oder Eier mit heiler Schale auf den Tisch zu bringen, röstete die Hühner

mitsamt den Federn, und als ich ihm erklärte, er habe dieselben zu rupfen, bevor sie in die Pfanne wanderten, rupfte er sie bei lebendigem Leibe. Was im Laufe eines einzigen Monats mein armer Spazierstock auf dem Buckel dieses Koches hat aushalten müssen, das eingehend zu schildern, sträubt sich meine Feder.

Der Christenknabe war ein Kretin ersten Ranges, der Wasserträger, dem Wasser durchaus abhold, betrank sich täglich wie ein Irländer, so daß ich ihn als unverbesserlichen Säufer nach kurzer Zeit entlassen mußte, und der gut aussehende Hindu niederster Kaste schlief, wenn er nicht zu marschieren hatte, Tag und Nacht wie ein Murmeltier. Das einzig brauchbare Mitglied der Expedition war Nuhbi Bux, der achtjährige Sohn des zahnlosen Kochs, ein prächtiges, schneidiges, kleines Kerlchen, zwar frech wie Oskar, aber belustigend wie ein junger Teckel. Der kleine Schelm legte überall Hand an, leistete mehr als mein gesamtes übriges Gefolge, und hatte ein hervorragendes Talent, Hühner und Eier zu enorm billigen Preisen einzukaufen.

Auf guter Lehmchaussee führte mein Weg für den ersten Marschtag beständig durch dichten Hochwald, in dem zahllose Herden von Nilgais (Portax Tragocamelus) angetroffen wurden. Am folgenden Tage wich der Wald offenem Gelände mit ziemlich dürftigem Boden, der aber, wo bewässert, guten Weizen und sogar Zuckerrohr produzierte. Für letzteres wurden die Felder gerade durch etwa zehn Zoll tiefes Rajolen von den Ackerpächtern vorbereitet. So immer wir ein Feld mit reifem Zuckerrohr passierten, stibitzten meine Diener, und tagelang sah ich sie nicht anders als lutschend an gemausten Rohrstangen des Weges ziehen. Da sie sich nur in den seltensten

Fällen die Hände wuschen, waren in kurzer Zeit alle meine Gebrauchsgegenstände mit klebriger Zuckersubstanz behaftet, so daß ich mich genötigt sah, einen Ukas gegen die Rohrlutscherei zu erlassen, wie begreiflich, mit recht geringem Erfolge. Am dritten Tage gelangte ich bei Sabaha an die erste Indigopflanzung, deren Besitzer mich einlud, sein Gast zu sein, und mich nach einem flotten Ritt über seine frisch bearbeiteten Felder zu der Ruine eines alten Buddhatempels führte, in dessen Nähe sich in einem erst vor wenigen Jahren von einem Engländer entdeckten und kürzlich renovierten Gewölbe das Grab Gautamas, der im Jahre 477 v. Chr. gestorben ist, befinden soll. Bekanntlich sind sich die Gelehrten nicht einig darüber, ob Buddha (d. h. Gautama) auf Ceylon oder hier seinen letzten Atemzug getan hat, und es ist daher mehr als zweifelhaft, ob in dem von mir besuchten Gewölbe tatsächlich die Gebeine dieses edlen Helden und Menschenfreundes ruhen. Das Bildnis Buddhas aber ist es zweifellos, und die 18 Fuß lange, aus Kalkstein gemeißelte Figur, welche auf sarkophagartigem Unterbau ruhend einen schlafenden Jüngling, das Haupt auf einen Arm gestützt, darstellt, trägt die Gesichtszüge Gautamas, wie wir sie überall an den Bildnissen desselben in den Tempeln der Buddhisten finden.

In Sabaha lernte ich den Besitzer einer der größten Indigofaktoreien des Landes, Mr. Mackinnon, kennen, und da mein Weg mich ohnehin an Babnauli, so heißt die Besitzung, vorbeiführte, nahm ich eine Einladung Mr. Mackinnons, mir seine Faktorei anzusehen, mit bestem Dank an und saß tags darauf bereits am Frühstückstisch meines neuen Gastfreundes. Ich habe später im Laufe meiner Reise noch oft Gelegenheit gehabt, die bei-

spiellos dastehende Gastlichkeit der Indigopflanzer zu genießen und verdanke letzteren manche genußreiche Stunde. Wer indische Gastfreundschaft in ihrem ganzen Umfange, in ihrer unbegrenzten Großartigkeit kennen lernen will, dem empfehle ich den Besuch irgend einer Indigofaktorei, gleichviel wo im Lande; er darf versichert sein, ausnahmslos ein herzlich willkommener Gast zu sein, überall liebenswürdige Menschen, vorzügliche Pferde und eine reichbesetzte Tafel zu finden. Die Faktorei Babnauli umfaßt im ganzen 8000 Acres, teils festen Besitzes, teils gepachteten Landes. Der beste Boden für Indigo ist ein durchlässiger, milder Lehmboden, der die Eigentümlichkeit besitzt, aufgesogene Feuchtigkeit lange festzuhalten. Wenn irgend möglich, vermeidet man hier künstliche Bewässerungen, da der lockere Boden infolge derselben zusammensackt, minder porös wird, deshalb die Feuchtigkeit weniger lange auszuhalten vermag und stets erneutes Bewässern erfordert. Nirgendwo in Europa habe ich Felder zur Aufnahme der Saat so wunderbar vorbereitet gesehen wie die der Indigofaktoreien, aber auch kaum irgendwo anders kann der Landwirt große Ackerflächen derartig gleich Gartenbeeten behandeln, wie es hier in dem Lande minimaler Arbeitslöhne und des Überflusses an Arbeitskräften geschehen kann. Nachdem der Boden mehrfach gepflügt oder mit Hacken bearbeitet worden ist, werden alle größeren Erdklumpen mit Hämmern oder Stöcken zerschlagen. Darauf werden selbst die kleinen, etwa hühnereigroßen Erdklöße zerkleinert, eine Arbeit, die meist von Kindern verrichtet wird, die in langen Reihen, oft zu mehreren Hunderten, unter Aufsicht einiger erwachsener Kulis, auf den Knien rutschend, nach dem Takte monotoner Lieder mit zolldicken, zwei Fuß langen Stöcken den Boden

schlagen und dabei gleichzeitig Unkraut aus dem Acker entfernen. Erwachsene Arbeiter erhalten hier etwa 17 Pf., Kinder 5 Pf. Tagelohn, Aufseher in der Fabrik sowie Hausdiener monatlich 10 Mark, Pferdeknechte 4,50 bis 6 Mark, wofür sie sich selbst zu beköstigen und sauber zu kleiden haben.

Die Indigopflanze (Indigo tinctoria), eine Leguminose, wird im März gesäet und erreicht bei günstiger Witterung sehr bald eine Höhe von fünf Fuß und mehr. Vom Juli bis November wird die Pflanze geschnitten, sofort nach dem Schneiden in große Zementbottiche gebracht, festgetreten und für etwa zwölf Stunden unter Wasser gesetzt. Die dann abgelassene Flüssigkeit ist von grüner Farbe, die sich aber infolge stundenlangen Schlagens mit großen Schaufelrädern durch eine Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft in intensives Blau verwandelt, welches, nachdem das Schlagen eingestellt ist, langsam zu Boden sinkt. Dieses Blau ist der Indigo. Nachdem man das geklärte Wasser hat ablaufen lassen, wird der breiartige Farbschlamm in einen Kochapparat gepumpt, dort eingekocht, dann in große Baumwolltücher gebracht, um das letzte Wasser abtropfen zu lassen und endlich in kleine Würfel gepreßt, in Kisten verpackt und nach Kalkutta oder London auf den Markt geschickt. Die Preise für Indigo schwanken je nach der Güte der Farbe, und dieselbe Faktorei erhält für das Erzeugnis des einen Tages beispielsweise vier Mark per Pfund, während das des folgenden vielleicht nur mit zwei Mark bezahlt wird. Temperatur der Luft und Beschaffenheit des Wassers sind bei der Indigogewinnung von großem Einfluß.

In Babnauli erzeugt die Faktorei von Juli bis

November durchschnittlich täglich 3200 Pfund Indigo. Die Unkosten einer solchen Faktorei sind trotz der niedrigen Arbeitslöhne sehr bedeutend: so kostet zum Beispiel die frische Saat, die, um den Boden nicht zu sehr auszusaugen, von den Faktoreien nicht selbst gebaut, sondern meist aus der Umgegend von Delhi bezogen wird, für Babnauli allein jährlich gegen 36 000 Mark. Die Fabrikationsrückstände, d. h. die ausgelaugten Indigopflanzen, läßt man als Dünger auf den Acker fahren, und so gedüngte Felder werden scheinbar nie indigomüde; denn Pflanzer versicherten mir, seit mehr als 30 Jahren auf demselben Stück Land Jahr für Jahr Indigo gebaut zu haben, ohne Anwendung anderen Düngers, ohne auch nur im geringsten eine Erschöpfung des Bodens wahrzunehmen. Wo der Dünger nicht ausreicht, wird Indigo abwechselnd mit Hafer und Senf gebaut. Als Zugvieh werden ausschließlich Buckelochsen verwendet, die mit Gras, Haferstroh und Zuckerrohr gefüttert werden.

Als gegen Abend ein Aufseher berichtete, daß sich in einem der Zuckerrohrfelder eine Herde Nilgais aufhalte, wurde für den nächsten Morgen ein Treibjagen beschlossen. Mit gegen 600 Kindern wurde das Rohr durchtrieben, aber der größere Teil der Herde brach durch die Treiberkette und nur auf drei Nilgais kamen wir zum Schuß. Ich erlegte einen starken Bullen und Mr. Mackinnon eine Kuh. Damit war die Jagd beendet, und nachdem den 600 kleinen Treibern ebensoviele gemauste Zuckerrohrstangen abgenommen waren, wurde die Rückfahrt angetreten. Vor dem Bungalow erwarteten uns mehrere Entenfänger mit über 400 gefangenen Wildenten, die mit zehn Pfennig das Stück angekauft und sofort in das auf keiner Indigopflanzung fehlende Entenmast-

häuschen gesperrt wurden, um dort mit Reis gefüttert und später nach Bedarf geschlachtet zu werden.

Der Wildentenfang wird meistens mit Netzen betrieben, doch erfreut sich auch eine andere Fangmethode bei den Eingeborenen großer Beliebtheit. Dieselbe ist so originell, daß ich es nicht unterlassen will, sie kurz zu schildern. Der betreffende Jäger stülpt sich einen mit Gucklöchern versehenen großen irdenen Topf oder einen ausgehöhlten Kürbis über den Kopf, gürtet sich eine mit Blei beschwerte Tasche um die Hüften und läßt sich langsam zwischen eine Entenschar treiben. Diesen ist ein treibender Topf oder Kürbis keine ungewöhnliche Erscheinung, und da ihnen der Jäger selbst unsichtbar bleibt, lassen sie denselben arglos in ihre unmittelbare Nähe gelangen. Letzterer packt nun eine Ente nach der andern bei den Füßen und läßt sie, bevor sie Zeit haben, einen Laut von sich zu geben, unter Wasser verschwinden, dreht ihnen den Hals um und steckt sie in seine Jagdtasche. Ich entsinne mich, vor Jahren in den „Fliegenden Blättern“ eine Oberländersche Zeichnung, diese Fangmethode darstellend, gesehen zu haben. Damals hielt ich die Sache für einen sehr hübschen Scherz, bis ich hierzulande Gelegenheit fand, mich von ihrem für die Enten wenigstens so bitteren Ernst zu überzeugen.

Dreißig Kilometer hatte ich bis nach Bettiah, der Residenz eines Maharadja, zurückzulegen. Die Kamele sandte ich mit anbrechendem Morgen voraus und folgte mit meinem Schecken einige Stunden später, in der Erwartung, bei meiner Ankunft in Bettiah das Lager bereits fertig zu finden. Ich war daher wenig erbaut, als ich nach etwa einer Stunde an den Gandak, den ich per Fähre zu überschreiten hatte, gelangte und hier eines

meiner Kamele bis an den Bauch im Uferschlamm versunken fand. Über hundert Menschen waren seit mehreren Stunden bemüht, mit Stricken, Stangen und Brettern das Schiff der Wüste wieder flott zu machen, aber alle Arbeit war vergeblich gewesen, tiefer und tiefer war es in den Schlamm versunken, und jede Hoffnung auf eine Rettung des Tieres war ausgeschlossen. Ich sah mich schon nach einem Ochsengespann zur Weiterbeförderung meiner Lasten um, als ein Bote mir die Meldung überbrachte, zwei Kamele des Maharadja von Bettiah ständen schon seit mehreren Tagen am anderen Ufer für mich bereit. So konnte ich auf die Dienste meiner bisherigen Lasttiere verzichten, fuhr mit Sack und Pack über den Gandak und sandte von dort vier Zugochsen zurück, um einen letzten Versuch zu machen, das versunkene Tier zu retten. Zu meiner großen Freude gelang das Unternehmen, und nach Erledigung der Bakshishangelegenheit konnte ich nach im ganzen dreistündigem Zeitverlust meinen Marsch fortsetzen.

In Bettiah, einem hübschen Landstädtchen mit ausgedehnten Palastbauten seines Fürsten, der zu den reichsten Indiens gehört, wurde ich von dem Bevollmächtigten des zurzeit in Kalkutta weilenden Maharadja empfangen und mir von diesem die Mitteilung gemacht, daß sein Gebieter Befehl gegeben habe, mir Elefanten und Kamele bis an den Fuß der Berge Nepals zur Verfügung zu stellen. Damit war ich der Sorge um die Weiterschaffung meiner Lasten für längere Zeit überhoben und konnte den ganzen Abend auf die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt verwenden, anstatt meine Zeit mit Anwerbung von Ochsenkarren, Kulis oder Kamelen zu vertrödeln. In Bettiah befindet sich eine von öster-

reichischen Kapuzinermönchen geleitete Mission, und als guter Christ unterließ ich es nicht, dieser Anstalt einen Besuch zu machen. Drei Schwestern und drei Brüder betreiben hier unter Leitung des Paters Helarion das das Christianisierungswerk, doch fand ich von allen diesen nur einen Bruder im Kloster anwesend. Derselbe hatte, als ich mich bei ihm melden ließ, abgelehnt, mich zu empfangen, mit der Motivierung, weder englisch noch Hindustani zu verstehen: denn die Möglichkeit, daß auch einmal ein Deutscher sich nach Bettiah verirren könnte, schien er für gänzlich ausgeschlossen zu halten. Nachdem ich ihm jedoch durch einen Missionszögling hatte zurückmelden lassen, wes Landes Kind ich sei, eilte er mit fliegender Kutte herbei und hätte als echter Tiroler, der er war, vor lauter Freude die geheiligten Klosterräume beinahe durch einen kräftigen Jauchzer entweiht. Er erzählte mir, daß bis vor kurzer Zeit italienische Brüder die Mission geleitet hätten und er nebst den übrigen Brüdern und Schwestern, die sämtlich aus Tirol stammten, erst vor wenigen Wochen zur Ablösung herausgesandt worden sei. Die Mission selbst sei eine der ältesten Indiens und schon im Jahre 1704 in Nepal tätig gewesen, von dort aber 1747 mit ihren sämtlichen Zöglingen vertrieben worden und habe dann Aufnahme in Bettiah gefunden. Im ganzen seien etwa 1500 Christen das Ergebnis des hundertundsiebenundsechzigjährigen Wirkens der Mission.

Gegen Abend besuchte mich Pater Helarion, ein feingebildeter Mann, der leider häufig vom Fieber heimgesucht wird und bereits viel von der Frische, welche im allgemeinen die Bewohner Tirols auszuzeichnen pflegt, eingebüßt hatte. Als er erfuhr, daß ich auf dem Wege nach Nepal sei, erbot er sich, mich in dem Gewande eines

Dieners zu begleiten, um so Gelegenheit zu finden, zum König von Nepal zu gelangen und dessen Ohr für eine Missionsniederlassung in Khatmandu zu gewinnen. Zu meinem Bedauern mußte ich dieses Anerbieten ablehnen, denn da es der britischen Regierung nicht geringe Schwierigkeiten gekostet hatte, für mich die Erlaubnis zu erwirken, Khatmandu besuchen zu dürfen, erschien mir die Möglichkeit, einen Europäer einzuschmuggeln, völlig ausgeschlossen, dagegen versprach ich Pater Helarion, für ihn das Terrain zu rekognoszieren und ihm später zu berichten, ob irgend welche Aussicht vorhanden sei, für seine Sache wieder Fuß in Nepal zu fassen.

Von den mir zur Verfügung gestellten Transporttieren wählte ich einen Elefanten als Reittier für mich sowie drei Kamele für meine Lasten und erreichte am folgenden Tage nach sechsstündigem Marsche auf guter, an beiden Seiten von herrlichen Mangobäumen eingefaßter Straße Segowlie, eine kleine, unscheinbare Ortschaft mit Eisenbahnstation und ehemals Garnison eines Eingeborenenregiments. Für den britischen Residenten in Nepal ist einer der früheren Offiziersbungalows als Absteigequartier eingerichtet, die übrigen europäischen Häuser sind dagegen vollkommen verödet und sehen ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Nach einem der Beantwortung von Briefen gewidmeten Rasttage ging es wieder direkt nordwärts in der Richtung auf Khatmandu der nepalesischen Grenze entgegen, die nur etwa 40 Kilometer von Segowlie entfernt ist.

Nepal.

Unter den heute noch unabhängigen Staaten Asiens zieht keines den Forschungs- und Jagdreisenden mit solcher Macht an, wie das im äußersten Norden des indischen Kaiserreiches zwischen den himmelanstrebenden Bergriesen des Himalaya gelegene Königreich Nepal; den Forschungsreisenden, weil das Land mit Ausnahme der Khatmandu-Ebene bisher für den Europäer ein Buch mit sieben Siegeln ist, den Jäger, weil die Jagdgründe des Nepal Terais, d. h. der Südabhänge des Landes in Asien nicht ihresgleichen haben. Nepal ist, wenn man von einigen kleinen, fast noch unbekannten Fürstentümern in Bhotan, einem Lande am rechten Ufer des Brahmaputra absieht, der einzig wirklich unabhängige Staat Indiens. Die britische Regierung unterhält in Khatmandu, der Hauptstadt des Landes, zwar einen Residenten, derselbe hat sich jedoch jeglicher Einmischung in Regierungsangelegenheiten zu enthalten und darf sich unter keinen Umständen über die ihm von den Nepalesen gezogenen, sehr engen Grenzen im Khatmandutale hinaus begeben. Zu seinem persönlichen Schutze ist ihm von

seiner Regierung eine Kompagnie eingeborener Truppen aus dem Punjab beigegeben. Im Norden von Tibet, im Osten von Sikkim und im Westen wie Süden von verschiedenen indischen Provinzen begrenzt, liegt Nepal zwischen dem 80sten und 88sten Grade östlicher Länge und dem 26sten bis 30sten Grade nördlicher Breite. Bei einer Länge von gegen 800 und einer durchschnittlichen Breite von ca. 200 Kilometern umfaßt Nepal praeter propter ein Gebiet von 160 000 Quadratkilometern, ist also ungefähr doppelt so groß wie das Königreich Bayern.

Unter der Bevölkerung des Landes, die auf vier Millionen Seelen geschätzt wird, begegnen wir den verschiedensten Volsstämmen und Mischrassen. In der niederen Zone, den mit fast undurchdringlichen Forsten bedeckten Terai, lebt in der Hauptsache ein erbärmliches Volk niedrigstkastiger Hindus, die Awalias, wahrscheinlich die degenerierten Nachkommen von Bewohnern der angrenzenden indischen Ebene. Sie führen ein jammervolles Dasein, bauen hie und da ein wenig Reis und nähren sich im übrigen von Fischen und den Kadavern gefallenen Viehs. Als Industrie betreiben sie lediglich Töpferei. Übrigens sind sie die einzigen Bewohner Nepals, die dem Teraifieber widerstehen können, und werden daher vielfach in den Forsten als Arbeiter, wie namentlich auch als Elefantenwärter und beim Fange wilder Elefanten verwendet. In der mittleren Zone, etwa zwischen 4000 bis 10 000′, finden wir im Westen die Magars und Gurungs, in der Mitte des Landes die Newars und Murmis, im Osten die Kirantis und Limbus, während in der höchsten Zone über 10 000′ die den Tibetanern in äußerer Erscheinung wie in Sprache, Sitten und Ge-

bräuchen ähnlichen Bhutias als Nomaden hausen. Diese sämtlichen Stämme sind, mit Ausnahme der Awalias und einiger Urstämme der mittleren Zone, der Chepangs und Kusundas, unzweifelhaft mongolischen Ursprungs, doch finden wir neben ihnen auch zahlreiche Mischlinge von aus der indischen Ebene in kriegerischen Zeitläufen geflohenen Hindus verschiedenster Rassen und den vorerwähnten Stämmen. Der Hauptstamm dieser als Parbatis bezeichneten Mischlinge, die sogenannten Khas, aus deren Mitte auch die jetzige Königsfamilie hervorgegangen ist, bilden zusammen mit den Gurungs und Magars die heute herrschende Klasse. Nach der Stadt, von der aus sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ihre glücklichen Eroberungszüge gegen die damals über den größten Teil des Landes regierenden Newarfürsten unternahmen, nennen sie sich Gurkas. Ihres Glaubens sind sie Brahminen. Auffallend ist, daß sich bei vielen von ihnen, trotz langjähriger Kreuzung mit mongolischem Blut, die arischen Züge nahezu rein erhalten haben.

Die Bewohner Nepals bekannten sich, bevor die neuen Eroberer ins Land kamen, fast ausschließlich zum Buddhismus, der im Laufe des fünften Jahrhunderts vor Chr. Geb. eingeführt worden sein soll. Heute ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung, namentlich auch der Newars zum Hindutum übergetreten, und wo der Buddhismus noch existiert, ist er in einer Weise korrumpiert, daß er als solcher kaum noch zu bezeichnen ist, denn abgesehen davon, daß in fast allen buddhistischen Tempeln auch verschiedenen brahminischen Gottheiten gehuldigt wird, hat man, im vollsten Gegensatz zu den Lehren Gautamas, überall im Lande das Kastenwesen eingeführt.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier eingehend mit der Geschichte Nepals befassen, erwähnt sei nur, daß vor Eroberung des Landes durch die Gurkas letzteres in verschiedene kleine Fürstentümer geteilt war, und daß allein das kaum 600 Quadratkilometer große Khatmandutal in die Fürstentümer Khatmandu, Batgaon, Patan und Kirtipur zerfiel. Im Jahre 1792 brachen Feindseligkeiten zwischen den Nepalesen und Chinesen aus, worauf erstere die Hilfe der Engländer anriefen, die infolgedessen eine Gesandtschaft unter dem Oberst Kirkpatrik nach Khatmandu sandten, welche daselbst aber erst eintraf, als die Nepalesen sich mit ihren Feinden bereits wieder geeinigt hatten. Es war das erstemal, daß ein englischer Beamter das Land betrat. Wenige Jahre später, 1804, kam es zu einem Kriege zwischen Nepal und den Engländern, der bei wechselndem Glücke volle zwei Jahre dauerte und mit einem Siege der Briten sowie Abtretung der nepalesischen Provinz Kumaon und eines beträchtlichen Teiles des Terais an die Sieger endete. Gleichzeitig wurde den Engländern das Recht zugestanden, fortan einen Residenten in Khatmandu zu halten. Bis zum Jahre 1856 lebte Nepal dann mit seinen verschiedenen Nachbarn in Frieden und Eintracht, aber in Khatmandu fehlte es nicht an Palastrevolutionen und Kämpfen zwischen den verschiedenen Regierungsparteien. Niemand gelangte zu Macht und Einfluß, ohne zuvor bis an die Enkel in Blut zu waten, und König wie Minister waren, so sehr sie sich auch immer bemühten, mit ihren Feinden tabula rasa zu machen, keinen Augenblick sicher, ob sie in der nächsten Minute noch den Kopf auf den Schultern tragen würden. Der erste und einzige nepalesische Premierminister, der bisher eines natürlichen

Todes starb, ist Jung Bahadur, der unter der Regierung des Königs Martabar Singh, nachdem er Dutzende seiner Widersacher hatte ermorden lassen, sich zum de facto Herrscher Nepals aufschwang und trotz aller Morde, mit denen er sein Gewissen beschwerte, als einer der größten Wohltäter des Landes gepriesen wird. Er starb im Jahre 1877, nachdem er im Anfange der fünfziger Jahre England besucht und wenige Jahre später 1857 während des großen Aufstandes der Eingeborenen gegen die Engländer letzteren mit seinen Truppen hervorragende Dienste geleistet hatte. In den Jahren 1855—56 führten die Nepalesen unter Jung Bahadur Krieg mit den Tibetanern, in dem die letzteren den kürzeren zogen und sich im Friedensschluß zu einem jährlich nach Khatmandu zu zahlenden Tribut in Höhe von 10 000 Rupien, zur Aufhebung der Zölle auf alle aus Nepal importierten Waren und zur Zulassung eines nepalesischen Gesandten in Lhassa, der Hauptstadt Tibets und Sitz des Dalai-Lamas, verpflichteten.

Die Beziehungen der nepalesischen Regierung zu derjenigen Britisch-Indiens sind heute zweifellos freundschaftlicher Natur, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß die Engländer den Mangel jeglichen Einflusses auf die Verwaltung Nepals schmerzlich empfinden. Die Nepalesen aber tun durchaus recht daran, wenn sie ihr Land den Europäern und in erster Linie den Engländern, so weit es in ihrer Macht liegt, verschließen, haben sie doch an ihren Nachbarstaaten Kaschmir und Sikkim gesehen, wie der Sohn Albions, wo er einmal Einlaß erhalten hat, nicht nur festen Fuß faßt, sondern diesen Fuß auch den Leuten, die ihn als Gast empfangen haben, auf den Nacken setzt. Begreiflicherweise lag mir be-

sonders viel daran, nachdem ich bereits einen großen Teil der Himalayastaaten durchzogen hatte, gerade dasjenige Land kennen zu lernen, zu dem der Zutritt am schwierigsten zu erlangen ist; aber mit wem ich auch im Verlaufe meiner Reise in Verhandlung getreten war, jedermann erklärte, mir einen Paß für Nepal nicht verschaffen zu können. Da wandte ich mich in Simla an den Vizekönig Lord Lansdowne, der mir schon so manche Liebenswürdigkeit erwiesen hatte, und erhielt nach wenigen Wochen die Antwort, daß der Maharadja von Nepal sich breit erklärt habe, mich in Khatmandu zu empfangen.

Mit dieser Erklärung in der Tasche erreichte ich mit zwei Lastkamelen und meinem Pony die letzte auf dem Wege nach Nepal im Behar-Distrikt gelegene ehemalige Indigo-Faktorei Hurdea, deren Verwalter Mr. Halloway, den ich gerade beim Frühstück überrumpelte, mich in herzlichster Weise willkommen hieß und mich bat, für einige Tage sein Gast zu sein. So gern ich dieser Bitte unter anderen Umständen nachgekommen wäre, so drängte es mich doch, möglichst ohne Zeitverlust nach Nepal zu gelangen, und als im Laufe des Nachmittags als Antwort auf eine meinerseits an die britische Residentur in Khatmandu gerichtete Anfrage, die Nachricht eintraf, daß die nepalesischen Grenzposten Befehl erhalten hätten, mich passieren zu lassen, entschloß ich mich, am folgenden Morgen in aller Frühe weiter zu marschieren. Später erfuhr ich, daß der Maharadja noch im letzten Augenblick Bedenken gegen meinen Besuch geäußert hatte und nahe daran gewesen war, die mir gegebene Erlaubnis, sein Land zu betreten, zu widerrufen, da man fürchtete, ich könne ein russischer Spion sein, der

eine Marschroute für die russischen Truppen durch Tibet und Nepal nach Indien ausfindig machen wolle. Es hatte erst einer ausdrücklichen Versicherung des in Abwesenheit des Residenten mit den Geschäften betrauten Residenturarztes Dr. Shore bedurft, den ängstlichen Nepalesen klar zu machen, daß ein vom Vizekönig persönlich empfohlener deutscher Offizier wahrscheinlich alles andere eher als ein russischer Spion sei. Hurdea ist eine der wenigen Indigopflanzungen Behars, welche die für sie aufgewandte Arbeit nicht gelohnt haben, so daß man seit der letzten Ernte überhaupt den Anbau des Indigo eingestellt hatte und nun die extensivste Wirtschaft oder, besser gesagt, die intensivste Raubwirtschaft trieb, die mir vorgekommen ist. Der größte Teil des Landes war verpachtet, und zwar derart, daß der Pächter das gesamte Stroh und die Hälfte des Getreides seiner Ernte an den Verpächter abzuliefern hatte, der seinerseits Stroh sowohl wie Getreide versilberte und obendrein noch den wenigen von seinen Rindern und Pferden produzierten Dünger verbrennen ließ. Ich nahm mir damals vor, meinem liebenswürdigen Wirte ein Exemplar von Liebigs Agrikulturchemie zu dedizieren, habe diesen guten Vorsatz aber bisher, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, nicht zur Ausführung gebracht.

Als wir in der Frühe des nächsten Morgens, begleitet von Mr. Halloway, auf der Landstraße dahinzogen, sah ich auf den Feldern mehrere, zu mindestens sieben Achteln nackte, kohlrabenschwarze Ackerbauer an langen Stricken hängende irdene Töpfe, denen ein weißlicher Rauch entstieg, hin- und herschwingen. Auf meine Frage, was diese Räucherei zu bedeuten habe, wurde ich dahin belehrt, sie habe den Zweck, böse Geister von

überall trifft man sie, von einem Ende des indischen Reiches bis zum anderen, in Bombay, Kalkutta und Mandalay, bis hinauf an die burmesisch-chinesische Grenze. Mit einem Sack gedörrter Pfirsiche oder Aprikosen auf dem Rücken verlassen sie ihr Vaterland und ziehen planlos in die Welt hinaus. Man sagt, sie seien, nachdem sie ihren Bestand an getrocknetem Obste erschöpft hätten, nicht allzu wählerisch in bezug auf Mittel und Wege, ihre Bedürfnisse zu decken, und namentlich sollen sie im Durchschneiden von Menschenkehlen eine hervorragende Virtuosität entwickeln, so daß sich in der Regel die ihren Hals über alles liebenden



Kukri.

Bewohner der indischen Ebene hüten, es mit einem Afghanen zu verderben. Als Soldaten sieht man sie hier und da in den eingeborenen Regimentern. Sie werden ihrer Nüchternheit und Disziplin wegen gelobt, aber auch hier traut man ihnen nicht über den Weg und hütet sich, ihnen Gelegenheit zu geben, ihrer Rachsucht die Zügel schießen zu lassen. Sie bekennen sich durchweg zum Islam und sind die stattlichsten Vertreter der arischen Rasse, die ich gesehen habe. Man trifft unter ihnen häufig Erscheinungen, die vom Fleck weg als Passionsspieler ins Oberammergau ziehen könnten. Als Lagernachbarn waren sie mir dagegen stets hochgradig unsympathisch.

Nachmittags erreichten wir Sembrassa, eine am

Waldessaum gelegene Ansiedelung mit elenden Laubhütten und zigeunerhaft lebenden Nawaris. Mehrere derselben waren damit beschäftigt, einen jungen Wasserbüffel, dem man mit dem Kukri, dem berüchtigten Gurkamesser, den Kopf vom Rumpfe getrennt hatte, zu zerlegen. Den Mitgliedern selbst der niederen Kasten in Nepal gilt zwar, wie allen Hindus, das Rind als geheiligtes Tier, mit dem Wasserbüffel macht man hingegen eine Ausnahme, auch wird der Büffel vielfach in den Tempeln den Göttern als Opfer dargebracht. Ohne dem Rinderfilet seine großen Vorzüge absprechen zu wollen, nehme ich faute de mieux auch mit dem Filet des Wasserbüffels fürlieb und war daher recht froh, als es meinem Koch gelang, ein solches für den Preis einiger Silberlinge für mich zu erwerben. Wir schlugen unser Lager möglichst weit von dem übel duftenden Dorfe auf, empfingen die Besuche freundlicher Leute, von denen ich mir allerhand über Nepal erzählen ließ, während mein treuer Scheckenpony „Radja“ in Ermangelung von Gras die ihm von seinem Saïs mit Hilfe eines Spatels aus dem Boden losgelösten Graswurzeln verzehrte und die Kamele sich an einem großen Haufen frischen Laubes gütlich taten.

Ein zweiter Marsch auf breiter, aber sandiger, unausgesetzt durch dichten Laubwald führender Straße, auf der uns wieder lange Züge von Ochsenkarren sowie eine große Anzahl Kulis begegneten, die entweder enorme Ballen roher Baumwolle und indischer Baumwollstoffe oder Kisten mit amerikanischem Petroleum und schwedischen Streichhölzern auf dem Rücken trugen, brachte uns nach Bichiakoh. Die Nepalesen sind, gleich den Kaschmiris, ausgezeichnete Lastträger und schleppen nicht selten Gewichte von 150 Pfund und darüber über die höchsten

Pässe. Ausnahmsweise sah ich auch Kulis ihre Lasten an den zwei Enden einer über die Schulter gelegten Stange tragen. Einmal begegnete ich einem alten Herrn, der seine beiden Enkelchen, je eines in einem Körbchen sitzend, auf diese Weise nach Hause trug, ein Bild, wie es anziehender nicht gedacht werden kann. In Bichiakoh, einem ärmlichen, an breitem Flußbett gelegenen Dorfe, fand ich das große, zweistöckige Rasthaus, eine sogenannte „Pauah“, auf Befehl des Maharadjas für mich bereitgestellt, doch zog ich es, teils weil es noch früh am Tage war, teils wegen Mangels an der erwünschten Sauberkeit dieses königlichen Rasthauses, sehr zum Verdruß meiner Diener und Kameltreiber vor, nach kurzem Aufenthalt weiterzuziehen und später auf einer kleinen grasbedeckten, baumbestandenen Bodenerhöhung in dem weiten steinigen Flußbette Lager zu beziehen. Wir waren hier mitten in der Wildnis, abseits von allen menschlichen Wohnungen. Ringsum an den hohen Ufern des Flusses dehnten sich prächtige Laubwaldungen mit den als Bauholz hochgeschätzten Salbäumen aus, und als die Nacht hereinbrach, wurden wir bald gewahr, daß einige Tiger mit knurrenden Magen unser Lager umkreisten. Wir banden die Kamele und Radja daher mitten im Lager an, und nachdem rundum große Holzfeuer entfacht waren, legten wir uns beruhigt schlafen.

Hinter Bichiakoh hört für einige Meilen die Landstraße auf. An ihre Stelle tritt während der trockenen Jahreszeit, d. h. vom November bis März, das Flußbett, dessen mit Geröll bedeckter Boden zwar nichts weniger als eben ist, aber doch Menschen, Lasttieren und selbst Fuhrwerken keine unüberwindlichen Hindernisse bietet. In der Regenzeit stockt der Verkehr vollkommen. Zwischen

vier bis fünfhundert Fuß hohen, teils mit Laubholz bedeckten Bergen, teils schroffen, hier und da mit Kiefern geschmückten Sandsteinklippen stolperten wir mehrere Stunden durch eine malerische, in einzelnen Partien lebhaft an die sächsische Schweiz erinnernde Landschaft, bis wir bei Chirjaghati wieder die Straße erreichten. Hier hatten sich in einem Engpaß zwei sich begegnende Ochsenkarrenzüge solcherweise festgefahren, daß ich mich nur mit vieler Mühe und dank größtem Entgegenkommen der Treiber mit meinem Pony durch das Gewirr von Fuhrwerken hindurchwinden konnte, während die Kamele vorläufig zurückbleiben mußten. Gegen Mittag zog ich in Hetounda ein, und da ich mein Frühstück in der Satteltasche mitgenommen hatte, konnte ich in aller Behaglichkeit auf der Veranda des für mich geöffneten Rasthauses die erst nach mehreren Stunden erfolgende Ankunft der Lasttiere abwarten. Die größeren nepalesischen Häuser sind meist zwei- bis dreistöckig, stehen auf quadratischer Grundfläche und haben in der Mitte einen geräumigen, von Veranden umgebenen Hofraum. Auch an der Vorderfront des Hauses befindet sich in der Regel im unteren Stockwerk eine große Veranda. Die Häuser sind aus roten Ziegelsteinen erbaut und die weit ausladenden Dächer entweder mit Stroh, Schindeln oder Ziegeln eingedeckt. An den Veranden, Balkonen, Fenstern und Türen sieht man vielfach außerordentlich wirkungsvolle Holzbildhauerarbeiten und Schnitzereien. Hier und da sind die Motive dieser Kunstwerke allerdings in einer Weise schlüpfrig, daß einem keuschen Joseph die Augen übergehen könnten.

Die einzelnen Stockwerke sind durch Leitern, seltener durch Treppen miteinander verbunden, die Fußböden aus

Stein oder Lehm hergestellt, die Wände weißgekalkt. Fensterscheiben aus Glas gelten bisher in Nepal als ein Luxus, den sich nur die Reichsten des Landes gestatten, die Fensteröffnungen sind mit durchbrochenem Schnitzwerk z. B. in Form eines radschlagenden Pfaues zur Brechung der Sonnenstrahlen versehen und werden gegen die Kälte von innen mit Holzluken verschlossen. Ein so hoher Wert durchweg auf die äußere Erscheinung des Hauses gelegt wird, so armselig und unbehaglich pflegt es im Innern zu sein. Die Räume sind niedrig, verräuchert, dunkel und schmutzig. Der mittlere Hof, in dessen umlaufender Veranda der Regel nach die Dienerschaft haust, und in der gleichzeitig Pferde, Kühe, Ziegen und sonstige Haustiere untergebracht sind, dient nebenher als Düngerstätte und Spielplatz für die Kinder, an denen, namentlich wenn solch ein Gebäude, wie es häufig vorkommt, von über einem Dutzend verschiedener, der gleichen Kaste und demselben Beruf angehörender Familien bewohnt wird, ein wahrer embarras de richesse herrscht. In den meisten Rasthäusern sind Möbel irgend welcher Art nicht vorhanden, dagegen kann man sich über einen Mangel an Ungeziefer niemals beklagen.

Hetounda ist während der kalten und trockenen Jahreszeit ein recht lebhaftes Örtchen, da es für die Karawanen einen der Rastplätze nach Khatmandu bildet. Vorübergehend ist hier dann ein nepalesischer Offizier mit einigen Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung stationiert. Sobald die Regenzeit einsetzt, verödet der Ort dagegen gänzlich, da die todbringenden Teraifieber Händler wie Soldaten wieder in die Berge treiben. Bei meiner Ankunft herrschte ein ganz besonderes Treiben, da eine große Anzahl Kulis und einige dreißig Elefanten kurz

zuvor eingetroffen waren und für den nächsten Morgen verschiedene hohe Würdenträger erwartet wurden, um einige Tagereisen weiter östlich Vorbereitungen für eine große Tigerjagd zu treffen, zu der Seine Majestät der König Prithibi Bikram wie auch der Premierminister Maharadja Bir Shum Shere erwartet wurden. Das Elefantenlager lag etwa 10 Minuten vom Dorfe entfernt im Dschungel, und selbstverständlich ließ ich es mir nicht nehmen, demselben einen Besuch abzustatten. Zum ersten Male sah ich hier Elefanten in größerer Anzahl bei der Arbeit in der Wildnis, und nicht müde wurde ich zuzusehen, wie sie, von ihren Mahauts (Treibern) geleitet, jede von ihnen verlangte Arbeit verrichteten, Bäume entwurzelten, Äste abbrachen, die entästeten Bäume im Maule oder auf den Stoßzähnen zu bestimmten Plätzen schleppten, Wege durch den Wald bahnten, ihr Futter herbeiholten und beim Baden, gehorsamen Kindern gleich, auf Geheiß dreimal hintereinander untertauchten. Die Dressur der Tiere, von denen im ganzen gegen zweihundert zu der Jagd versammelt werden sollten, ist geradezu erstaunlich. Was sollte man überhaupt in einer solchen Wildnis anfangen, wie eine Jagd im größeren Stile arrangieren können ohne Elefanten?



Prithibi Bikram,
König von Nepal.

Gegen Abend kam ein nepalesischer General mit Frauen, Kindern und großem Gefolge durch Hetounda marschiert. Er und ein Teil seiner Mannen waren beritten, während seine Frauen in Sänften getragen wurden. Jede Sänfte war von einem Träger mit großem Schirm, dem Abzeichen der Würde des Gatten, begleitet. Übrigens schienen Seine Exzellenz sehr eifersüchtiger Natur zu sein, denn sobald die Sänften in meine Nähe kamen, wurden nicht nur die Vorhänge derselben niedergelassen, sondern von anderen Trägern auch noch große Tücher derartig ausgespannt gehalten, daß die Sänften selbst meinen Blicken völlig entzogen wurden. Im allgemeinen sind sonst die Nepalesen weit weniger streng gegen ihre Frauen als die Bewohner Indiens, die ihre Zenana geradezu hermetisch verschlossen halten, während sich in Nepal selbst die Frauen des Königs nicht selten öffentlich zeigen, ja sich letzthin sogar von einem Europäer photographieren lassen durften. Nach einer recht unbehaglichen Nacht in der Veranda des Rasthauses ging es früh morgens bei Nebel und Kälte weiter nach der am Fuß des Sissagaripasses gelegenen Ortschaft Bhimpedi. Die sich an den hohen Ufern des Rapti entlang windende und den Fluß auf mehreren soliden Holzbrücken kreuzende Fahrstraße macht den nepalesischen Offizieren, die sie in den Jahren 1865—70 lediglich mit ihren Soldaten gebaut haben, alle Ehre, und die von ihr durchschnittene Landschaft ist eine der großartigsten, die ich in den niederen Regionen des Himalayas zu bewundern Gelegenheit gefunden habe. Das Land ist gut bebaut, und überall sieht man Gehöfte, einzelne Ansiedlerwohnungen und blühende Felder und Gärten.

Mit Bhimpedi, wo wir nach fünfstündigem, genuß-

reichem Marsche anlangten, findet die fahrbare Straße ihr Ende. Die Reise mußte von hier ab auf schmalen, steilen Gebirgspfaden fortgesetzt werden, auf denen selbst Lasttiere ihre liebe Not haben, vorwärts zu kommen, so daß man sich fast ausnahmslos der Kulis sowohl zum Personen- wie zum Lastentransport zu bedienen pflegt. Dank der liebenswürdigen Fürsorge der Behörden in Khatmandu standen bereits die zur Beförderung meiner Gepäckstücke erforderlichen zehn Kulis marschfertig, so daß ich nur nötig hatte, die Kamele entladen und die Lasten neu verteilen zu lassen. Hierüber wie über die Auszahlung des üblichen Bakshishs an die Kameltreiber verging aber immerhin etwa eine Stunde, die ich benutzte, mir das recht malerische, lebhafte Örtchen näher anzusehen. Mitten in der Straße gewahrte ich einen riesenhaften, auf der Seite liegenden, alle Viere von sich streckenden Elefanten. Auf dem Bauche des Untiers saß ein Mahaut, hatte einen der kolossalen Vorderfüße seines Pflegebefohlenen an sich herangezogen und schnitt von der Sohle desselben mit einem sichelartigen Instrument handgroße Hornstücke herunter, während der Dickhäuter wohlgefällig dazu grunzte. Als diese jedenfalls mehr Muskelkraft als eine leichte Hand erfordernde Hühneraugenoperation beendet war, erhielt der geduldige Patient von seinem Operateur einen gelinden Tritt vor den Magen und erhob sich sichtlich befriedigt.

Endlich waren die Lasten ausgeteilt und alles wohl bestellt, so daß der Aufstieg nach dem gegen 5000 Fuß hoch gelegenen Sissagarifort, wo ich für die Nacht vorgeschriebenermaßen Quartier zu nehmen hatte, beginnen konnte. Anfangs ließ ich mich von meinem braven Schecken tragen, als der Weg aber steiler und steiler wurde

und Radja anfing Bäche von Schweiß zu vergießen, verließ ich den Sattel, hing mich an den Schwanz meines treuen vierbeinigen Kameraden und ließ mir auf diese Weise die Kletterei wesentlich erleichtern. Hätte mein Saïs sich ähnliches erlaubt, ich würde ihm ein paar tüchtige Maulschellen verabfolgt haben, da der Pfad mit losem Felsgeröll bedeckt war und der Pony auch ohne lebendes Schwanzanhängsel jeden Augenblick Gefahr lief, nach hinten auszurutschen, mir selber aber verzieh ich diese Unart, da ich einen verwundeten Fuß hatte und es außerdem unausstehlich heiß war, so daß ich nach kaum viertelstündiger Kletterei bereits wie aus dem Wasser gezogen triefte. Auf dem ersten ebenen Fleckchen Weges machte ich kurze Rast und konnte mich, bergabschauend, nicht eines Gefühles des Mitleids mit meinen armen Kulis erwehren, die pustend und keuchend mit ihren schweren Lasten auf dem Buckel langsam auf schmalem Zickzackpfade vorwärts strebten.

Nach etwa dreiviertel Stunden stand ich vor einer engen Pforte, durch die kaum zwei Menschen nebeneinandergehend sich hindurchzwängen konnten, dem Tore zum Königreich Nepal. Der Posten ließ mich ohne weiteres passieren, die hinter der Pforte in einem Schuppen untergebrachte Wache trat ins Gewehr, ich wurde von einem Offizier in Empfang genommen und an verschiedenen Soldatenwohnungen vorüber zu dem auf geräumigen Hofe der kleinen Feste gelegenen kümmerlichen Rasthause geleitet. Hier mußte ich noch eine geraume Zeit auf meine Diener und Kulis warten, genoß in vollen Zügen die prächtige, frisch mich anwehende Bergluft und weidete mein Auge an der unter mir sich ausbreitenden Landschaft. Als ich jedoch einen Blick in das

Innere der Befestigungen werfen wollte, kam es mir vor, als ob der aufgestellte Posten leicht verstimmt würde, und um keinen weiteren Verdacht zu erregen, unterdrückte ich alle ferneren Orientierungsgelüste. Ich sah, daß an der Grenzpforte mit Ausnahme meiner Kulis und Diener jedermann für seine Person wie für die von ihm beförderten Waren einen Zoll zu entrichten hatte.

Offiziere und Soldaten benahmen sich gegen mich in jeder Weise zuvorkommend, ohne aber sich nach Art ihrer indischen Vettern irgendwie unterwürfig zu zeigen. Überhaupt habe ich während meines Aufenthaltes in Nepal die Erfahrung gemacht, daß es dem Nepalesen keineswegs an Selbstbewußtsein fehlt. Der Fremdling ist im Lande nur geduldet, gefeiert oder gar angebetet, wie in andern Himalayastaaten, wird er nicht, und umsonst wird man hier nach Leuten suchen, die sich vor dem Europäer zur Erde beugen, den Staub küssen, den sein erhabener Fuß berühren soll, oder sich die Schuhe ausziehen und den Sonnenschirm schließen, wenn sie an ihm vorüber gehen. So etwas gibt es nicht in Nepal, und ich kann wohl sagen, so angenehm es schließlich ist, als Halbgott angesehen zu werden, ich freute mich doch, einmal wieder unter Menschen zu weilen, die mir deutlich zu verstehen gaben, daß sie mich zwar als Gast ihres Landes respektierten, mich im übrigen aber durchaus nicht für ein höheres Wesen hielten.

Am folgenden Morgen wurde die Kletterei durch Waldland fortgesetzt, bis wir nach ca. einer Stunde in einer Höhe von etwa 6500 Fuß den Sissagaripaß überschritten. Da dichte Nebelmassen über den Bergen lagerten, so wurden wir für unsere Anstrengungen durch einen Ausblick leider nicht entschädigt und hatten infolgedessen auch

keine Veranlassung, mit dem Abstiege zu zögern. Nach zweistündigem Marsche, während dem wir verschiedentlich das trockene Bett eines in der Regenzeit hoch anschwellenden und deswegen an verschiedenen Stellen von Brücken überspannten Flusses hatten kreuzen müssen, gelangten wir zu dem freundlichen, malerisch zwischen kahlen Bergen gelegenen Dorfe Markhu. Hier trafen wir eine Anzahl junger Gurkas, die sich bei meiner Annäherung erhoben und militärisch grüßten. Ich erfuhr von ihnen, daß sie in die Heimat beurlaubte Soldaten eines englischen Gurkaregiments seien und in den Kreisen ihrer Freunde Propaganda für den Eintritt in das englisch-indische Heer gemacht hätten. Als das Resultat ihrer Bemühungen stellten sie mir einige hübsche, kräftige junge Burschen vor, darunter einen Jüngling mit tiefblauen Augen und hellblondem Haar, der sehr wohl für einen Europäer hätte gelten können, mir aber auf Befragen die Versicherung gab, reinblütiger Newar zu sein. Ich kaufte dem Jungen einen vortrefflich gearbeiteten Kukri ab, beschenkte die ganze Gesellschaft mit Zigarren, die sie nur zögernd entgegennahm, und erreichte nach weiteren Stunden die am Fuße des Chandraghiripasses am Ende eines „Klein Nepal" genannten Tales gelegene langgestreckte Ortschaft Chitlong, wo ich in dem mit herrlichen, aber unbeschreiblich obszönen Holzschnitzereien überladenen Rasthause die für mich bereit gehaltenen Räume bezog und den ganzen Nachmittag lesend und schreibend zubrachte. Gegen Abend unternahm ich einen Spaziergang ins Dorf, in dem die letzte Ernte auf hohen Holzgerüsten in stattlichen Schobern neben den Häusern stand. In der Nachbarschaft des Rasthauses liegt ein neuerbauter, dem Gotte Schiwa geweihter, von drei Kuppeln

gekrönter Tempel aus hellgrauem Sandstein, in dem zahlreiche Spenden von Reis und Blumen niedergelegt waren. Wir befanden uns hier in einer Höhe von nahezu 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, und mit einbrechender Nacht wurde es so empfindlich kalt, daß ich selbst in geschlossenem Raume trotz aller meiner Mäntel und Decken wie ein Schneider fror.

Zähneklappernd, bei dichtem Nebel, setzten wir in früher Stunde am folgenden Morgen den Marsch fort, um womöglich noch zur Frühstückszeit unser Reiseziel, die Hauptstadt Khatmandu, nach der es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zog, zu erreichen. Die Hände tief in den Hosentaschen vergrabend, mit hochgeschlagenem Rockkragen, ging es auf einem der steilsten Pfade, die mir vorgekommen sind, aufwärts. Selbst Radja, das geborene Kletterpferd, hielt alle paar Minuten schnaubend und mit den Flanken schlagend inne, schüttelte die schwarzweiße Mähne und schien zu denken, daß, falls nicht hinter dem Berge eine ganz besonders fette Weide liege, die Kletterei pour le roi de Prusse sei.

Die Sonne kam, die um die Berge wogenden Nebelmassen verflüchtigten sich, und wenn ich mich, ab und zu eine kleine Pause machend, umwendete und einen Blick zurück auf das hinter uns liegende Tal warf, so war ich jedesmal versucht, das Lied anzustimmen: „Wär' dieses schöne Land doch mein Vaterland", und wenn ich das unterließ, so war daran in erster Linie eine gewisse Atemnot schuld, in zweiter eine Heiserkeit, die ich mir über Nacht zugezogen hatte, und in dritter der mir angeborene Mangel jeglicher gesanglichen Begabung. Allmählich wurde die Paßhöhe erklommen, und vor meinen Blicken lag ein Bild so wunderbar, so überwältigend groß-

artig, wie ich bisher noch nichts auf Erden geschaut hatte. Ich habe unendlich viel des Schönen auf meinen weiten Wanderungen gesehen, habe mehr als einmal geglaubt, vor dem Herrlichsten zu stehen, was Gott geschaffen hat, aber hier ward mir bewußt, wie tief ich die Leistungsfähigkeit des Weltenschöpfers bisher unterschätzt hatte.

So etwas findet sich auf Erden? Ist's möglich, ist ein Land so schön, muß ich in jenen hingestreckten Bergen den Inbegriff von allen Himmeln sehen? Ich stand da wie festgewurzelt. Tief unter mir wogten im weiten Khatmandutale dichte, milchweiße Nebelmassen, aus denen, einer Feeninsel gleich, der von vergoldetem Tempel gekrönte Swayambuhügel überflutet vom Sonnenglanze aufragte, während im Hintergrunde eine endlose Kette schneestarrender Berge sich vom lichten Blau des Horizontes abhob. Da lagen sie vor mir, die Bergriesen unseres Planeten in ihrer ganzen, nicht mit Worten zu schildernden Majestät, alle überragend der mächtige, über 29 000 Fuß hohe Gaurisankar, heute nach seinem Entdecker Mount Everest genannt, daneben der 28 250 Fuß hohe Kinchinjanga, im Westen der malerische, nahezu 27 000 Fuß hohe Dawalagiri und zwischen ihnen fast ein Drittel des Horizontes einnehmend eine Folge von schneebedeckten, noch von keines Menschen Fuß entweihten Gipfeln zwischen 23 000 und 25 000 Fuß.

Sobald die Kulis mit dem Gepäck herangekommen waren, ließ ich einen meiner Stühle aufstellen und schwelgte, mich niedersetzend, über eine halbe Stunde wonnetrunken in dem Anblick der nirgend auf der Erde ihresgleichen habenden Landschaft, stumm das Schicksal preisend, welches mich auf diesen Punkt geführt. Nur eines fehlte mir in jener Stunde des Glückes, nämlich ein

Wesen, welches mit mir genießen, mit mir empfinden, gemeinsam mit mir den Schöpfer dieser fast überirdischen Pracht preisen konnte. Aber ich war unter Larven die einzig fühlende Brust, unter meinen Dienern war niemand, der mich verstand. Die mich begleitenden Nepalesen wandten all diesen wunderbaren Bergen, von denen sie mir auch nicht einen einzigen Namen angeben konnten, stumpfsinnig den Rücken und verzehrten, im Schatten eines moosbehangenen Baumes hockend, ihr frugales Frühstück. Wie ist es möglich, fragte ich mich, daß diese Menschen solchen Wunderwerken der schaffenden Natur gegenüber kalt bleiben? und ich blieb mir die Antwort schuldig. Als ich aber einige Tage später in Khatmandu die Erfahrung machte, daß zwei der drei seit Jahren dort lebenden Europäer keine Ahnung davon hatten, daß sie Tag für Tag von ihren Fenstern aus den Gaurisankar, den König aller Berge, vor sich sahen, und ich ihnen diese Tatsache erst an Hand meiner Karten beweisen mußte — da wäre mir fast der Verstand still gestanden.

Zweitausendfünfhundert Fuß hatten wir zum Khatmandutale hinabzusteigen, und dieser Abstieg war ein recht beschwerlicher sowohl für uns Menschen, wie für den mehrfach den Boden unter den Hufen verlierenden Schecken. Mittlerweile wurden die Nebelmassen von den Strahlen der Sonne verjagt und von steiler Höhe unterschied ich deutlich unter mir, neben den drei großen Städten, Khatmandu, Batgaon und Patan, verschiedene ansehnliche Dorfschaften und unzählige über das ganze Tal verstreute Gehöfte. Da ist kaum ein Fleck, der nicht kultiviert wäre, überall, soweit das Auge reicht, Baumgruppen, Äcker, blühende Gärten und Wiesen. Die Ebene ist vortrefflich durch die beiden sie durchschneidenden Flüsse, den



Königliche Familie. Nepal.

Bagmati und Vischnumati, sowie zahlreiche, sich in diese ergießende Bäche bewässert; und nach allem, was ich vom Khatmandutale gesehen habe, halte ich die Angabe der Nepalesen, daß in demselben gegen 500 000 Menschen, d. h. über 800 auf den Quadratkilometer, leben sollen, für nicht übertrieben.

Wir trafen während des Abstieges gegen tausend Kulis, die Zeltlasten und Lagergerät, Tische, Stühle, Teppiche und Küchenutensilien zu dem Jagdlager des Königs brachten. Auch verschiedene Staatsbeamte, die sich in Hängematten tragen ließen, begegneten uns, dagegen sahen wir während des ganzen Marsches von Bhimpedi bis zu der kleinen, am Fuße des Chandraghiripasses im Khatmandutale gelegenen Ortschaft Thankot kein einziges Lasttier. In nächster Nähe der letztgenannten Ortschaft, die wir gegen 11 Uhr passierten, liegt die verfallene Stadt Kirtipur, ehemals gleich den übrigen drei großen Städten des Tales Sitz eines Radjas und in der Geschichte Nepals bekannt durch den Widerstand, den seine tapferen Bewohner den sie belagernden Gurkas in den Jahren 1767—68 entgegensetzten. Der Gurka-König Prithwi Narajan fiel vor den Mauern Kirtipurs, in die es später den Belagerern nur durch Verrat gelang, Bresche zu legen. Zur Strafe für ihr tapferes Benehmen schnitten die wilden Eroberer sämtlichen Bewohnern der Stadt vom Säugling bis zum Greise die Nasen ab. Ältere Nepalesen erzählten mir, daß sie noch viele nasenlose Kirtipuris gekannt hätten. Heute dürfte die Stadt kaum 3000 Einwohner zählen, aber sie wird viel von Andächtigen besucht, denn es befinden sich in ihr mehrere besonders geheiligte Tempel.

Da mir bis nach Thankot, von wo aus eine gut

gehaltene Straße zur Hauptstadt führt, ein königlicher Wagen, und zwar ein ganz moderner langgestreckter Landauer mit Patentachsen entgegengesandt worden war, hätte ich den Rest des Weges mit durchaus abendländischem Komfort zurücklegen können. Aber ich verzichtete auf die weichen Polster der Zivilisation und schwang mich lieber in den Sattel, um auf Radja, der mich schon an so manchen indischen Fürstenhof getragen hatte, auch in der Hauptstadt Nepals als Reiter meinen Einzug zu halten. In dem Augenblicke, als ich eine die beiden Ufer des Bagmati verbindende, aus dem Holz des Salbaumes gebaute und mit Ziegelsteinen gepflasterte Brücke betrat, wurde auf einem Hügel ein Salut von elf Schüssen gefeuert. Hunderte von Weibern waren am Flusse mit Waschen und Wäschespülen beschäftigt, und der erste Eindruck, den ich hier und auf meinem Marsche durch die Stadt von den Vertreterinnen des schönen Geschlechts Nepals gewann, war ein unerwartet günstiger. Ein um die Hüfte geschlungens, vorn etwas länger als hinten herunterhängendes, weißes Baumwolltuch und eine ebensolche Jacke oder ein um die Schultern gewundener Schal bilden die am häufigsten gesehene Kleidung. Das Haar tragen sie meist in einem lang herunterhängenden, am Ende mit einer Quaste aus roter Seide oder Baumwolle umwundenen Zopf. Die Newar-Weiber befestigen das ihrige in einem Knoten auf dem Scheitel und schmücken denselben vielfach mit einer handgroßen, tellerförmigen, nicht selten mit kostbaren Edelsteinen besetzten Goldplatte, wie denn überhaupt in Schmuckgegenständen, namentlich in Khatmandu, ein ungewöhnlicher Luxus getrieben wird. Männer wie Weiber sind Freunde von Blumen, erstere tragen dieselben hinter den Ohren, letztere im Haar. Nicht wie sonstwo in Indien

verhüllen die Frauen ihr Antlitz, sondern schauen frank und frei in die Welt hinaus, ohne dabei auch nur im allergeringsten zu kokettieren.

Die männliche Gurka-Bevölkerung kleidet sich in Hosen und lange mit einer Leibbinde, einem sogenannten Kamarband, um die Hüfte zusammen gehaltene Jacken aus weißem oder blauem Baumwollstoff, dazu entweder einen lose ums Haupt geschlungenen kleinen Turban oder eine cerevisartige schwarze Mütze aus Tuch oder Samt mit Gold- und bunter Seidenstickerei. Im Kamarband fehlt bei keinem die Nationalwaffe, der eigenartig gekrümmte Kukri in schwarzlederner Scheide. Die Newaris, namentlich die ärmeren Klassen, begnügen sich oft mit einem Hüfttuch und kurzer Jacke aus Baumwolle oder Wolle, je nach der Jahreszeit. Als Kopfbedeckung dient ihnen eine am Rande hochgeschlagene Mütze aus hellem Baumwollstoffe oder eine graue Filzkappe, auch sieht man im Winter nicht selten bei allen Klassen tibetanische Pelzmützen. Die Hautfarbe der Nepalesen schwankt von Quittengelb bis Kupferbraun, hier und da, namentlich unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung, sieht man aber auch ausnahmsweise junge Damen mit pfirsichblütfarbenem Teint und rosig angehauchten Wangen.

Recht eigenartig ist das Gewand der Damen von königlichem Geblüt und der Frauen der Vornehmen des Landes. Dieselben winden sich nämlich gegen hundert Ellen breiten weißen Musselinstoffes um die Hüften, und zwar wird diese Masse zarten Gewebes dabei dergestalt aufgebauscht, daß sie einen Umfang erreicht, der zuweilen selbst den der gewaltigsten Krinoline seligen Angedenkens in den Schatten stellt. Der Oberkörper wird durch eine feingestickte, sich eng an den Körper schmiegende Jacke und

einen über die Schultern geworfenen seidenen Schal verhüllt. Zahlloses Geschmeide, wie Halsketten, Fingerringe, Ohrgehänge und diademartige Kopfputze von oft enormem Werte vervollständigt die Gesellschaftstoilette der nepalesischen grande dame, die übrigens, was Vornehmheit des Auftretens, der Haltung und der ganzen äußeren Erscheinung anbelangt, ihren abendländischen Schwestern in keiner Weise nachsteht. Die Königin-Mutter, die in jedem europäischen Salon ungeteilte Bewunderung erregen würde, ist noch heute eine Schönheit ersten Ranges.

Ich hatte geglaubt, in einer Stadt von ca. 50000 Einwohnern würde es ein Leichtes sein, auch ohne Führer den Weg zur britischen Residentur zu finden. Aber Khatmandu ist namentlich in dem von mir zuerst betretenen Stadtteile so unregelmäßig gebaut, so weitläufig angelegt, daß ich wahrscheinlich von einem Tempel zum andern ziehend noch lange planlos umhergeirrt wäre, hätte ich nicht das Glück gehabt, schon nach kaum einer Viertelstunde einem der hier lebenden Europäer, dem liebenswürdigen General-Musikdirektor der Armee des Landes, einem Engländer Mr. Gaye, zu begegnen, der sich meiner in hilfsbereiter Weise annahm. Als der joviale Herr bemerkte, daß ich überrascht war, einen General-Musikdirektor in der Hauptstadt des von aller Welt abgeschlossenen Nepals vorzufinden, meinte er lächelnd: „Sie glauben gar nicht, wie zivilisiert wir hier in mancher Hinsicht sind, wir haben nicht nur drei recht gut ausgebildete Militär-Musikkorps, sondern sogar eine Bühne im Schlosse, auf der noch vor kurzem von den Damen des Palastes Giroflé Girofla aufgeführt worden ist. Die Ausstattung der Operette hat Summen gekostet, mit denen

jeder europäische Theaterdirektor renommieren könnte. Wir haben sogar klavierspielende Prinzessinnen. Ja! ja! ich merke, Sie haben sich Nepal anders vorgestellt, aber Sie werden noch über manches, was Sie bei uns sehen, die Hände überm Kopfe zusammenschlagen."

Ich mußte Mr. Gaye nun vorerst in sein hübsches Häuschen, in dem er mit seiner Familie ein beneidenswert friedliches Leben führt, folgen und nach guter Sitte mir einen Willkommentrunk kredenzen lassen, um dann, begleitet von meinem Wirte, für den inzwischen sein dreißigjähriger chinesischer Pony, welcher trotz seines Alters im letztjährigen Trabrennen in Khatmandu den ersten Preis davongetragen hatte, gesattelt worden war, zu dem mir zur Verfügung gestellten Quartier in der britischen Residentur weiterzureiten. Auf dem Wege dorthin kamen wir an dem mit dichtem, kurzgehaltenem Rasen bedeckten prächtigen Paradeplatz vorbei, auf dem gerade mehrere Rekrutenabteilungen nach Zählen langsamen Schritt übten. Jeder Soldat in Nepal hat, bevor er definitiv in ein Regiment eingestellt wird, ein Probejahr durchzumachen, nach Ablauf dessen von seinem Vorgesetzten entschieden wird, ob er sich für die militärische Laufbahn eignet oder nicht. Nepal ist eines der wenigen Länder der Erde, in denen das Angebot zu dieser Laufbahn die Nachfrage bei weitem übersteigt, und ich glaube, die Nepalesen getrost als die kriegerischste Nation Asiens bezeichnen zu dürfen. In Khatmandu wird gedrillt wie in Potsdam zu Zeiten Friedrich Wilhelms I., und der Paradeplatz wird nicht leer vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Die Exerzieruniform der Truppen besteht aus schwarzen beziehungsweise weißen, baumwollenen, oben weiten

und an den Waden enganliegenden Hosen und schwarzbaumwollenen resp. blauwollenen Kitteln mit Kamarband. Als Fußbekleidung sind Lederschuhe allgemein; kleine schwarze Turbane mit umlaufendem Wulst aus feinem Silberdraht, bei den Offizieren aus Golddraht resp. vergoldetem Silberdraht, bilden die Kopfbedeckung. An diesem Wulst befestigt tragen die Soldaten über der Stirn ein etwa 2½ Zoll hohes und 2 Zoll breites silbernes Schild mit getriebenem Wappen. Die Offiziere führen an der Stelle der silbernen Schilder solche aus massivem Gold mit haselnußgroßen Edelsteinen als Rangabzeichen. So finden wir bei den Leutnants in der Mitte des Schildes einen Smaragd, bei den Hauptleuten deren zwei, beim Major und Oberstleutnant 4 bis 5 Edelsteine, welche lose am untern Rande des Schildes hängen, wogegen die Obersten brillantbesetzte Schilder mit 3 an denselben hängenden, großen, ungeschliffenen Smaragden tragen. Alle diese Abzeichen sind Staatseigentum und repräsentieren zusammen ein, wie sich bei einem stehenden Heere von 20000 Mann denken läßt, recht bedeutendes Kapital. Ich glaube aber, ihr Gesamtwert würde nicht hinreichen zur Beschaffung der verschiedenen kostbaren Generalskopfbedeckungen. Sie sind über und über mit echten Perlen bedeckte Helme, an deren Seiten ganze Trauben ungeschliffener Edelsteine von ungewöhnlicher Größe herunterhängen. Die Truppen sind mit Enfield-Gewehren und Kukris bewaffnet. Sämtliche Waffen, auch die Geschütze der Artillerie werden im Arsenal in Khatmandu angefertigt, Kavallerie ist, einige hundert Ponyreiter abgerechnet, nicht vorhanden. Im Norden des Paradeplatzes liegen die neuen, in europäischem Stil gehaltenen Palastbauten des Königs und seines Premierministers Maha-

radja Bir Shum Shere, des eigentlichen Regenten des Landes. Der König selbst, dessen voller Titel Maharadjadhiraja Priti Bi Bikram Shum Shere Jung Bahadur Shah lautet, spielt mehr die Rolle einer geheiligten Person und hat im übrigen dafür zu sorgen, daß die Herrscherfamilie nicht ausstirbt. Zur Zeit meines Besuches in Khatmandu hatte er kaum das fünfzehnte Lebensjahr vollendet und war kurz zuvor gleichzeitig mit zwei Töchtern seines Premierministers in den Ehestand getreten. Einer alten Vorschrift gemäß darf der König nämlich nie eine Frau allein heimführen, sondern muß stets zweien gleichzeitig die Hand zum Ehebunde reichen. Dieses Vergnügen kann er sich dagegen so oft leisten, wie er will, falls er nicht, wie das auch wohl zuzeiten kommen mag, von seinem Premierminister, der in diesem Falle nebenbei bereits sein zwiefacher Schwiegervater ist, an etwaigen Extravaganzen verhindert wird. Andrerseits glaube ich kaum, daß der jugendliche Landesherr sich irgendwo bei seinen Untertaninnen einen Korb holen würde; denn abgesehen davon, daß er König von Gottes Gnaden ist, was ja immerhin bei der Liebe mit in die Wagschale fällt, ist er ein bildhübscher Junge mit entzückenden Augen und edlen, rein arischen Gesichtszügen. Vor dem von Parkanlagen umgebenen stattlichen Palaste liegt der Rani Pokri, ein großer, ummauerter Teich, auf dem Tausende wilder Enten sich ununterbrochener



Kleines Gurka-Messer.

Schonzeit erfreuen, und in dessen Mitte sich ein hübscher Tempel erhebt. Am Ostende des Rani Pokri befindet sich die königliche Menagerie mit einigen prächtigen Tigern und Leoparden. Gegenüber dem Palaste am Südende des Paradeplatzes liegt das Gefängnis, und neben diesem erhebt sich ein 250 Fuß hoher Aussichtsturm, von dem aus ich später einen wunderbaren Blick auf die Stadt und ihre Umgebung genoß. Den Palast zu unserer Rechten liegen lassend, ritten wir weiter, kamen an einem bereits längere Zeit vollendeten, aber bisher noch doktorlosen, neuerbauten Hospital vorüber, in dessen luftigen Räumen drei von einem Quacksalber behandelte Kranke auf schmutzigen Betten lagen, passierten eine ebenfalls neuerbaute, aber noch unbenutzte Volksschule und gelangten dann, über einen Weideplatz trabend, auf dem eine Anzahl geheiligter, silbergrauer Bullen graste, zu der außerhalb der Stadt gelegenen englischen Residentur, die mit ihren Kasernements, Diener- und Amtswohnungen, ihrem Postgebäude, den Küchen und Stallungen usw. eine kleine Stadt für sich bildet.

Der Resident Major Durand befand sich mit seiner Gattin auf einer Tigerjagd in Terai (er schoß, wie ich später erfuhr, in einem Zeitraum von 6 Wochen mit seiner kleinen Jagdgesellschaft gegen 20 Tiger neben einer Anzahl Büffel und anderem Wilde), aber der mit seiner Vertretung beauftragte Residenturarzt Dr. Shore hatte mir brieflich sein Haus zur Verfügung gestellt und mir Gastfreundschaft für die Dauer meines Aufenthaltes in Khatmandu angeboten. Ich machte in ihm die Bekanntschaft eines ebenso begabten wie liebenswürdigen Mannes, und der hübschen Stunden, die wir allabendlich vor loderndem Kaminfeuer sitzend bei einem Glase Grog verplauder-

ten, — es blieb natürlich niemals bei einem Glase —, werde ich mich stets mit besonderer Freude erinnern.

Tags darauf machte mir ein kleiner, wohlbeleibter nepalesischer Offizier seine Aufwartung, stellte sich mir als Colonel Mahabeer Singh vor und teilte mir mit, er habe mir auf Befehl des Maharadjas für die Dauer meines Aufenthalts in Khatmandu die Honneurs des Landes zu machen und mir alles zu zeigen, was ich zu sehen wünschte. Da der kleine Oberst mir einen ungemein sympathischen Eindruck machte und fließend englisch sprach, war ich natürlich hocherfreut über die Zuerteilung eines solchen Führers. Gleichzeitig überbrachte er mir im Auftrage des Maharadjas die Botschaft, daß letzterer mich einlüde, ihn im Laufe des Nachmittags zu besuchen, und daß zu einer mir passenden Stunde ein königlicher Wagen zu meiner Verfügung gestellt werden sollte. Gegen 3 Uhr fuhren wir darauf zusammen in den Palast, ich im Frack mit Ordensschmuck, mein Begleiter in Oberstenuniform mit edelsteinbesetztem goldenen Schild am Turban. Nachdem wir das von Truppen bewachte Palasttor passiert hatten, durchfuhren wir einen weiten Hof mit Gartenanlagen und Teichen und hielten vor einem imposanten Treppenhaus. Durch dieses gelangten wir in eine große Halle und dann in einen Prunksaal mit Parkettboden, kostbaren Teppichen, Kristallkandelabern, Kronleuchtern und hunderterlei europäischen Kunstgegenständen. An den Wänden hängen die lebensgroßen, in Öl gemalten Porträts verschiedener Könige und Maharadjas von Nepal sowie auch ein Bild der Königin von England, welches der Maharadja Jung Bahadur bei seinem Besuche in London 1851 von Ihrer Majestät als Geschenk erhalten hatte.

Hier empfing uns General Chundra Sum Shere Jung Bahadur Rana, ein jüngerer Bruder des Maharadjas, begrüßte mich auf englisch in herzlichster Weise und teilte mir mit, daß er von seinem die englische Sprache nur schlecht beherrschenden Bruder beauftragt wäre, während der Audienz als Dolmetscher zu fungieren. Er sah in seiner goldstrotzenden Uniform nach europäischem Schnitt mit goldenen Fangschnüren und verschlungenen Achselstücken sehr stattlich aus und ist — etwa 30 Jahre zählend — ein auffallend schöner Mann, obgleich seinem Gesichte ein gewisser Zug von Grausamkeit nicht abzusprechen ist.


Maharadja Bir Shum Shere.

In einem an den Prunksaal stoßenden Salon mit bücherbeladenen Tischen und modernen Ledersesseln kam uns der Maharadja Bir Shum Shere Jung Bahadur Rana entgegen, reichte mir die Hand, und die Unterhaltung begann. Nachdem wir über die ersten Begrüßungsformen und Komplimente hinweggekommen waren, zeigte mir mein Wirt alle möglichen interessanten Gegenstände, Bilder, Waffen und nepalesische Bronzen. Er erkundigte sich eingehend nach meinem Vaterlande, erklärte, einer der größten Verehrer Kaiser Wilhelms des Zweiten zu sein, und bedauerte nichts lebhafter, als daß es ihm wegen Überhäufung mit Regierungsgeschäften

nicht möglich sei, einmal nach Berlin zu kommen, um einer Parade des Gardekorps beizuwohnen. Als ich ihn fragte, ob ich auch dem Könige meine Aufwartung machen könne, erklärte er, Se. Majestät seien erstens noch zu jung und zweitens als Ehegatte zu sehr beschäftigt, um Audienzen erteilen zu können.

Nach etwa einstündiger Unterhaltung verließ ich den Palast mit der Empfindung, daß es in Europa eine ganze Anzahl Fürstenhöfe gibt, an denen es weit weniger „chic“ und stilvoll zugeht wie an dem Hofe des Maharadjas von Nepal.

Die Zivilisation ist hier ja geradezu beängstigend, dachte ich bei mir, als ich, von meinem Obersten und dem Bruder des Maharadja gefolgt, wieder ins Freie trat, und ich kann wohl sagen, es war mir eine Wohltat, später zu vernehmen, daß kurz vor der mir erteilten Audienz ein Onkel des Königs, der sich irgendwie mißliebig gemacht hatte, auf Allerhöchsten Befehl von zwei zu diesem Zwecke gedungenen Afghanen im Palaste mit Knütteln totgeschlagen worden war. Das war doch etwas Apartes, an abendländischen Höfen Unerhörtes; und da ich reise, um außergewöhnliches zu erleben, war von Stund an Khatmandu eine noch weit interessantere Stadt für mich als bisher.

Im Laufe des Nachmittags wohnte ich einige Zeit dem Exerzieren der einzelnen Regimenter bei und konnte dabei nicht unterlassen, dem Obersten gegenüber mein Erstaunen über die wunderbare Präzision, mit der alle Befehle ausgeführt wurden, zu äußern. Besonders überraschte mich das Aussehen der Truppen, denn die Gurkas, die ich bisher in Indien kennen gelernt hatte, waren durchweg kleine, gedrungene Leute mit unverkennbar

mongolischen Gesichtszügen, während ich hier fast nur schlanke Gestalten mit mehr oder weniger arischem Typus fand. Dieses Rätsel löste mir mein Begleiter, indem er mir mitteilte, daß man in Nepal vorzugsweise die Mitglieder der höchsten Kasten, die Parbatis, als Rekruten anwerbe und daß die Leute, welche Dienste in der indischen Armee annähmen, meist Nachkommen der Newaris, Limbus und anderer eingeborenen Stämme seien. Sämtliche Kommandos werden in englischer Sprache gegeben, und fast alle Offiziere wie Unteroffiziere sind in den englisch-indischen Regimentern ausgebildete und dort pensionierte Soldaten. Man sollte glauben, eine Armee von 20000 Mann müßte einem Lande wie Nepal ein horrendes Geld kosten. Aber man hat sich die Sache praktisch eingerichtet; denn der Soldat erhält keinen Sold, sondern ein Stück Regierungsland, für dessen Nutznießung er obendrein noch Steuern zu zahlen hat, so daß er nicht nur kein bares Geld kostet, sondern umgekehrt noch solches in den Staatssäckel liefert. Nebenbei sei bemerkt, daß die jährliche Revenue Nepals auf 20 Millionen Mark geschätzt wird. Große Summen kosten dem Staate dagegen die Generale und anderen hohen Offiziere, die, wie beispielsweise mein Oberst Mahabeer Singh, wegen Mangels königlichen Blutes in ihren Adern anstatt eines höheren Ranges von Jahr zu Jahr höhere Zulage erhalten. Letzterer erzählte mir, daß er per Monat 10000 Rupien, also ca. 15000 Mark bezöge, über den Rang eines Obersten aber nie hinauskommen könne. Gleichzeitig erfuhr ich von ihm, daß er bis vor kurzem nepalesischer Gesandter am Hofe des Dalai Lama (des Papstes der Buddhisten) in Lhassa, der Hauptstadt Tibets, gewesen sei, was mich ganz besonders interessierte, da es

schon lange in meiner Absicht lag, den Versuch zu machen, dem in den letzten 40 Jahren von keinem Europäer betretenen Rom der buddhistischen Kirche einen Besuch abzustatten.

Nach Oberst Mahabeers Angaben ist der Marsch von Khatmandu wegen der Überschreitung einiger sehr hoher Schneepässe nur in der heißen Jahreszeit möglich und dauert bis zum Mount Everest 14, bis Lhassa im ganzen 40 Tage. Der Weg ist für Last- und Reittiere gangbar. Lhassa selbst schilderte er als eine Stadt von ca. 20000 Einwohnern, das Leben daselbst als kostspielig und langweilig. Vom Dalai Lama war er mehrfach empfangen, bei jedem Empfang mit Tee bewirtet und mit einem etwa 10 Meter langen und 60 Zentimeter breiten Schal aus himmelblauer, gemusterter chinesischer Seide, einem sogen. „Hata" oder „Kata", beschenkt worden. Er hatte eine sehr umfangreiche Sammlung tibetanischer Gegenstände mitgebracht, die er eines Tages in seinem Hause für mich aufstellen ließ, um sie mir schließlich als Geschenk anzubieten. In einer Anwandlung von Bescheidenheit schlug ich leider dieses großartige Anerbieten aus und begnügte mich mit dem Abschnitte einer Kata, mit einer tibetanischen Teeschale und einigen alten Silbermünzen. Nach Aussage meines Gewährsmannes muß der Goldreichtum in der Umgebung Lhassas ein ganz außerordentlicher sein. Als Kuriosum erzählte er mir, daß die Goldsucher nicht selten, wenn sie ein ganz besonderes großes Stück dieses mit Recht so beliebten Metalles fänden, dasselbe wieder vergrüben, aus Furcht, die Götter zu erzürnen. In einem der vielen Tempel Lhassas soll sich ein Goldklumpen im Gewicht von 40 Pfund befinden. Relata refero!

Den Abend benutzte ich, wie auch so manchen der folgenden Tage, zu einem Besuche der ehemals von einer Mauer umgeben gewesenen inneren Stadt, durch die mich bis dahin mein Weg noch nicht geführt hatte, denn das Gefängnis, der Paradeplatz, der Palast des Maharadja und die britische Residentur liegen außerhalb des eigentlichen alten Khatmar[illegible].

Ich zögere nicht, diese Altstadt Khatmandus für eine der merkwürdigsten Städte zu erklären, die ich kenne, nebenbei für eine der wenigen Städte, die man nicht mit Worten schildern kann. Man muß Khatmandu gesehen haben, um zu verstehen, welchen Reiz es mit seinen Hunderten von Tempeln, seinen mit reichem Schnitzwerk bedeckten Häusern, seinen engen, allerdings auch recht schmutzigen Gassen, seinen Plätzen, Palästen und armseligen Hütten ausübt. Die Stadt hat ein eigenartiges Gepräge und wenn sie auch mit Sirinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, in bezug auf den landschaftlichen Reiz der näheren Umgebung nicht wetteifern kann, so bietet sie doch in ihren Bauten, dem Charakter ihrer Architektur, wie in ihren Volkstypen soviel des Neuen, Originellen, daß ich bei jeder Durchwanderung vollauf meine Rechnung fand. Nirgendwo in Indien sieht man eine ähnliche Bauart wie in Nepal, nirgends einen solchen Reichtum an Holzbildhauerei und Schnitzerei. Dazu kommt, daß der von Westen kommende Reisende hier zum ersten Male den sogenannten Pagodenstil mit stockwerkartig sich übereinander erhebenden Dächern kennen lernt, den man sonst nur in Burma, China, Korea und Japan findet. Kurzum man ist hier in eine andere Welt versetzt, sieht etwas, was von allem bisher Gesehenen abweicht, und hat nebenbei das angenehme Gefühl, daß das, was man erblickt,

bis zum heutigen Tage von verhältnismäßig wenigen Europäern gesehen worden ist.

Die Stadt soll 723 Jahre nach Chr. Geb. von Maharadja Gunakamadeva gegründet worden sein, ist scheinbar nach keinem bestimmten Plan gebaut und infolgedessen allein schon in hohem Grade malerisch. Die meisten Straßen sind eng und insofern schmutzig, als aller Unrat zu beiden Seiten aufgehäuft wird, obschon man in der Mitte ohne Befürchtung, sein Schuhzeug zu beschmutzen, hindurchgehen kann. Die wenigsten Straßen sind für Fuhrwerke passierbar. Während der Vormittagsstunden ist die ganze Stadt mehr oder weniger ein Marktplatz, und der Verkehr ist dann ungemein lebhaft. Die meisten Leute kommen allerdings wohl in der Hauptsache, um zu sehen, ob jemand anders etwas kauft und wer dieser jemand ist, anstatt selber zu kaufen; denn die Handelsgeschäfte schienen mir recht flau zu gehen. Unter den zum Verkauf gebrachten Feld- und Gartenfrüchten fand ich Mais, Erbsen, Kartoffeln, Zwiebeln, Rettiche — letztere von enormer Größe, bis zu 8 Pfund wiegend —, Turmerik, Ingwer, Erdnüsse, Cardemom, roten Pfeffer, Bananen, Quitten, Orangen und Ananas. Die gangbare Münze ist neben der nepalesischen Rupie, die nur den halben Wert der indischen darstellt, letztere und das indische Zwei-Annastück.

In der Mitte der Stadt steht der alte königliche Palast, ein finsteres Gebäude, an dessen Eingang neben dem von einem Sonnenschirm überdachten Gotte Hannman ein Gurka mit mächtigem Holzstabe Wache hält, um jedermann den Weg zu versperren, der sich unterfangen sollte, den Versuch zu machen, hier unbefugterweise einzudringen. Manch einer freilich, dem man den

Eintritt nicht verwehrte, hat diese Auszeichnung mit dem Tode büßen müssen. Allein am 14. September 1846 ließ Jung Bahadur hier 31 der einflußreichsten, vornehmsten Männer des Landes, die seinem Ehrgeize im Wege standen, niedermetzeln.

In nächster Nähe des Palastes befinden sich verschiedene recht hübsche Tempel mit reichen Holzschnitzereien, welch letztere jedoch leider neuerdings vielfach übermalt worden sind und dadurch bedeutend verloren haben. Ich habe schon bemerkt, daß es in Nepal weder einen reinen Brahminismus, noch einen reinen Buddhismus gibt; beide Religionen haben sich mehr oder weniger verschmolzen. Gelitten hat zweifellos am meisten der Buddhismus, was schließlich kein Wunder ist, da selbst die ehemaligen Fürsten Nepals, die Newari Radjas, ausschließlich Hindus waren, und da Anhänger ihrer eigenen Religion begreiflicherweise trotz aller Toleranz bessere Chancen bei ihnen hatten als ihre übrigen, sich größtenteils zum Buddhismus bekennenden Untertanen, so daß aus den Reihen der letzteren viele aus persönlichem Interesse zum Glauben ihrer Herren und Gebieter übertraten.

Die schönsten Tempel stammen sämtlich aus der Zeit der Newaris, denn die das Land später erobernden Gurkas haben von jeher für die Kriegskunst mehr Verständnis als für die Baukunst bewiesen und nicht nur fast gar nichts auf dem Gebiete der letzteren geleistet, sondern sogar viele der kostbarsten Baudenkmäler ihrer Vorgänger in barbarischer Weise teils zerstört, teils ihrem Geschmack entsprechend abgeändert, so namentlich in vielen Tempeln die Holzschnitzereien mit dickem Kalkbrei überpinselt, um dadurch den Glauben zu erwecken, sie seien aus Stuck hergestellt. Die wenigen neueren Tempel der Gurkas



Tibetanischer Lama.

sind meist verschlechterte Ausgaben berühmter Tempel in Benares usw., die modernen öffentlichen Gebäude und Paläste dagegen charakterlose Bauten in europäischem Stil. Man sagt, es gäbe in Nepal mehr Tempel als Häuser, mehr Götzenbilder als Menschen, eine Behauptung, die ich nach den von mir in Khatmandu, Batgaon und Patan gemachten Beobachtungen nicht in Zweifel zu ziehen wage.

Die meisten der älteren Tempelbauten sind in ihrem Äußeren ungewöhnlich anziehend, in ihnen selbst herrscht aber in der Regel ein Schmutz, der jeglicher Beschreibung spottet, namentlich in denjenigen Tempeln, in denen der einen oder anderen Gottheit Schlachtopfer dargebracht zu werden pflegen, und in denen infolgedessen das geronnene Blut von geopferten Hühnern, Ziegen und Büffeln zuweilen nicht nur zollhoch am Boden steht, sondern auch das Bild der damit bespritzten verehrten Gottheit über und über bedeckt. Der brahminische Götterkultus ist mir nirgend in so widerwärtiger Form entgegengetreten wie hier. Über den Eingängen mancher der alten Newar-Tempel findet man mit Nägeln und Stricken befestigt ein wohlassortiertes Lager aller nur denkbaren Haushaltungsutensilien usw., wie Teller, Schüsseln, Kannen, Blasebälge, Leuchter, Nachtgeschirre, Löffel, Eimer, Vorlegeschlösser, Sonnen- und Regenschirme und weiß der Himmel, was sonst noch. Alle diese Gegenstände sind Geschenke, die dem Tempel von bußfertigen Sündern oder opferwilligen Gläubigen gemacht worden sind.

Begreiflicherweise ist in einer solchen Tempelstadt wie Khatmandu kein Mangel an Bettelmönchen, Fakiren und sonstigen frommen Tagedieben. In dem Hause eines dem Machendranath, der populärsten Gottheit der Ne-

waris, und dem Schutzpatron des Landes errichteten Tempel begegnete ich eines Morgens einem Pilger, den ich am liebsten, so wie er vor mir stand, eingepackt und meinem Freunde Bastian für das Berliner Museum für Völkerkunde zugeschickt hätte. Die Lenden mit einem buntbedruckten Stück Kattuns umgürtet, den Oberkörper in einen alten, roten englischen Soldatenrock gezwängt und über diesem ein netzartiges Gewand aus zusammengereihten Knochenstücken tragend, silberne fingerdicke Ringe an den Enkeln und eine Krone aus ebenfalls aneinander gefügten Knochenteilen auf dem Kopfe, Gesicht und Hände mit Asche beschmiert, in der Linken einen eisernen Dreizack haltend, schritt er mit einer flachen Trommel, an der an einem kurzen Strick eine Holzkugel hing, die er abwechselnd gegen die beiden Trommelflächen schlagen ließ, einen Heidenlärm vollführend, zwischen den sich um einige bronzene Gebetmühlen drängenden Andächtigen einher, um sich von diesen kleine Gaben von Reis in seinen ihm von einem Knaben nachgetragenen, auf ein recht ansehnliches Maß zugeschnittenen Bettelsack werfen zu lassen.

Zweifellos der sehenswerteste buddhistische Tempel Nepals ist der 2½ Kilometer im Westen Khatmandus auf dem Swayambhu-Hügel gelegene Sambunath-Tempel.

Vom Fuße des Hügels gelangt man auf einer Steintreppe von 84 Stufen zu einer Mönchswohnung und von hier, nachdem man weitere 474 einer zwischen Wald steil berganführenden Treppe überwunden hat, zum Tempelhofe, in dessen Mitte sich die sogenannte Chaitya erhebt. Da wir solche Chaityas, die als die Urform aller buddhistischen Pagoden angesehen werden dürfen, zu vielen

Hunderten in Nepal finden, so sei an dieser Stelle eine kurze Beschreibung derselben gestattet. Der charakteristische Teil einer Chaitya ist der aus einer massiv gemauerten Halbkugel bestehende Unterbau, die „Garbh", in deren Innerm bei der Erbauung der Chaitya Buddhabilder, Getreide und allerlei Kostbarkeiten eingemauert wurden. Die Garbh des von uns besuchten Sambunath-Tempels hat einen Durchmesser von 50 und eine Höhe von 25 Fuß. Auf der Garbh steht der Toran, ein würfelförmiges, in diesem Falle vergoldetes Mauerwerk, an dessen vier Seiten stets je zwei Augen entweder gemalt oder durch Stuck hergestellt sind, welche die Allgegenwärtigkeit Adi-Buddhas andeuten sollen. Der Toran wiederum dient einem turmartigen, Chura mani genannten Aufbau aus 13 sich nach oben verjüngenden Stockwerken als Basis. Diese Stockwerke sollen die 13 buddhistischen Himmel repräsentieren. Gekrönt ist die Chura mani von einem vergoldeten Metallnetzwerk in Form einer Glocke oder eines Schirmes, der Kalsa, die in einem Knauf in Gestalt einer Lotosblume, einer Sonnenkugel oder einer Mondsichel ihren Abschluß findet. Die Kalsa ruht direkt auf einem in die Garbh eingemauerten, die Achse des ganzen Bauwerks bildenden Baumstamm. An den vier Kardinalpunkten der Garbh unseres Tempels sind Schreine angebracht, in denen die lebensgroßen, vergoldeten Bildnisse sitzender Buddhas untergebracht sind. Über Nacht werden diese Schreine mit kettenpanzerähnlichen, eisernen Vorhängen verschlossen. Zu zwei Seiten der Chaitya erheben sich auf quadratischer Grundfläche hohe, kegelförmige Bauwerke mit vergoldeten Spitzen, beide der Göttin Partabur geweihte Tempel, im Vordergrunde liegt auf einem drei Fuß hohen, zylindrischen Sockel der

einem Doppelzepter gleichende, sechs Fuß lange Donnerkeil des Indra aus vergoldeter Bronze.

Rund um die Chaitya gruppieren sich Tempel, Mönchswohnungen und Rasthäuser für Pilger, die stets in großen Scharen zum Sambunath wallfahrten, um hier ihre Opfergaben in Gestalt von Blumen und Reis niederzulegen. Für die Vertilgung der geopferten Reiskörner sorgen Hunderte von Affen, Enten und Tauben, die zum Tempel gehören und, wie sich denken läßt, auch ihrerseits dazu beitragen, daß es selbst hier, wo keine Tieropfer gebracht werden, nicht nach Lavendel duftet. Sehr niedlich nahm sich eine ihr Kleines säugende Affenmutter auf dem Haupte eines der goldenen Buddhas aus. In der Hauptsache wird der Tempel von Newaris und Bhutias besucht, doch begegnete ich daselbst auch vielen Tibetanern. Die Frauen derselben zeichnen sich durch reichen, geschmackvollen Schmuck aus, auch sah ich bei einigen Damen sehr merkwürdige, ihrer Form nach an die Gabel russischer Troykas erinnernde, bogenförmige Kopfputze, die mit Bändern und Riemen in aufrechter Stellung über dem Haupte der Trägerinnen in Balance gehalten werden. Sie sind meist in überreicher Weise mit Korallen, Türkisen und Malachitstücken besetzt. Ein aus Lhassa abkommandierter Lama ist mit der Unterhaltung des in zwei, mit zerlassener Butter gefüllten kupfernen Pfannen brennenden ewigen Feuers betraut. Sollte dieses trotz aller Vorsicht dennoch einmal erlöschen, so muß Ersatz aus dem 6 Kilometer von Khatmandu entfernt gelegenen tibetanischen Tempel in Bodhnath herbeigeschafft werden.

Der Sambunath-Tempel wird von den Tibetanern weniger zu Ehren Buddhas als wegen der Hindugöttin

Sitla, der hier ein Altar errichtet ist, besucht. Sitlas Aufgabe besteht darin, die sie anrufenden Pilger vor den Blattern zu schützen. Sie macht scheinbar keinen Unterschied zwischen Hindus und Buddhisten, denn bei beiden erfreut sie sich gleicher Popularität, und stets drängt sich eine aus ungeimpften Vertretern und Vertreterinnen der verschiedensten Konfessionen zusammengesetzte Menge in ihren Tempeln. Ich beobachtete hier eine sehr praktische Tibetanerin, welche der Göttin Reis opferte, diesen aber nicht den Affen und sonstigem Tempelgetier gönnte, sondern die mit vollen Händen ausgestreuten Körner von ihrem vor ihr stehenden Jungen in seiner Pelzmütze wieder auffangen ließ. Zu beiden Seiten des Sitlatempels sind große, aufrecht stehende Gebetmühlen befestigt, die beständig von Gläubigen in Umdrehung gehalten werden. In Tibet werden diese Mühlen vielfach mit Wasser oder Wind getrieben, so daß die frommen Buddhisten jeglicher Mühe beim Verrichten der Gebete überhoben sind.

Der von Tibetanern am meisten besuchte Wallfahrtsort ist der bereits erwähnte Tempel in Bodhnath, der gleichzeitig einer der größten Nepals ist. Er hat einen Umfang von über drei Kilometern. In einer Außenmauer eingelassen sind gegen 40 Nischen mit je 5 Gebetmühlen. Als ein gottgefälliges Werk gilt es, mehrmals um diese Mauer herumzulaufen und dabei jede einzelne Mühle in Bewegung zu setzen. Die nach Khatmandu kommenden Tibetaner beziehen meist in der Nachbarschaft dieses Tempels Quartier, und manchen Besuch habe ich ihnen hier in der Hoffnung abgestattet, Gelegenheit zu finden, den einen oder anderen ihrer interessanten Gegenstände für meine Sammlung zu erstehen. Leider sah ich mich in dieser Hoffnung bitter getäuscht; denn die guten

Leute wollten sich für kein Geld von ihren Schätzen trennen, und ich habe von ihnen nichts anderes als eine ziemlich roh gearbeitete kupferne Handgebetmühle und einen Türkisenschmuck heimgebracht.


Handgebetmühle aus Tibet.

Was der Tempel von Bodhnath für die Tibetaner, das ist der 5 Kilometer östlich von der Hauptstadt am linken Ufer des Bagmati gelegene Tempel der Pashupatinata für die Hindus. Pashupati ist ein kleines, verfallenes, schmutziges Städtchen, auf dessen Straßen sich mehr Schweine als Menschen zeigen, aber Schmutz hat bekanntlich noch nirgendwo in der Welt die Heiligkeit eines Ortes zu beeinträchtigen vermocht, geschweige denn in Nepal. In unmittelbarer Nähe des Ortes steht der geheiligtste Tempel des Landes, ein Tempel, zu dem Pilger aus allen Teilen Indiens jahraus jahrein herbeiströmen, und an den Ufern des hier in engem Bette zwischen 80 bis 100 Fuß hohen Ufern seine Wasser vorüberwälzenden Bagmatis erstrecken sich die aus gehauenen Steinen sorgsam gefügten Ghats zur Verbrennung der

Leichen aller in Khatmandu und Umgegend verstorbenen Hindus. Über den Fluß führen zwei solide Steinbrücken, von denen aus man den Verbrennungsprozeß in Ruhe beobachten kann. Zu Dutzenden sieht man hier Bahren mit Sterbenden, die vielleicht Hunderte von Meilen weit hergeschleppt worden sind, stehen, umlagert von Verwandten, welche auf den letzten Augenblick warten, um den Kranken dann, während sein Lebenslicht gerade am Erlöschen ist, mit den Füßen in die geheiligten Fluten zu tauchen. Zuweilen soll es auch vorkommen, daß die zärtlichen Verwandten, nachdem ihnen die Zeit lang geworden ist, den Kranken, den man mit einem solchen Aufwand von Zeit, Kraft und Geld herbeigebracht hat, um ihm Gelegenheit zu geben, an dieser geheiligten Stätte nun auch wirklich zu sterben und verbrannt zu werden, mit dem Kopf anstatt mit den Füßen ins Wasser tauchen, um auf diese Weise die Angelegenheit etwas zu beschleunigen. Am jenseitigen Flußufer führt eine breite, stattliche Steintreppe von 111 Stufen in einen schattigen Hain mit unzähligen, dem Andenken verstorbener errichteten Tempelchen. Neben jedem derselben hängt eine große Bronzeglocke, während das in Stein gehauene Bildnis eines Bullen vor dem Eingangstore steht. Zahllose Affen treiben auch hier ihr Wesen, und laut erfüllt ihr schriller Schrei die Luft.

Noch nicht allzu lange ist es her, daß auf den am Flusse liegenden Ghats neben den Leichen der Männer auch die Witwen derselben lebend auf den Scheiterhaufen gelegt wurden, um ihren Gatten in den Tod zu folgen. Diese ehemals unter den Hindus allgemeine Sitte, das „Sati", ist, nachdem sie in Indien von der englischen Regierung abgeschafft worden, auch in Nepal allmählich

aus der Mode gekommen, und nur vereinzelt kommt es heute noch in entlegenen Teilen des Landes vor, daß eine Witwe den Flammentod, dem sie früher nicht entrinnen konnte, dem Witwenstande vorzieht. Von dem soeben beschriebenen Tempelhain blickt man hinab auf den Fluß und den am linken Ufer liegenden Tempel des Pashupatinata, dessen vergoldetes Dach, im Sonnenschein strahlend, fast das Auge blendet.

Wieder zum Flusse hinuntereilend, trat ich, da die Tempelpforten offen standen und niemand versuchte, mich am Eintritt zu verhindern, in eine von terrassenförmig übereinander liegenden Höfen gebildete Anlage mit steinernen Schreinen und verschiedenen Werken indischer Bildhauerkunst. In der Mitte der Anlagen stand der goldgedeckte Tempel im Pagodenstil, der durch vier herrlich gearbeitete, mächtige silberne, teilweise vergoldete Doppeltüren geschlossen war. Vor demselben gewahrte ich das vergoldete Bildnis eines Bullen von etwa zehnfacher Lebensgröße, hinter diesem einen zweiten Bullen in Liliputformat. Begreiflicherweise interessierte mich die Architektur des Tempels, namentlich die auffallend schöne Ornamentik der silbernen Türen auf das lebhafteste, und so nahm ich denn sofort meinen photographischen Apparat, einen sogenannten „Kodak“, den ich mir von Kalkutta hatte nachsenden lassen, von der Schulter, um einige Aufnahmen zu machen. Kaum hatte ich mich jedoch aufgestellt, als ich auch schon bemerkte, daß die wenigen anwesenden Tempelbesucher sich zusammenrotteten und sich anschickten, eine drohende Haltung gegen mich anzunehmen. Es bedurfte keiner besonderen Erleuchtung meinerseits, um zu erkennen, daß hier jemand die Rolle des Hausknechts aus dem Nubierland mir gegenüber zu spielen entschlossen



Tibetanischer Tempel in Bodhnath. Nepal.

sei, und da ich wußte, daß mit den Hindus in ihren Tempeln nicht gut Kirschen essen ist, steckte ich meinen Kodak wieder ein und trat den Rückmarsch an, um mir die Tempelanlage lieber noch einmal von außen anzusehen. Ich hatte die Torschwelle noch nicht völlig überschritten, als auch die Pforte von innen laut krachend hinter mir ins Schloß fiel, so daß ich recht unsanft auf die Straße flog, während gleichzeitig von der versammelten Menge nicht mißzuverstehende Laute der Verwünschung gegen mich ausgestoßen wurden. Ohne mich weiter um die fanatische Bande zu kümmern, bestieg ich ruhig meinen außerhalb des Tempels angebundenen Radja und trabte, dem Vorfall keinerlei weitere Bedeutung beilegend, heim nach Khatmandu.

Erst am folgenden Morgen erfuhr ich, was ich angerichtet hatte, als nämlich Oberst Mahabeer Singh ganz gegen seine Gewohnheit schon in frühester Stunde erschien, mich beglückwünschte, daß ich gestern ohne Prügel, Messerstiche und Steinwürfe davongekommen sei, und mir mitteilte, ich habe durch mein Betreten des Pashupatinatatempels die geheiligtste Stätte des Landes entweiht, er komme, mich im Auftrage des Maharadjas inständigst zu bitten, im Interesse meiner Sicherheit nicht mehr ohne Begleitung auszugehen, vor allem aber mich nicht wieder in einem der Hindutempel sehen zu lassen.

Dann erzählte er mir, wie der brahminische Hohepriester des Landes, der „Guruji", als er heute früh in den Palast gekommen sei, um wie gewöhnlich den König und Maharadja aus seiner hohlen Hand geheiligtes Gangeswasser, wie solches auch zum Waschen der Götzenbilder Verwendung findet, trinken zu lassen, nach beendeter Zeremonie Klage geführt habe, daß ein Un-

gläubiger, ein outcast, gestern in das Innere des Pashupatinatatempels eingedrungen sei und damit den Tempel geschändet habe. Man habe infolge dieses Vorfalles den Entschluß gefaßt, den mit der Hütung des Heiligtums betraut gewesenen Priester aus der Kaste auszustoßen, den Tempel selbst aber, dessen über ganz Indien verbreiteter Ruf jetzt auf dem Spiele stünde, für sieben Tage zu schließen und während dieser Zeit eine gründliche Reinigung desselben mit Kuhexkrementen vornehmen zu lassen. Gleichzeitig habe er den Maharadja ersucht, mich von dem Unheil, welches ich — wie er annehme — ohne Wissen und Willen angerichtet, in Kenntnis zu setzen und mich vor weiteren Tempelentweihungen zu warnen.

Mir war die Sache im höchsten Grade unangenehm, da ich stets auf meiner Reise das Möglichste getan hatte, alles zu vermeiden, was einer Nichtachtung der religiösen Gefühle Andersdenkender gleich sehen konnte, ich bat daher den braven Obersten, dem Maharadja sowohl wie dem Guruji mein aufrichtiges Bedauern über den Vorfall auszusprechen und den Herren die Versicherung zu geben, daß es einen reuigeren Sünder wie mich in Nepal nie gegeben habe. Mahabeer Singh tröstete mich nach Kräften und meinte, ich brauche mir die Angelegenheit nicht weiter zu Herzen zu nehmen, denn, wie er mir im Vertrauen mitteilte, habe sich der Maharadja nebst seinen Brüdern sogar höchlichst über den Vorfall amüsiert, besonders wohl deswegen, weil sie, als nicht zur allerhöchsten Kaste der Brahminen gehörend, vom Guruji selber nicht in den Pashupatinatatempel hinein gelassen würden. Man bäte mich jedoch, den Besuch nicht zu wiederholen, denn der englische Resident, der vor einigen Jahren versucht habe, nur von außen eine Skizze des Tempels aufzunehmen,

wäre von der fanatischen Menge gar übel zugerichtet worden. Jedenfalls könnte ich mit einem gewissen Stolz behaupten, der erste und wahrscheinlich auch letzte Europäer zu sein, der das Innere dieser geheiligten Anlage betreten habe.

Nachdem sich meine Zerknirschung allmählich verflogen hatte, überlegte ich sofort, wie ich am besten aus der Not eine Tugend machen könne, und entschloß mich, die Gelegenheit zu benutzen, dem Guruji, den ich sehr gern kennen lernen wollte, da mir allerhand wunderbare Geschichten über seine Person und seinen nicht allzu moralischen Lebenswandel zu Ohren gekommen waren, meine Aufwartung zu machen. Gedacht — getan! Ohne Zeit zu verlieren, machte ich mich auf den Weg zu seinem Palaste, um mich ihm persönlich als reumütigen Tempelschänder vorzustellen. Ich klopfe an ein kleines Holztor, ein alter Pförtner öffnet, gibt mir auf meine Frage, ob Seine Eminenz daheim seien, bejahende Antwort und verschwindet mit meiner Karte, um mich anzumelden. Nach etwa fünf Minuten kommt er mit halb verlegenem, halb entrüstetem Gesichte zurück und erklärt, der Herr Guruji lasse mir sagen, er sei seit mehreren Tagen verreist, und schlägt mir die Tür vor der Nase zu. Nach dieser nicht leicht mißzuverstehenden Ablehnung habe ich keine weiteren Versuche gemacht, mich dem verstimmten Oberpriester zu nähern, um mir seine Verzeihung und seinen Segen zu erflehen.

Am Nachmittage desselben Tages brachen König und Maharadja mit großem Gefolge zur Jagd in Terai auf. Da der jugendliche Herrscher bei dieser Gelegenheit seinen ersten Tiger schießen sollte, wurde die ganze Angelegenheit als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt, und

gegen zehntausend Menschen, Kulis, Soldaten, Diener, Musikanten und Tänzerinnen sollten im Lager versammelt sein, abgesehen von einigen Hundert trainierter Jagdelefanten. Vom Obersten Mahabeer erfuhr ich, daß man über ca. vierhundert Jagdelefanten in Nepal verfüge, daß die meisten derselben tigerfest seien, das heißt keine Furcht vor Tigern zeigten, hingegen rhinozerosfeste Elefanten zu den größten Seltenheiten gehörten. Der Elefant fühle sich gegen das ihn angreifende gepanzerte und gehörnte Ungetüm, welches meist versuche, ihm mit dem Horn den Leib aufzuschlitzen, wehrlos, während ein Fußtritt seinerseits genüge, den Tiger kampfunfähig zu machen. Für die Bewohner des Terais ist eine derartige königliche Jagd eine schwere Heimsuchung, denn sie haben wochenlang die im Lager untergebrachten Menschen und Tiere zu verpflegen, ohne irgendwie dafür entschädigt zu werden. Auch einige der Damen des Palastes sah ich, in Wolken weißen Musselins schwebend, in offenen Wagen die Residenz verlassen, um bis zum Chandraghiripaß zu fahren und von dort die Reise ins Lager in Sänften fortzusetzen. Während der Abfahrt der Herrschaften wurde Salut für den König, Maharadja und jeden einzelnen Prinzen gefeuert.

Mit der Regierung des Landes war für die Dauer der Abwesenheit des Regenten Bir Shum Shere dessen ältester Bruder, General Dep Shum Shere betraut worden. Einer Einladung desselben folgend, fuhr ich in Begleitung meines Obersten in einem königlichen Wagen nach dem etwa 1½ Kilometer im Südosten der Stadt am Ufer des Bagmati gelegenen Palaste Thapatali, der mit seinen Höfen, Gärten, Pavillons, Dienerwohnungen, Elefantenstallungen und Kasernen eine Grundfläche von

mehreren Quadratkilometern bedeckt und ehemals dem größten Mann der nepalesischen Geschichte Jung Bahadur als Residenz gedient hat. Thapatali ist eine in sich geschlossene kleine Stadt, in der mehrere tausend Menschen leben.

Die Repräsentationsräume des Commander in Chief of the whole Nepalese Forces — diesen Titel schrieb mir General Dep Shum Shere später beim Abschiede auf seine Photographie — liegen im ersten Stock eines langgestreckten Gebäudes und sind europäisch eingerichtet. Der General, ein ziemlich korpulenter, gutmütig dreinschauender Herr von 28 Jahren mit blauer Brille, empfing mich in großer Uniform und nötigte mich, neben ihm auf einem sogenannten Rondelsofa Platz zu nehmen. In einem der Nebenräume war eine



General Dep Shum Shere.

Militärmusikkapelle aufgestellt, die, mit der Wacht am Rhein beginnend, während der ganzen, etwa zwei Stunden dauernden Audienz ausschließlich deutsche Weisen spielte. Der General ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, in erster Linie aber passionierter Soldat und als solcher ein grenzenloser Bewunderer der deutschen Armee und ihrer Führer. Mit der größten Verehrung sprach er vom alten Kaiser Wilhelm, von Moltke und Bismarck, pries das energische Wesen des

jungen Kaisers und teilte mir mit, er lese nicht nur alles, was über Deutschlands Herrscher und dessen Familie erscheine, sondern ließe seine Söhne in militärischer Weise erziehen, wie solches am Hofe in Berlin der Fall sei. Als Beweis für seine Behauptung wurde sein sechsjähriger, allerliebster Sohn gerufen, und der kleine, in Uniform gekleidete Mann mußte vor mir nach englischem Kommando alle möglichen Wendungen und Griffe ausführen, dann wurden, während wir Zigaretten rauchten und die Musik „Komm herab, o Madonna Theresa“ spielte, interessante Waffen und Jagdtrophäen, Hirschgeweihe, Elefanten- und Nashornschädel, Tigerfelle und Büffelhörner herbeigeholt und gebührend bewundert. Zum Schluß wurde ein Lederkasten gebracht und mir eingehändigt. Ich öffnete denselben und erkannte in dem Inhalt eine der kostbaren, perlen- und edelsteinbedeckten Kopfbedeckungen, die ich bereits geschildert habe, und von denen jede einen Wert von mindestens einer halben bis einer Million Mark darstellt. Da mir der Schalk im Nacken saß, erhob ich mich, verbeugte mich feierlichst vor dem General und stammelte meinen untertänigsten Dank für das ebenso kostbare wie interessante Andenken, welches er mir habe überreichen lassen.

Anfangs saß mein ehrenwerter Wirt da, wie vom Blitz getroffen, mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen. Allmählich erholte er sich jedoch von seinem Schrecken und erklärte verlegen die Sache für ein kleines Mißverständnis, da er mir den Helm nur „zur gefälligen Ansicht“, nicht aber als „Souvenir d'amour“ übergeben habe. Derselbe sei nämlich Eigentum der Krone und als solches zu seinem Bedauern unveräußerlich. Ich beruhigte Seine Exzellenz sofort, erklärte, mir nur einen

kleinen Scherz mit ihm erlaubt zu haben, und ermutigte ihn, mir noch mehr von seinen Schätzen zu zeigen.

Als er erfuhr, daß ich unter anderm auch Münzen in Nepal sammele, ließ er einen Teller mit älteren Gold- und Silberstücken herbeiholen und bat mich, dieselben als kleinen Beitrag seinerseits zu meiner Sammlung entgegenzunehmen, was ich auch, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, tat. Beim Abschiede ersuchte er mich, ihn vor meinem Verlassen Khatmandus nochmals zu besuchen, da er mir ein für mich sicherlich interessantes Erinnerungszeichen an meinen Aufenthalt in Nepal mitgeben wolle.



Kukri in goldbeschlagener Scheide, 1/4 natürl. Größe.

Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß dieses Erinnerungszeichen in einem der besten je im Lande gearbeiteten Kukris in goldbekleideter Scheide und einer von den Nepalesen im Kriege 1825 erbeuteten tibetanischen Kavallerielanze besteht. Auf dem Goldbeschlag der Scheide des Kukris sind als Widmung die Worte „Souvenir Dep Shum Shere“ eingehämmert.

Die Stadt Patan liegt neben Khatmandu, etwa wie Deutz neben Köln. Man überschreitet, den Palast Thapatali verlassend, eine den Bagmati überspannende lange Holzbrücke, von der man einen guten Überblick über die

am rechten Flußufer sich aneinander reihenden zahllosen Tempel hat, erklettert einen Hügel und befindet sich in der 30 000 Einwohner zählenden, zweitgrößten Stadt des Landes. Patan ist im Jahre 299 christlicher Zeitrechnung gegründet worden und somit eine um 424 Jahre ältere Stadt als Khatmandu.

Wir finden in ihr dieselben engen, von Schweinen belebten Straßen, den gleichen Schmutz wie in der Hauptstadt, aber ungleich prächtigere Tempelbauten und weniger moderne Gebäude, so daß Patan dem Maler noch mehr herrliche Motive bietet als Khatmandu. Von neuen Gebäuden ist eigentlich nur der Tempel von Radja Krischna zu nennen, unstreitig eine der schönsten Bauten, die unter der Gurkadynastie aufgeführt worden sind. Immerhin paßt er mit seinen Steinkolonnaden, seinen vielen massiven Türmen und Türmchen nur schlecht in die Nachbarschaft der alten Newartempel und Häuser, die mit ihren schweren, weit ausladenden Dächern, ihren reichgeschnitzten Dachbalken, Fenstern und Balkonen das Auge jedes Malers entzücken müssen. Am interessantesten ist ein vor dem alten Newarpalaste liegender Platz, auf dem sich neben einer Anzahl sehr schöner Tempel zwei hohe vierkantige Steinmonolithe mit mächtigen Kapitälen in Form von Lotosblumen erheben, die den vergoldeten Statuen ehemaliger Newarfürsten als Basis dienen. Die in kniender oder vielmehr hockender Stellung mit zum Gebet zusammengelegten Händen dasitzenden Herrschaften machen den Eindruck, als fühlten sie sich da oben in hohem Grade unbehaglich. Hinter der einen dieser Statuen erhebt sich eine ihre Halslefzen aufblähende Cobra, auf deren Kopf ein kleiner Vogel sitzt. Vor dem mächtigen Bronzetor des alten Palastes halten zwei steinerne Löwen

mit gekräuselten Mähnen und stumpfsinnig vergnügten Gesichtern Wache.

Auf dem Rückwege von Khatmandu warf ich noch von der Straße aus einen Blick in einen neben Thapatali stehenden neuen Tempel, in dessen Hof sich auf einem säulenartigen Unterbau das von vier recht lebendig dargestellten bronzenen Greifen bewachte Standbild Jung Bahadurs erhebt, und stattete dann dem in der Nähe des Paradeplatzes liegenden Gefängnis meinen Besuch ab. Leider mußte ich mich damit begnügen, mir die recht vernachlässigten Anlagen aus der Vogelschau von einem der Wachttürme aus anzusehen, da man sich, jedenfalls der hier herrschenden Zustände wegen, weigerte, mich in das Innere des Gefängnisses hineinzulassen. Mir gab man natürlich als Grund an, der Besuch sei für mich ein derartig gefährliches Unternehmen, daß man die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen könne. Über schlechte Behandlung können sich die hier internierten zirka 300 Herren Gefangenen (Damen befinden sich nicht in diesem Gefängnis) kaum beklagen. Nur die allerschwersten Verbrecher sind eingekerkert, die übrigen werden außerhalb des Gefängnisses bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt, erhalten 10 bis 20 Pfg. Löhnung per Tag und können sich dafür in einem Laden, der vom Gefängnisdirektor unterhalten wird, an Nahrungsmitteln kaufen, wonach ihr Herz sich gerade sehnt. Außerdem ist es ihnen erlaubt, sich von Freunden oder Verwandten Speisen zutragen zu lassen. Ihre Beaufsichtigung am Tage ist eine möglichst oberflächliche, so daß sie in der Stadt nach Herzenslust umherspazieren und Besuche machen können. Dr. Shore erzählte mir, daß mehrere Gefangene eines Tages aus der Nähe der Residentur einige große Stücke Bauholz fort-

getragen und in der Stadt verkauft hätten. Bei Sonnenuntergang haben sie sich wieder in der Anstalt einzufinden, und nicht selten sieht man Sträflinge, die sich verspätet haben, Einlaß begehrend, mit voller Wucht gegen die Gefängnistore schlagen.

Die weiblichen Gefangenen, meist wegen Ehebruchs zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte Frauen, werden ausschließlich in einer unterhalb der Stadt gelegenen Pulvermühle beschäftigt. Trotzdem bei den Gurkas Vielweiberei allgemein ist, gilt der Bruch ehelicher Treue für das schwerste Vergehen, das sich jemand zuschulden kommen lassen kann. Die des Ehebruchs überführte Frau wird in der Regel von ihrem Gatten um eine Nase kürzer gemacht und dann ins Gefängnis geworfen, ihr Verführer aber von dem beleidigten Gatten mit dem Kukri öffentlich niedergemacht. Zu diesem Zwecke wird der nach erwiesener Schuld eingekerkerte Ehebrecher vor versammeltem Volk mit dem gekränkten Manne zusammengeführt, freigelassen und nachdem ihm ein kleiner Vorsprung gegeben worden ist, von diesem verfolgt und getötet, falls es ihm nicht, was fast nie vorkommt, gelingen sollte, zu entkommen. Er kann sich dieser Bestrafung allerdings dadurch entziehen, daß er öffentlich unter dem emporgehobenen Bein des Beleidigten durchkriecht und damit seiner Kaste verlustig geht. Doch zieht der Gurka fast immer den Tod einer solchen Erniedrigung vor.

Die Newaris huldigen einer weit leichteren Auffassung der ehelichen Pflichten. Jedes Newarmädchen wird bereits in frühestem Kindesalter mit einer Belfrucht, der holzharten, orangeförmigen Frucht der mit dem Citrus verwandten Feronia elefantum, vermählt. Nach erfolgter Zeremonie wird die Frucht in einen geheiligten

Fluß geworfen und damit das Kind als verheiratet betrachtet. Ist es zur Jungfrau herangereift, so wird ihm von seinen Eltern ein wirklicher Gatte beschert, den die junge Frau jedoch, sobald er ihr nicht gefällt, wieder verlassen kann. Sie legt eine Betelnuß unter sein Kopfkissen und verläßt das Haus, womit die Angelegenheit erledigt ist. Der Zweck ihrer Verheiratung mit der Belfrucht war in früheren Zeiten der, daß sie infolge dieser Zeremonie niemals Witwe werden und somit auch nicht in die unangenehme Lage kommen konnte, ihrem verstorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen folgen zu müssen. Auffallend häufig sollen unter der weiblichen Bevölkerung Nepals Selbstmorde aus verschmähter oder gekränkter Liebe vorkommen, und zwar stürzen sich die Lebensmüden mit besonderer Vorliebe in irgend einen Brunnen, der nach dem Unfalle natürlich wie überall, nachdem das Kind hineingefallen ist, zugedeckt, hierzulande gleichzeitig aber auch nie wieder zum Wasserschöpfen benutzt wird. Sollte in dem Bassin der jetzt im Bau begriffenen großen Wasserleitung Khatmandus ein solcher Selbstmord vorkommen, so dürfte die ganze Anlage mit einem Schlage für die Stadt wertlos werden, da niemand je wieder einen Tropfen aus derselben entnehmen würde. Der mit dem Bau der Leitung betraute englische Ingenieur Mr. St. Clair wird denn auch, bevor Wasser in das Bassin gelassen wird, letzteres trotz seiner großen Ausdehnung vollkommen überwölben lassen.

Am Weihnachtsabend versammelten wir wenigen Europäer uns im Hause Dr. Shores und gedachten bei perlendem Champagner der Lieben in der fernen Heimat. Den letzten Christabend hatte ich an den Abhängen des höchsten Berges des dunklen Weltteils, am Kiliman-

dscharo in Ostafrika verlebt, jetzt saß ich am Fuße des schneebedeckten Bergtitanen des Himalayas, des altehrwürdigen Gaurisankar. Welch ein Wechsel. Am folgenden Tage, nachdem sich die fast regelmäßig in den Frühstunden über der Ebene lagernden dichten Nebel verzogen hatten, ritten wir bei Sonnenschein und unbewölktem Himmel auf breiter, gutgehaltener Landstraße in Richtung auf Batgaon, der drittgrößten Stadt des Khatmandutales, munter unseres Weges. Ununterbrochen führte der Marsch durch kleinere und größere Dorfschaften, zwischen sauber bestellten und vortrefflich bewässerten Feldern, in östlicher Richtung weiter. Hie und da sahen wir Feldarbeiter auf den Äckern mit hölzernen Schlägeln schwere Erdschollen zerkleinern oder mit eigenartigen Spaten, in Form eines Plätteisens, die Bewässerungsgräben reinigen. In einem der Dörfer wurde mitten auf der Straße in einem aus zwei, durch ein Bambusrohr verbundenen großen, irdenen Töpfen gebildeten Destillierapparat aus Reis und Weizen ein „Rakshi" genannter Schnaps bereitet, der sich bei der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreut. Die Bereitung des Rakshi steht jedermann im Lande frei, doch wird für den zum Verkauf gebrachten Schnaps Steuer erhoben. Bei Mitgliedern der höheren Kasten ist der Genuß der Alkoholika eigentlich verpönt, aber man scheint es auch hier mit den religiösen Vorschriften nicht allzu genau zu nehmen; denn Tatsache ist, daß in Nepal der Import europäischer Liköre, namentlich auch französischen Champagners in höchster Blüte steht und von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annimmt.

Tee wird im Lande nicht gebaut, aber aus Tibet eingeführt und von allen Klassen der Bevölkerung entweder

mit Gewürzen zusammen gekocht oder nach tibetanischer Art mit Butter und Milch gemischt getrunken.

Nach etwa 12 Kilometer Marsches gelangten wir nach Batgaon und machten an einem vor der Stadt gelegenen, hoch eingedämmten, von Kolonnaden umgebenen Wasserbassin beim Siddha Pokri Halt, um einen kleinen Imbiß einzunehmen und dann, unsere Pferde auf guter Weide zurücklassend, in die Stadt zu wandern.

Batgaon, auf einer Anhöhe am Ufer des Hanumanflusses gelegen, ist die sauberste der drei großen Städte Nepals, hat ebenfalls gleich Patan gegen 30000 Einwohner und macht mit seinen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Straßen, seinen wohlerhaltenen Häusern und Tempeln einen recht ansprechenden Eindruck, der noch am Tage unseres Ausfluges, da die Newaris gerade ein Fest begingen, durch die Lebendigkeit seiner Bewohner wesentlich erhöht wurde. Männlein und Weiblein waren festlich geschmückt, und, wie es schien, durch den seltenen Besuch dreier Europäer in besonders gehobener Stimmung.

Als wir einer zwei riesige Wasserbüffel durch die Straßen treibenden Menschenmenge begegneten, machte Mr. Gaye mich darauf aufmerksam, daß, falls ich noch keinem Büffelopfer der Newaris beigewohnt habe, sich für mich jetzt hierzu Gelegenheit böte. Ich schloß mich also, wie der Berliner Schusterjunge der aufziehenden Wache, der büffeltreibenden Gesellschaft an und hielt nach wenigen Minuten mit derselben vor einem unscheinbaren Tempel, der eigentlich nichts anderes war als eine säulengetragene Veranda, in der nebeneinander drei in Stein gehauene Bilder der blutgierigen Göttin Durga standen. Mit Hilfe eines ihm um die Beine geschlungenen Strickes wurde das erste der beiden Opfertiere zu Boden geworfen,

seine Füße wurden, um es am Strampeln zu hindern, fest zusammengeschnürt und ihm dann von zwei kräftigen Männern der Kopf nach hinten gebogen, um die Halshaut straff zu spannen. Der mit der Schlächterei betraute Priester machte sich nun daran, nachdem er seinem Messer auf einer der Tempelstufen noch einen letzten Schliff gegeben hatte, an jeder Seite der Halsröhre die Haut oberflächlich aufzuschlitzen und dann mit den Fingern die großen Schlagadern aus den sie umgebenden Fleischmassen vorsichtig, ohne sie zu verletzen, loszulösen und freizulegen. Als dieser Prozeß unter dem Gelärme und allerhand Witzen der Priester und des sich herumdrängenden Volkes glücklich erledigt war, zerrte man das vor Angst und Schmerz zitternde Tier dicht vor das Bild der Gottheit, der es bestimmt war. Durch einen kleinen Längseinschnitt wurden dann die Adern geöffnet und die beiden aus demselben hoch emporspritzenden feinen Blutstrahlen mit geschickter Hand direkt auf das betreffende Götzenbild gerichtet. Häufig werden aber auch die umstehenden Menschen mit einer Bespritzung bedacht, so daß die meisten Leute am Abend eines solchen Festtages aussehen, als kämen sie von einer sizilianischen Vesper. Nur durch schleuniges Zurückspringen gelang es mir, mich einer mir speziell zugedachten Bespritzung zu entziehen. Nach und nach wurden die Blutstrahlen schwächer und schwächer, und unter konvulsivischen Zuckungen, mit lautem Ächzen hauchte das arme, mindestens eine Viertelstunde lang gequälte Tier brechenden Augs seinen Atem aus, während von den umstehenden Menschen Reis, Blumen und Radieschen auf die blutbesudelte Gottheit geworfen wurden.

Das zweite Opfer folgte, dann wurden die getöteten Tiere zerlegt, und ihr Fleisch, von dem die Priester natür-

lich ihren Anteil erhielten, zwischen denjenigen Personen verteilt, die sich zum Ankauf der Opfertiere zusammengetan hatten. Die Hörner der Büffel werden vielfach zur Erinnerung an das Opferfest an einer passenden Stelle des Tempels festgenagelt. In ähnlicher Weise werden auch Ziegen, Hühner oder Enten geopfert, nur ist der Anblick dieser kleineren Opfer natürlich weniger widerwärtig. An dem Hauptopferfeste, der Dassera oder Durga Pujah, welches zehn Tage dauert, sollen nach Aussage des Obersten Mahabeer Singh allein im Khatmandutale gegen 100000 Ziegen und mehrere Tausend Büffel geschlachtet werden. Das Hauptschlachtfest findet am 9. Tage der Dassera statt. An diesem Tage bekränzen die Nepalesen ihre Elefanten, Pferde, Rinder, Hunde und sonstigen Haustiere, und die einzelnen Regimenter bringen unter Entfaltung alles möglichen militärischen Pompes ihre Opfer der Durga dar, um auf diese Weise das Kriegsglück an ihre Fahnen zu fesseln. Die Gurkas quälen übrigens ihre Opfertiere nicht in der geschilderten Weise, sondern trennen ihnen, nachdem das Tier mit der Nase an den Boden gefesselt ist, mit Hilfe ihres Kukris oder eines sichelförmig gebogenen Richtschwertes, dem „Khora“, mit einem einzigen, sicher geführten Hiebe den Kopf vom Rumpfe. Auf einen Kanonenschuß fallen bei einer solchen, in Gegenwart des Königs in Khatmandu abgehaltenen Regimentsfeier unter dem Klange der Musikkapellen und dem Jauchzen der Menge zuweilen mehrere hundert Büffelköpfe in derselben Sekunde. Macht Patan den Eindruck einer dem Verfall entgegengehenden Stadt, so kann sich in Batgaon der Besucher im Gegenteil des Eindruckes nicht erwehren, daß die Stadt sich in den letzten Jahren mehr und mehr entwickelt hat, Häuser

und Tempel befinden sich in besserem Zustande, und man sieht, daß auch an gewöhnlichen Tagen ein lebhafter Verkehr hier stattfindet.

Als besondere Sehenswürdigkeit Batgaons gilt neben dem sich durch Reichtum seiner Ornamentik auszeichnenden goldenen Tor des aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammenden Palastes der im Pagodenstil erbaute, von fünf übereinander sich erhebenden Dächern gekrönte und von den Newaris Nyatpola Dewal genannte größte Tempel der Stadt. Auf jeder der vier den Unterbau des Gebäudes bildenden Plattformen halten zu beiden Seiten einer Treppe kolossale Steinfiguren Wache, und zwar auf dem unteren Absatz die Statuen zweier historischer Ringkämpfer eines der Radjas von Batgaon, die jeder so stark gewesen sein sollen wie zehn gewöhnliche Menschen, auf dem zweiten Absatz Elefanten, die zehnfache Kraft der Ringer darstellend, dann folgen Löwen, zehnmal so stark als Elefanten, und den Schluß bilden Greifen, zehnmal an Kraft den Löwen überlegen. Daniel Wright, dessen Buche „History of Nepal“ ich manche interessante Aufschlüsse über das Land und seine Bewohner verdanke, behauptet, daß niemand außer den Priestern erlaubt sei, den Tempel zu betreten, so daß das gewöhnliche Volk nicht einmal weiß, welcher Gottheit derselbe eigentlich geweiht ist.

Unter dem Vortritt zweier mit Knuten bewaffneter Polizisten hielten wir einen Umgang durch die belebten Basare und nahmen dann außerhalb der Stadt, unbehelligt von Zuschauern, auf einer grasbedeckten Anhöhe unter freiem Himmel angesichts der unvergleichlich großartigen Kette schneebedeckten Berge des Himalaya ein inzwischen von Khatmandu herbeigebrachtes „tiffin“ ein,



Durbar und Tempel in Batgaon. Nepal.

um später in fröhlichster Stimmung in der schärfsten Gangart, die unsere Ponys anschlagen konnten, nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Einen der letzten Tage meines Aufenthaltes in Khatmandu verwandte ich auf einen Besuch des außerhalb der Stadt gelegenen Zeughauses, in dem, ganz im Stile ähnlicher europäischer Institute, die in den verschiedenen nepalesischen Feldzügen erbeuteten Waffen neben ausrangierten, für etwaige Kriegsfälle aufbewahrten Rüstzeugen in geschmackvoller Weise an den Wänden befestigt oder zu Kronleuchtern vereinigt untergebracht sind. Diesem Besuche folgte ein solcher des Arsenals, eines einstöckigen, langgestreckten Schuppens am Paradeplatz. Ich habe bereits erwähnt, daß die Nepalesen sich ihr Kriegsmaterial nach europäischen Modellen und unter Anwendung europäischer Maschinen selber herstellen, ihre Handwaffen sowohl wie ihre Geschütze. Von letzteren wurden mir gegen 40 bronzene 12-Pfünder, mehrere Mörser und sogar eine von Jung Bahadur selbst erfundene Mitrailleuse gezeigt. Die Geschütze sind teils darauf eingerichtet, von Menschen gezogen, teils von Maultieren getragen zu werden. Auch eine Elefantenbatterie mit allem Zubehör wurde mir vorgeführt. Der bereitliegende Bestand an Geschossen ist ein sehr bedeutender, auch ist dafür gesorgt, daß im Falle eines plötzlich ausbrechenden Krieges die nötigen Transportmittel sofort zur Hand sind. Kurzum, alles macht einen vortrefflichen Eindruck, und ich glaube, Nepal das allerdings nicht allzuviel sagende Zeugnis ausstellen zu dürfen, daß es ungleich besser gerüstet ist, als manche der deutschen Kleinstaaten es noch im Jahre 1866 waren. Die in den Gewehrfabriken beschäftigten Arbeiter sind meist Newaris, die Leiter und Aufseher vielfach Leute

aus der indischen Ebene. Eisen, Kupfer, Schwefel sowie geringe Mengen Silber und Gold werden im Lande gefunden, Blei, Zinn und Salpeter importiert. Die Bronzegießerei steht im Lande noch heute in hoher Blüte.

Als ich, das Arsenal verlassend, wieder auf den Paradeplatz gelangte, kam gerade ein Regiment mit klingendem Spiel anmarschiert und nahm Aufstellung. Ich erfuhr, daß im Laufe des Nachmittags eine Revue vor meinem Freunde, dem Commander in Chief of the whole Nepalese Forces, General Dep Shum Shere, stattfinden sollte, und entschloß mich daher, mich sofort zu Mr. Gaye zu begeben, um von den Fenstern seines direkt an den Platz stoßenden Hauses diesem Schauspiele beizuwohnen. Gegen 5 Uhr waren etwa 13000 Mann mit mehreren Musikkorps versammelt, die in Zug- oder Kompagniekolonnen auf- und abmarschierten während sich nach und nach etwa zwei Dutzend Generale auf einem großen gemauerten Rondel, in dessen Mitte sich ein breitkroniger Baum erhebt, einfanden. Sie kamen nicht zu Pferde, sondern in Wagen oder zu Fuß, jeder von einem Träger, der einen riesenhaften, bunten Sonnenschirm über ihn hielt,. begleitet. Sobald ein neuer General anlangte, machten die Truppen Halt, wo sie sich gerade befanden, präsentierten, und während die Exzellenz zum Rondel hinaufstieg und, von seinem Schirmträger gefolgt, gravitätisch um den Baum herumschritt, schmetterten die Musikkorps eine Begrüßungsfanfare.

Als der Herr Generalissimus schließlich erschienen war und sich nach Rang und Würden hatte anblasen lassen, formierten die sämtlichen Truppen ein zweigliederiges Karree, dessen Mittelpunkt das erwähnte Rondel bildete. Auf ein Zeichen des Höchstkommandierenden

wurde aus einem in der Nähe stehenden Käfig eine kleine Antilope (Antilope cervicapra) herausgelassen, welche, nachdem sie sich zuerst scheu umgesehen hatte, friedlich zu grasen begann, bis plötzlich von einer Seite des Karrees vier Windhunde in langen Sätzen heransprengten und damit die widerwärtigste Jagd begann, die man sich vorstellen kann. Die Antilope, welche an Schnelligkeit ihren Verfolgern weit überlegen war, suchte in blitzartigen Bewegungen hin- und herschießend diesen zu entrinnen, wo immer sie indessen versuchte, einen Ausweg zu entdecken, überall fand sie sich von einem Wall von Bajonetten umgeben. In einem verzweifelten Augenblicke schien sie den Versuch machen zu wollen, über die karreebildenden Soldaten hinwegzusetzen, aber sobald sie sich zum Sprunge anschickte, brach die gesamte sie einschließende Mannschaft in ein ohrenbetäubendes Geschrei aus, so daß das entsetzte Tier seinen Entschluß änderte und wiederum Kehrt machte. Diese Hetzerei mochte etwa eine Viertelstunde gewährt haben, als der Befehl erteilt wurde, das Karree zu verkleinern. Erst nachdem es allmählich auf ein Drittel seiner ursprünglichen Größe reduziert worden war, gelang es den inzwischen stark ermüdeten Hunden unter frenetischem Jubel der Soldaten, das dem Verenden nahe Tier zu packen und zu zerreißen. Damit war dieses militärische Schauspiel beendet, die Generale setzten sich unter Tuschblasen wieder in ihre Wagen, und mit Sang und Klang zogen die einzelnen Regimenter in ihre Quartiere zurück.

Etwa drei Wochen mochten seit meiner Ankunft in Khatmandu vergangen sein, als ich eines schönen Tages bei einem Besuche in Thapatali Herrn Dep Shum Shere nahe legte, daß, so sehr ich ihn und sein schönes Vater-

land auch liebe, sie beide mir dennoch weit teurer würden, wenn man mir die Erlaubnis erteilte, das Land über seine Nordgrenze auf dem Wege nach Tibet zu verlassen. Tibet, das war das Land, welches mich, nachdem ich Nepal kennen gelernt hatte, mehr anzog, als ein anderes Stück terra incognita unseres Planeten. Lhassa, zu dessen Toren so viele Reisende gestrebt, um schließlich, wenn sie wirklich bis an dieselben gelangt waren, sich wieder zur Umkehr gezwungen zu sehen, Lhassa, das Rom, das Mekka der Buddhisten, warum sollte es nicht gerade mir vorbehalten sein, hier als erster Europäer mit dem Dalai Lama Tee zu schlürfen und mich von ihm mit einem himmelblauen Seidenschal beschenken zu lassen!

Wenn irgend jemand mir zur Erreichung dieses Zieles behilflich sein konnte, so war es der Maharadja von Nepal. Er brauchte mich nur als Soldat in eines seiner Regimenter einzustellen und mich dann als solchen mit der Eskorte der nächsten von hier nach Lhassa ziehenden Gesandtschaft an das Ziel meiner Wünsche marschieren zu lassen. Als ich jedoch diesen meinen Plan Herrn Dep Shum Shere auseinandersetzte, machte er ein sehr nachdenkliches Gesicht. Daß ich mich soweit erniedrigen wollte, als gemeiner Soldat in die nepalesische Armee einzutreten, lediglich um Gelegenheit zu finden, nach Lhassa zu ziehen, dort allerhand Studien zu machen und der Welt zu berichten, wie es daselbst zugehe, das überstieg das Begriffsvermögen meines verehrten Freundes. Es schien für ihn festzustehen, daß ich mit dieser Expedition etwas ganz Besonderes im Schilde führe, irgend eine politische Mission verbinde, aus der Nepal selbst kein Segen erwachsen könne. Was konnte mich veranlassen, diese weite, gefahrvolle Reise in der Verkleidung eines Soldaten zu

unternehmen? Sollte ich doch vielleicht der gefürchtete russische Spion sein und bis dahin nur allerlei harmlose Sammlungen angelegt haben, um den anfangs gegen mich von den Nepalesen gehegten Verdacht einzuschläfern? Das etwa mochten die Gedanken sein, die das Hirn des Generalissimus durchkreuzten, während er, verlegen mit seinem Säbel spielend, zu Boden sah.

Nach längerem Schweigen eröffnete er mir, daß er leider nicht in der Lage sei, meine Absichten fördern zu können, denn nicht einmal bis an die tibetanische Grenze könne man mir zu gehen gestatten, da man außerhalb Khatmandu und dessen näherer Umgebung nicht die geringste Garantie für die Sicherheit meines Lebens übernehmen könne und in Teufels Küche bei den Engländern käme, wenn mir irgend etwas zustieße. Mit Tibet habe man obendrein, so viel er wisse, einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge kein Europäer von Nepal aus das Land betreten dürfe. Aber selbst wenn alle jene Bedenken nicht vorlägen, hätte er nicht die Macht, etwas in dieser Angelegenheit für mich zu tun, solche Fragen könne nicht er, sondern nur der Maharadja entscheiden, und da dieser, wie mir bekannt sei, zurzeit in Terai jage, so riete er mir, keine Zeit zu verlieren, und mich sobald als möglich in das königliche Jagdlager zu begeben. Falls ich mich damit einverstanden erkläre, wolle er noch heute Eilboten abschicken und bei seinem Bruder anfragen, ob mein Besuch genehm sei.

Das Vernünftige dieses Vorschlages leuchtete mir ein, nur der Maharadja konnte mir helfen, und wenn ich auch nicht allzu große Hoffnung hegte, daß er meinen Wünschen ein geneigtes Ohr leihen würde, einen Versuch konnte ich immerhin machen. Selbst wenn ich von vornherein nicht

die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, wäre ich auf Dep Shum Sheres Anerbieten mit Freuden eingegangen, lediglich um Gelegenheit zu finden, das Leben im Jagdlager des Königs kennen zu lernen. Ich legte demnach die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände meines Freundes, verabschiedete mich von ihm und traf ungesäumt die nötigen Vorbereitungen zur Abreise.

Nach drei Tagen erhielt ich die Nachricht, daß der Maharadja mich erwarte und für mich zum Transport meines Gepäckes die erforderlichen Elefanten nach Bhimpedi schicken wolle, die mich daselbst erwarten und ins Jagdlager bringen würden. Niemand war glücklicher wie ich, der Himmel hing mir voller Geigen, und ich stand in meiner Phantasie bereits mit einem Fuße in Tibet. Mein liebenswürdiger Wirt, Dr. Shore, schien dagegen weniger optimistisch über die Sache zu denken, er machte ein Gesicht, als ob er sagen wolle: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", und erteilte mir den Rat, lieber in das Jagdlager des Residenten als in das des Maharadjas zu gehen.

Am folgenden Morgen verließ ich Khatmandu, nachdem ich tags zuvor bereits Dienerschaft, Pony und Gepäck vorausgesandt hatte, auf speziellen Wunsch des Herrn Generalissimus in einem mir von ihm zur Verfügung gestellten Landauer, der mich nach Thankot bringen sollte. Hier angelangt, begann der steile, unbequeme Aufstieg zur Paßhöhe, die ich gegen 9 Uhr erreichte. Ausnahmsweise lagerte dieses Mal kein Nebel über dem Khatmandutal, es war ein selten klarer Morgen, jedes Dorf, jeden Tempel konnte man mit unbewaffnetem Auge erkennen, und in schneeiger Weiße hoben sich die Himalayariesen ab vom unbewölkten Himmel.

Noch einmal lag er vor mir da, der stolze, alles überragende einzige Gaurisankar. Der Gedanke, vielleicht schon in wenigen Wochen diesem Könige aller Berge auf dem Wege nach Lhassa meine Huldigung darbringen zu können, der Gedanke, daß meine Hoffnungen sich erfüllen könnten, durchrieselte mich wie ein Wonneschauer. Aber wie, wenn dieser Traum in nichts zerfloß, wenn ich zum letztenmal hier Umschau hielt, als Zeuge solcher Wunder ohnegleichen, wenn ich wie Faust sagen sollte: Ich stand am Tor, ihr solltet Schlüssel sein! was dann? Dann lebe wohl, du stolzer Gaurisankar, leb' wohl, du wunderbarer Kinchinjanga, leb' wohl auch du, erhabener Dawalagiri. Mit diesem Gruße wandte ich mich ab von der großartigsten aller Bergszenerien und rannte den steilen Abhang hinunter nach Chitlong, wo ich bei meiner Ankunft nur meinen fröhlich wiehernden Schecken vorfand. Die Diener waren, so hörte ich, bereits mit den Kulis weiter nach Sissagari marschiert, um mich im Rasthause des Forts zu erwarten. Da es mich selber drängte, möglichst schnell die entscheidende Antwort aus dem Munde des Maharadja zu vernehmen, freute ich mich der Eile meiner Leute, schwang mich unverweilt in den Sattel und traf nach flottem Ritt schon gegen drei Uhr in meinem bekannten Nachtquartier ein.

Meine erste Frage an den Kommandanten des Forts galt natürlich den Elefanten. Waren sie in Bhimpedi eingetroffen? Nein, bisher war keine Meldung von ihrer Ankunft erstattet worden, aber sie würden schon kommen, wenn nicht heute abend, so sicherlich über Nacht oder am nächsten Morgen. So tröstete man mich. Der Morgen kam, ich eilte selber hinunter nach Bhimpedi. Von Elefanten keine Spur — ich wartete bis gegen Mittag, kein

Bote, kein Brief, kein Elefant. „Nun", dachte ich, „auf dem Marsche sind die Tiere jedenfalls, und einen anderen Weg als den über Hetounda konnten sie auch nicht eingeschlagen haben." Zeit wollte ich auch nicht weiter verlieren, vorwärts also den Dickhäutern entgegen. Diesem Vorwärts stellten sich insofern Schwierigkeiten in den Weg, als die mir von der Regierung zuerteilten Kulis erklärten: „Bis hierher und nicht weiter." Ihnen war gesagt worden, sie würden von Bhimpedi ab durch Elefanten ersetzt werden, daher bestanden sie darauf, zurückzukehren. Geld und gute Worte erweichten glücklicherweise ihren harten Sinn, so daß wir bis Hetounda gelangten und dort übernachteten.

Nochmals kam der junge Tag gezogen mit Sonnenglanz und Vogelsang, aber die Elefanten waren auch heute leider ausgeblieben, wie die Grazien in Goethes Tasso, wie mein Freund Wippchen zu sagen pflegt. Ich muß gestehen, mir war nichts weniger als wippchenhaft zumute, denn meine Kulis wollten mich zum zweiten Male verlassen, und ich hatte alle mir zu Gebote stehende Überredungskunst anzuwenden, sie wiederum zu bewegen, ihre Lasten aufzunehmen und mir zu folgen. Wir mußten ja jeden Augenblick auf die Elefanten stoßen, versprochen waren sie, und an dem Worte eines Maharadja zu zweifeln das wäre ja an sich bereits eine stille Majestätsbeleidigung gewesen. Weiter ging es nun und zwar bis Bichiako — dann verließen sie mich, nämlich die Kulis, und zwar heimlicherweise, ohne ein Wort zu sagen, derweil wir im Waldesschatten rasteten und unser Frühstück einnahmen. Sie waren verschwunden und, was für einen Orientalen viel sagen will, sogar unter Zurücklassung ihres gesamten Lohnes.

Anfangs saß ich da mit meinen Lasten wie Jeremias auf den Trümmern Ninivehs. Wie sollten wir nun weiterkommen ohne Kulis und ohne Elefanten. Ich ging zum Ortsvorsteher, klagte ihm mein Leid und bat um Hilfe, d. h. um sofortige Zurückholung der Deserteure oder um andere Kulis resp. Transporttiere, aber er hatte für mich nichts als ein impertinentes Achselzucken und meinte, von seiner Regierung keinerlei Instruktionen meinetwegen erhalten zu haben. Das Rasthaus stehe zu meiner Verfügung, dort möge ich bleiben und warten, bis der Maharadja die Elefanten schicke. Allmählich ging es mit meiner Lammesgeduld auf die Neige, vorwärts wollte ich, einerlei, ob mit oder gegen den Willen des Maharadjas und aller nepalesischen Ortsvorsteher. Hilft man dir nicht, so hilf dir selbst, sagte ich mir, und da gerade eine mit Brennholz beladene Ochsenkarawane des Weges kam, machte ich kurzen Prozeß, führte die ersten besten — und diese ersten besten waren herzlich schlechte — Tiere in mein Lager, veranlaßte die Treiber teils mit Silbergeklapper, teils durch energisches Zureden, ihren Ochsen die Holzlasten abzunehmen, sie mit meinen Gepäckstücken zu beladen, und trieb dann die ganze Gesellschaft vor mir her. Langsam zogen wir auf breiter, sandiger Straße durch Wald und Busch dahin, alle Augenblicke fiel die eine oder die andere der schlecht befestigten Lasten zu Boden, bald rannte einer der Ochsen in den Wald, um zu grasen, bald wieder machten die Treiber Miene, auszureißen. Schließlich aber ward Semrabassa doch glücklich erreicht, und als hier nach kurzer Zeit das Fleisch eines von mir erstandenen Büffelviertels in den Töpfen der Leute schmorte, und ich mit vollen Händen Tabak auszuteilen begann, da herrschte im Lager eitel Freude und

Eintracht, und meine Ochsentreiber erklärten sich ohne Sträuben bereit, mir auch ferner folgen zu wollen, gleichviel wohin.

Wir marschierten am nächsten Tage bis zu einer kleinen, etwas abseits von der Landstraße gelegenen Ortschaft Gana, von wo aus sich der Weg ins Jagdlager des Maharadja abzweigte, und schlugen die Zelte unter einer Gruppe prächtiger, schattenspendender Baumriesen auf. In Gana ging es recht lebhaft zu, da im Orte eine Abteilung Soldaten untergebracht war und täglich Kulis mit Proviant sowie Postläufer ins königliche Lager abgesandt wurden. Ich fand hier als Höchstkommandierenden einen nepalesischen General, erzählte ihm, daß der Maharadja mich erwarte, und mir Elefanten versprochen habe, die mich zu ihm ins Lager bringen sollten. Ob er, der General, nicht in der Lage sei, mir einige Elefanten zu stellen? Als er verneinte, eröffnete ich ihm, in diesem Falle ohne meine Lasten, lediglich von einem Diener begleitet, weiterreisen zu wollen, denn zum Maharadja wolle und müsse ich unter allen Umständen. Ob ich im Besitze eines Passierscheines vom Maharadja oder General Dep Shum Shere sei? Nein, niemand habe mir etwas Derartiges mitgegeben. Dann bedauere er aufrichtig, mich auf keinem anderen Wege als auf der großen Landstraße weiterreisen lassen zu können. Ich bat ihn darauf, sofort einen Brief an den Maharadja zu befördern. Auch das könne man nicht, es sei gegen die Instruktionen, er könne mir nur raten, zu warten, bis die Elefanten kämen. Der Teufel hole eure Elefanten! Glaubt ihr, ich habe Lust, mich hier an der Nase herumführen zu lassen. Noch heute marschiere ich nach Khatmandu zurück, um mich persönlich bei Herrn Dep Shum Shere

über die Art und Weise, wie man mich hier behandelt, zu beschweren.

Mein Herr General tat mir jedoch mit der liebenswürdigsten Miene kund und zu wissen, daß er mir ohne besonderen Befehl nicht einmal gestatten könne, auf dem Wege, auf dem ich gekommen sei, zurückzumarschieren. Vor einem Monat habe man Instruktionen gehabt, mich nach Khatmandu gehen zu lassen, jetzt habe ich die Hauptstadt verlassen, und ohne einen neuen Passierschein könne er mir nur erlauben, entweder zu bleiben, wo ich sei, oder aber in der Richtung nach der indischen Grenze weiter zu ziehen.

Nach all diesen Eröffnungen war es mir klar geworden, daß die Pforten Nepals sich hinter mir geschlossen hatten, um sich vorläufig nicht wieder zu öffnen, daß man mich mit der Einladung ins Jagdlager lediglich aus dem Lande hatte herauslocken wollen, und daß ich auf die versprochenen Elefanten warten könnte, bis ich schwarz würde. Ich verabschiedete mich daher von dem General, bat ihn, dem Maharadja zu melden, daß ich ihm für alle mir in Khatmandu erwiesene Gastfreundschaft danke und noch selbigen Tages den Staub Nepals von den Füßen schütteln würde. Darauf ritt ich zu meinem alten Freunde Mr. Holloway nach dem nur eine Stunde entfernten Hurdea, trieb mit dessen Hilfe einen Elefanten auf, holte mein Gepäck und saß gegen Abend wieder auf englischem Grund und Boden, an der wohlbesetzten Tafel meines Wirtes. Eine Woche später etwa erhielt ich in Bengalen aus dem Lager des Maharadja einen Brief, in dem mir versichert wurde, die Elefanten hätten mehrere Tage in Bhimpedi umsonst auf mich gewartet, es müsse irgend ein Mißverständnis vorliegen, und man bedaure allseitig auf das

tiefste, daß ich das Land verlassen habe, anstatt der Einladung, ins Jagdlager zu kommen, gefolgt zu sein. Ich aber kannte jetzt meine Pappenheimer zur Genüge und kann nicht umhin, den Herren Nepalesen das Kompliment zu machen, durch die Art und Weise, wie sie sich meiner entledigten, einen vortrefflichen Beweis dafür geliefert zu haben, daß sie es in bezug auf Verschlagenheit mit jedem anderen Volke des Orients aufnehmen können.



Moderne nepalesische Goldmünze,
natürl. Größe.

Durbunga. Kalkutta. Kutsch Behar.

Von Hurdea zog ich auf breiter Landstraße durch die herrlich fruchtbaren Bezirke von Behar und und Tirhoot, meine Lasten auf einem Ochsenkarren mit mir führend, in sieben Tagemärschen nach Durbunga. Die Gastlichkeit der indischen Indigopflanzer ist von mir an anderer Stelle schon gebührend gerühmt worden, und ich wiederhole nur, daß sie selbst hierzulande geradezu sprichwörtlich ist. Ich kannte nicht einen einzigen Besitzer der vielen, an meinem Wege liegenden Faktoreien und hatte mir absichtlich keine Empfehlungen geben lassen, da es mein Vorsatz war, während einer Woche ruhigen Lagerlebens die Aufzeichnung meiner Erlebnisse in Nepal zu Ende zu führen. Aber der Gastfreundschaft hier aus dem Wege zu gehen, ist, wie ich mich überzeugt habe, eine Unmöglichkeit. Man wird von dem ersten besten Pflanzer auf der Landstraße aufgegriffen und ohne weitere Umstände zur Faktorei geführt, mit der Versicherung, nach Einnahme einer kleinen Erfrischung wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Diese kleine Erfrischung besteht aber in der Regel aus einem Frühstück von 6—10 Gängen oder einer anderen, mehrere Stunden dauernden

Mahlzeit. Will man sich nach Beendigung derselben von seinem Wirte — er hat ebensowenig nach unserm, wie wir nach seinem Namen gefragt, und ihm genügt es, zu sehen, daß man ein menschliches Wesen ist — verabschieden, so erfährt man, daß inzwischen der Ochsenkarren angelangt und das Gepäck bereits im Fremdenzimmer untergebracht sei, die Ochsen seien zu sehr ermüdet, um weiter marschieren zu können, und es sei tatsächlich unmöglich, vor morgen früh frische Tiere aufzutreiben; außerdem würde es geradezu als eine Beleidigung gelten, nicht mindestens eine Nacht im Hause zuzubringen. Da helfen dann weder Gründe noch Ausflüchte, es muß geblieben sein, und tags darauf werden wir unter persönlicher Aufsicht unseres Wirtes zur nächsten Faktorei transportiert, um hier wiederum in der denkbar angenehmsten Weise unserer Freiheit beraubt zu werden. So erging es mir Tag für Tag, bis ich Durbunga erreichte. Während meiner Wanderschaft habe ich das Glück gehabt, neben vielen liebenswürdigen Menschen auch einige der größten und bestgeleiteten Indigo-Faktoreien Indiens kennen zu lernen, so Motihari, Sihara, Belsam usw.

Die von mir durchrittenen Gegenden wiesen eine fast beängstigend dichte Bevölkerung auf, und große blühende Ortschaften lagen in ununterbrochener Folge zu beiden Seiten des Weges. Durch Auslaugen des lehmigen Bodens und Eindampfen der Lauge in eisernen Pfannen wird an vielen Orten von den Bewohnern Salpeter gewonnen. Derselbe wird von kleinen Händlern in den Basaren zusammengekauft, um nach Kalkutta geschickt und dort gereinigt zu werden. Wasser ist überall in Hülle und Fülle vorhanden und wird von den Eingeborenen in Kanälen und Rinnen zwecks Bewässerung der Felder

zu den Gehöften geleitet. Die Löhne sind erstaunlich niedrig, nämlich 15 Pf. den Tag für Männer und Weiber, 7 Pf. für Knaben und Mädchen; Haus- und Tischdiener in den Faktoreien erhalten 4,50 bis 9 Mk. den Monat.

Im Beharbezirk begegneten mir zum erstenmal die bengalischen Zwergesel, die nicht größer sind als ein Bernhardinerhund und fast ausschließlich von der Kaste der Wäscher gehalten werden. Mit kolossalen Wäschebündeln bepackt, geradezu begraben unter ihrer Last, sieht man sie, mit ihren, infolge zu früher oder zu starker Belastung nach innen geknickten Beinchen sich mühsam vorwärtsschleppend, den Verkehr zwischen den Dorfschaften und Waschplätzen vermitteln. Der Esel gilt den Hindus für ein unreines Tier und wird nur von den allerniedersten Kasten berührt und geduldet, während Mitglieder der höheren Kaste um einen ihnen begegnenden Esel stets einen weiten Bogen beschreiben. Befinden sie sich zufällig auf der Landstraße zwei Eseln gegenüber, so werden sie, selbst wenn zwischen beiden Raum genug für mehrere nebeneinander fahrende Karren wäre, nicht zwischen den Tieren durch, sondern um dieselben herumgehen.

Die vollkommen flache Landschaft wird vielfach durch Bambuswäldchen und angepflanzte Baumgruppen in wohltuender Weise unterbrochen, so daß das Auge des Reisenden selbst bei recht langen Märschen auf schnurgeraden Landstraßen nicht leicht ermüdet. Neben Indigo, Reis und Senf werden von den Eingeborenen Zuckerrohr, Tabak und Mohn angebaut, auch werden auf den Besitzungen der Faktoreien indigomüde Felder vielfach mit Hafer bestellt.

Auf einer der von mir besuchten Indigoplantagen erhielt ich von der Gattin des Besitzers eine alte indische

Münze, eine Rupie in Quadratform, als Erinnerungszeichen. Diese Rupien sind nicht nur sehr selten, sondern gelten in Indien bei der Bevölkerung als Talisman, denen eine besondere Kraft innewohnt. Unter anderem spielen sie eine große Rolle bei den Schuldproben, die angestellt werden, um aus einer Anzahl Verdächtiger den Sünder herauszufinden. Ist beispielsweise in dem Hause eines Inders ein Diebstahl vorgekommen, ohne daß es gelungen wäre, des Diebes habhaft zu werden, so wird ein Priester, von dem bekannt ist, daß er sich im Besitze einer Quadratrupie befindet, gebeten, mit dem gesamten Hauspersonal die Schuldprobe anzustellen. Derselbe bittet sich eine Wage und eine Schüssel ungekochten Reis aus und wiegt von diesem für jeden der Anwesenden mit seinem geheiligten Silberstück das Gewicht des letzteren in Reis ab. Ist das geschehen, so hat auf ein gegebenes Zeichen jeder sein Häufchen Reis zum Munde zu führen und zu zerkauen, bis „Halt"! kommandiert wird, worauf die zerkaute Masse auszuspucken ist. Der Priester nimmt dann die ausgespienen Häufchen in Augenschein, und wenn sich dabei herausstellt, daß einer der Anwesenden seinen Reis in trockenem, ungekautem Zustande von sich gegeben hat, so erklärt er diesen für den Dieb und soll damit in der Regel wirklich den Schuldigen treffen, da Angst und Schrecken die Tätigkeit der Speicheldrüsen wesentlich beeinflussen.



Quadratrupie, natürl. Größe.

An einem herrlichen Januarmorgen ritt ich in Durbunga ein, der Residenz des reichsten Maharadjas Ben-

galens. Die Regierung seines etwa 60000 Quadratkilometer messenden und 2200000 Einwohner zählenden Landes ist seinen Vorfahren bereits von den Engländern abgenommen worden, so daß er in der Lage ist, seine gesamten Einkünfte in Höhe von gegen vier Millionen Mark das Jahr lediglich für Privatzwecke zu verwenden. Er ist Brahmine allerhöchster Kaste, und da er als solcher sowohl auf Fleischgerichte, als auch auf den Genuß von Gerstensaft, Rebenblut und sonstigen spirituösen Getränken zu verzichten hat, so sind die für seine Tafelfreuden zu verausgabenden Summen verschwindend klein. Außerdem ist er — ganz im Gegensatz zu all seinen Landsleuten — kein Freund von Edelsteinen und kein Spieler. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, vier Millionen Mark jährlich unter die Leute zu bringen, wenn man nicht, wie der Maharadja von Durbunga, mit einem ganz hervorragenden Wohltätigkeitssinn ausgestattet ist. Vielleicht die Hälfte seiner Einkünfte verwendet dieser menschenfreundliche Fürst auf die Unterhaltung und Förderung aller möglichen Institute und zur Linderung der Not seiner leidenden Mitmenschen, den Rest aber auf seine Bibliothek und seine in Indien ohnegleichen dastehenden Ställe und Parkanlagen.



Maharadja von Durbunga.

Im Hause des Bevollmächtigten des Maharadja, Mr. Llewellyn, in dessen geistvoller Gattin (einer aus Bayern stammenden Deutschen, geborenen Baronin von Pöllnitz) ich das Glück hatte, eine Landsmännin zu begrüßen, wurde mir gastliche Aufnahme zuteil, und ich hatte die Freude, endlich einmal wieder in heimatlichen Lauten reden zu können.

Am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den Fürsten in seinem erst vor wenigen Jahren vollendeten, im europäischen Stil erbauten Palaste und fand in ihm einen kräftig gebauten, breitschultrigen, zur Fettleibigkeit neigenden Herrn, mit von schwarzem Vollbart eingerahmten angenehmen Gesichtszügen. Er empfing mich in indischer Kleidung, eine aus Tuch und Goldflitter hergestellte Krone auf dem Kopfe, führte mich durch alle Räume des Palastes und ließ sich dann mir zur Seite in dem behaglich ausgestatteten Bibliothekzimmer nieder, um sich mit mir über Julius Cäsar, Hannibal, Voltaire, Shakespeare, Bismarck, Eugen Richter, Emile Zola, Wißmann, Stanley, Adelina Patti und weiß der Himmel wen und was noch zu unterhalten. Er ist der belesenste und wißbegierigste Inder, der mir vorgekommen ist, und ein unbegrenzter Bewunderer Deutschlands, unseres Kaisers, sowie unseres Wehr- und Lehrstandes, vor allem aber unserer Ärzte. Sein einziger Kummer ist seine Fettleibigkeit und Kinderlosigkeit, und nach vergeblicher Konsultierung aller möglichen englischen Autoritäten setzt er jetzt seine letzte Hoffnung auf Beseitigung dieser Übel in die Kunst unserer Jünger Äskulaps. „Es liegt mir gar nichts daran, England zu sehen, aber ich sehne mich, nach Europa zu reisen, um Deutschland kennen zu lernen. Leider haben mir bisher die Priester nicht gestattet, über

das Meer zu fahren, aber wenn sie sich nicht eines besseren besinnen, gehe ich ohne ihre Zustimmung; denn Deutschland ist das Land, in dem ich Heilung von meinem Leiden zu finden hoffe, und das Land, in dem ich meinen Neffen und Thronerben erziehen zu lassen wünsche." Ich redete „His Highness" selbstverständlich zu, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, empfahl ihm jedoch als günstigste Fettentziehungslokalität Karlsbad. Er wird sich, dessen bin ich sicher, in Europa viel Freunde erwerben, namentlich unter den Künstlern, die mit Meißel oder Pinsel umzugehen verstehen, denn er ist ein Liebhaber guter Bildwerke und Gemälde. Unter seinen Kronjuwelen, die er mit großer Bereitwilligkeit zeigte, befindet sich ein alter Schmuck des mohammedanischen Kaisers Akbar aus ungeschliffenen, taubeneigroßen Rubinen, Smaragden und Perlen von unschätzbarem Wert. Als im Laufe unserer Unterhaltung das Gespräch auf Elefanten kam und ich meinem Wirte mitteilte, daß ich gedächte, den Fang dieser als Lasttiere unerreicht dastehenden Vierfüßler nach indischer Methode in Afrika einzuführen, und beabsichtige, zu diesem Zwecke sechzehn für den Fang abgerichtete Elefanten im Lande anzukaufen, um sie nach Bagamoyo zu verschiffen, stellte der Fürst sofort zehn seiner eigenen Elefanten für meine Zwecke zur Verfügung und bat sich als Gegenleistung meinerseits dafür eine deutsch-englische Grammatik aus. Beim Abschiede überreichte er mir zwei in Maroquinleder gebundene Albums mit gegen 500 großen, vortrefflichen Bildern aus den verschiedensten Teilen Indiens und erbot sich, falls ich nach Kalkutta gehen sollte, mir dorthin Wagen und Pferde aus seinem Marstall zu senden. Über einen Mangel freundlichen Entgegenkommens von seiten dieses indischen Krösus kann

ich mich somit jedenfalls nicht beklagen. Die Ställe des Maharadja werden zwar an Größe von denjenigen mancher europäischen Fürsten, an Eleganz von keinen mir zu Gesicht gekommenen übertroffen, und die in denselben untergebrachten Tiere, etwa 100 an der Zahl — meist englisches Vollblut — sind durchweg erstklassig. Ein englischer Stallmeister mit einem Gehalt von etwa 12000 Mk. führt die Oberaufsicht und hat gegen 150 Bedienstete unter seinem Kommando.

Das Schönste aber in Durbunga sind unstreitig die von englischen Garteningenieuren angelegten, wunderbar gehaltenen, den Palast umgebenden Parkanlagen, und hier zwischen den herrlichsten Baumgruppen auf kiesbestreuten Wegen, während die fürstliche Musikkapelle ihre Weisen spielt, in abendlicher Stille zu lustwandeln, war mir nach mehrmonatigem Wildnisleben ein hoher Genuß. Gleich anderen indischen Fürsten besitzt der Maharadja auch einen zoologischen Garten, aber den Tieren scheint das Klima Durbungas nicht recht zuzusagen. Namentlich die acht hier gefangen gehaltenen Königstiger machen schon bei lebendigem Leibe einen mottenzerfressenen Eindruck, und eine Tiger-Lebensversicherungsgesellschaft würde sicherlich für ihre Aufnahme einen sehr hohen Jahresbeitrag verlangen. Ein Antrag meinerseits, die Tiere ohne weiteren Verzug ins Jenseits zu befördern, wurde von dem Maharadja einstimmig abgelehnt.

Hätte mich nicht eine Einladung des Vizekönigs zu den zu Ehren des erwarteten russischen Thronfolgers veranstalteten Festlichkeiten nach Kalkutta gerufen, ich wäre in dem hübschen Durbunga sicher noch einige Tage länger geblieben, aber eine Hoffestlichkeit größeren Stils im Government House wollte ich mir nicht entgehen lassen,

und, Zeltkasten wie Pony in Durbunga zurücklassend, vertraute ich mich daher bis Mokameh, wo wir spät abends anlangten und den heiligen Ganges bei heftigem Gewittersturme auf einer großen, mit elektrischem Lichte erleuchteten Dampffähre zu kreuzen hatten, der Tirhoot state railway und von dort bis Kalkutta der East India railway an.

Mehrfacher Wagenwechsel und gegen Regen schlecht geschützte Coupés machten die Reise zu einer wenig erfreulichen, und ich war daher froh, als nach fast achtzehnstündiger Fahrt um 7 Uhr in der Frühe mein Wagen geöffnet und mir bedeutet wurde, daß Kalkutta erreicht sei, was aber, genau genommen, keineswegs der Fall war; denn die Endstation der Bahn ist nicht Kalkutta, sondern das am rechten Ufer des Hooghly gelegene Howrah. Um von hier in die Hauptstadt des alten indischen Kaiserreichs zu gelangen, hat man sich eines Gefährtes zu bedienen und auf einer 1530 Fuß langen und 48 Fuß breiten schwimmenden eisernen Brücke über den mit Schiffen aller Nationen bedeckten Hooghly zu fahren. Durch enge Straßen der Nativetown gelangt man nach etwa halbstündiger Fahrt in das sich rings um den sogenannten Maidan, eine mehrere Quadratkilometer große, hier und da von Baumgruppen unterbrochene weite Grasfläche, ausbreitende Europäerviertel. Lediglich die vor den Häusern ihrer Herrschaften herumlungernden gelb-, braun- und schwarzhäutigen, buntbeturbanten Diener erinnern daran, daß wir uns in Indien befinden; sonst ist alles, Häuser, Gartenanlagen und Equipagen so gänzlich europäisch, daß man glauben könnte, in einer norditalienischen Stadt, etwa in Mailand, zu sein. Der Gewitterregen der vergangenen Nacht hatte die Luft ge-

reinigt und abgekühlt, Bäume und Pflanzen erquickt und den Staub in den Straßen beseitigt. Ich bekam daher von der im allgemeinen, namentlich wegen ihres Klimas arg verrufenen Hauptstadt gleich am ersten Tage einen unerwartet angenehmen Eindruck, der, dank besonders günstiger Umstände, während meines 14tägigen Aufenthaltes der gleiche geblieben ist. Ob ich aber an Kalkutta mit den gleichen Empfindungen zurückdenken würde wie jetzt, ohne all die vielen, mir von der deutschen Kolonie, vor allem aber von meinem engeren Landsmann Herrn Aßmann, Chef der Firma Schroeder, Smidt & Co., und dem mir bereits von Simla befreundeten deutschen Generalkonsul Baron Heyking und seiner alle Welt durch ihren Geist, ihre Schönheit und ihren Geschmack entzückenden Gattin erwiesenen Liebenswürdigkeiten, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls würde ich, falls ich auf Wohnung und Küche in einem der sämtlich auf gleich niederem Niveau stehenden, geräuschvollen Gasthöfe angewiesen wäre, eher nach Durbunga zurückgekehrt sein.


Generalkonsul Baron von Heyking.

Kalkutta ist die Winterresidenz des Vizekönigs und Sitz des Gouverneurs der über 60 Millionen Einwohner zählenden Provinz Bengalen. Das Ergebnis der letzten, vor wenigen Monaten stattgehabten Volkszählung ist mir

nicht bekannt, doch dürfte die Bevölkerungsziffer Kalkuttas zwischen 800 000 und 900 000 liegen, die Zahl der dort lebenden Europäer aber gegen 13 000 betragen. Die Bevölkerung ist bei weitem nicht so gemischt wie diejenige Bombays, und wenn auch Vertreter aller möglichen Völkerschaften Indiens und zahlreiche Chinesen sich hier aufhalten, so verschwinden sie doch vollkommen unter den eigentlichen Bewohnern des Landes, den Bengalen. Diese sind trotz mancher körperlicher Vorzüge gegen die Inder und ihrer unleugbar hohen geistigen Begabung die mir am wenigsten sympathischen Bewohner des großen indischen Reiches. Kriechend vor ihren Vorgesetzten, sind sie anmaßend gegen Gleichgestellte und Untergebene, ja selbst gegen den mit ihnen in den Post-, Telegraphen- und anderen öffentlichen Ämtern unausgesetzt in Berührung kommenden Europäer. Namentlich unter den niederen Beamten habe ich ganz unglaublich unverschämte Flegel kennen gelernt, und in einer schwachen Minute konnte ich nicht unterlassen, einem Postbabu, der sich nicht genierte, mir seinen roten Betelsaft vor die Füße zu spucken, rechts und links eine schallende Ohrfeige zu versetzen. Die Wirkung war eine überraschend günstige, und mein Babu wälzte sich nachher vor Unterwürfigkeit fast im Staube. Wäre ein Zeuge zugegen gewesen, würde er vielleicht noch unverschämter geworden sein, mich aber sicherlich verklagt haben, und die Folge wäre gewesen, daß ich meinen furor teutonicus und meine Schlagfertigkeit mit einer Strafe von 30 bis 150 Mk. hätte büßen müssen.

Unter der Jugend Bengalens findet man zuweilen klassisch-schöne Gestalten mit vornehmer Haltung und edlen Gesichtszügen, die in ihrer nach Art der römischen Toga

in malerischem Faltenwurf getragenen Gewandung jedes Künstlerauge entzücken müssen. Sobald aber der Jüngling zum Manne heranreift, büßt er schnell seine Reize ein, seine Gesichtszüge bekommen einen Anflug von Brutalität, seine Muskeln verschwinden unter einer Hülle quabbeligen Fettes, sein in der Jugend elastischer Gang wird schwerfällig und das nach europäischer Art gescheitelte Haar, eingesalbt mit widerlich riechendem Kokosnußöl, die Füße seiner nackten, gelben Beine in weißen Baumwollsocken und schwarzen Lackstiefeln, watschelt er, Betelsaft nach allen Seiten von sich gebend, einem gemästeten Kapaun ähnlich durch die Straßen. Jedesmal, wenn ich so einem ekelhaften Patron begegnete, bedauerte ich, nicht die Macht zu besitzen, ihn auf drei Jahre in ein preußisches Infanterieregiment zu stecken.

Das Leben in den Basaren Kalkuttas ist weniger reizvoll, als in denen anderer indischen Städte. Der Bengale geht barhäuptig und trägt, ungleich den übrigen Bewohnern des Landes, keinen Turban, und gerade diese in allen denkbaren Farben leuchtenden Kopfbedeckungen sind es, die das Volksgetümmel in Indien zu einem so farbenprächtigen Bilde gestalten. Ich unternahm wiederholentlich in den Morgenstunden Ritte durch die Eingeborenenstadt, wie durch die Straßen der verschiedenen Basare, in denen stets ein fabelhaftes Menschengewühl und fieberhaftes Treiben herrschte, doch entsinne ich mich nicht, hier irgend etwas für die Bengalen besonders Charakteristisches gesehen zu haben, es sei denn, daß die Mütter ihre Kinder, anstatt sie zu waschen, vom Scheitel bis zur Sohle mit Kokosöl einreiben. Splitterfasernackt und triefend, gleich soeben aus der Büchse geholten Sardinen, werden sie dann in die Sonne gestellt, um gehörig

durchzubraten. Der Schiffsverkehr im Hafen von Kalkutta ist ein sehr bedeutender. Die Hauptausfuhrartikel sind Jute, Exportwert 1889 für über 100, Opium 90, Tee 75, Leinsaat 36, Indigo 36, Jutesäcke 34, Häute 27, Baumwolle 16, Rapssaat 9, Seide 9, Weizen 6 Millionen Mark. Über Kalkutta wurden an Reis nach Europa nur 57 800 Tonnen, nach indischen Häfen dagegen deren 335 800 verschifft. Durch einen Ausfuhrzoll auf Reis in Höhe von etwa 8 v. H. des Wertes sucht die Regierung einer übermäßigen Ausfuhr dieses Artikels entgegen zu wirken, um zur Steuerung etwaiger Hungersnöte im Lande stets größere Vorräte zur Hand zu haben. Turmerik, eine hier als Gewürz und Farbstoff, in Europa nur in letztgenannter Eigenschaft verwendete Knolle, wurde 1889 im Gewichte von 8686 Zentner gegen 79 847 Zentner im Jahre 1887 ausgeführt. Als Grund für den auffallenden Rückgang der Ausfuhr dieses Artikels wurde mir angegeben, daß die aus dem Turmerik bereitete gelbe und gelbbraune Farbe zurzeit in Europa nicht in der Mode sei. Die Ausfuhr von Schellack belief sich im Jahre 1889 auf 83 460 Kisten zu 160 Pfund. Es befinden sich in Kalkutta mehrere große Schellackfabriken, doch gelang es mir nicht, in eine derselben einzudringen, und ich mußte mich daher damit begnügen, in einer kleinen, einem Eingeborenen gehörenden Fabrik meinen Wissensdrang zu befriedigen. Das Rohmaterial des Schellacks ist die Folge eines Stiches der Lacklaus (coccus laccae). Es findet sich an den Zweigen verschiedener Bäume, hauptsächlich aber an dem Holze des Dal-Binsenstrauches, und wird meist aus Assam und Bothan auf den Markt gebracht. Das noch am Holze sitzende Rohmaterial wird unter dem Namen „Stocklack“ gehandelt. In der von mir

besuchten Fabrik wurde der Stocklack in einen großen, an der Innenwand gereifelten steinernen Kübel getan, mit Wasser begossen und von einem Kuli mit den Füßen durch gleichzeitiges, den Lack vom Holze trennendes Reiben an der Wandung gewaschen. Nachdem der losgelöste und zerkleinerte Lack zu Boden gesunken ist, werden Holz und Schmutzteile abgeschöpft und eine nochmalige Waschung vorgenommen. Der Lack enthält einen bordeauxroten Farbstoff, und in früheren Zeiten wurde er lediglich zur Gewinnung des letzteren verarbeitet, während man die zurückbleibenden Harzteile als wertlos fortwarf. Heute dagegen ist die Farbe durch Anilin und andere Erfindungen konkurrenzunfähig geworden, man schüttet sie als wertlos beiseite und richtet sein Augenmerk nur auf die Gewinnung des Lacks. Ist dieser gehörig gesäubert, so wird er in lange, etwa 3 Zoll im Durchmesser haltende, wurstartige Baumwollsäcke gefüllt, diese werden über einem Holzkohlenfeuer schwach erhitzt und der flüssig gewordene Schellack durch Wringen der Wurst durch die Baumwolle gepreßt. Zur Erde getröpfelt wird die zähe Masse mit den Händen auf einem erwärmten, zylinderförmigen, 1½ Fuß langen Stein geklopft und zusammengeschlagen. Der so entstandene viereckige, etwa ¼ Zoll dicke Kuchen wird abgenommen und endlich von einem Manne, der zwei Zipfel mit den Füßen festhält und die beiden anderen mit den Händen ergreift, gleichzeitig hoch und breit gezogen. Die dadurch nunmehr außerordentlich dünne, gelbtransparente Lackmasse in Form und Größe eines Kalbfelles wird getrocknet, in kleine Stücke zerbrochen und in Kisten verpackt. Sie hat in Kalkutta einen Wert von gegen 50 Mark per Zentner. Die im Baumwollschlauche verbliebene nicht flüssig, sondern nur weich ge-

wordene, des Schellacks beraubte Masse ist von schwarzbrauner Farbe. Sie wird mit etwa 30 Mark der Zentner verkauft und in Indien zu billigen Armbändern und anderen Schmucksachen verarbeitet.

Während über Bombay die Ausfuhr von Häuten verschwindend klein ist, werden von Kalkutta jährlich durchschnittlich 6 Millionen Rinder- und ½ Million Büffelhäute ausgeführt, letztere meist nach Amerika, wo sie zu dünnem Sohlleder verarbeitet werden. Wenn man die armen, infolge roher Behandlung fast ausnahmslos mit Geschwüren und Wunden bedeckten Zugochsen sieht, so kann es einen wahrlich nicht wunder nehmen, daß die hiesigen Häute von geringer Güte sind und daß, während z. B. unter den amerikanischen Häuten sich etwa 5 v. H. Ausschuß findet, hier nur etwa 5 v. H. gute Häute die Regel sind. Die Preise schwanken zwischen 3—4½ Mark für die Rinderhaut. Büffelhäute erzielen etwas höhere Preise. Die Methode der Inder, ihre Häute zu gerben, ist im höchsten Grade primitiv. Die Haut wird mit gerbstoffhaltiger, stets feucht gehaltener Baumrinde gefüllt, zugenäht und an einen Baum gehängt, bis sie nach Ansicht des Gerbers reif ist.

Von Deutschland nach Kalkutta eingeführt werden hauptsächlich Tuche, bunte Baumwollstoffe, Bier, Wein und Salz. Die Einfuhr deutscher Biere nimmt von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung an, und namentlich muß diejenige von in Bremen gebrautem Pilsener Bier, welches jetzt fast alle englischen Biere in Indien verdrängt hat, sehr bedeutend sein. Man fängt hier aber allmählich an, pilsenermüde zu werden und sich nach einem anderen Stoffe zu sehnen. Warum bringen unsere beliebten Brauereien „Pschorr“ und „Spaten“ ihre Biere nicht auf

den hiesigen Markt? Ich bin überzeugt, sie würden in Indien ein Absatzgebiet ersten Ranges finden, wenn sie dem Geschmack der Tropenbewohner Rechnung tragen würden; denn das Bier darf nicht zu kräftig eingebraut sein, man wünscht in den Tropen, im Gegensatze zu nordischen Gegenden, viel Getränk und wenig Trunkenheit. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch unsere deutschen Konservenfabriken auf den hiesigen Markt aufmerksam machen. Unsere Konserven werden von den Engländern vielfach höher geschätzt als ihre eigenen, und wo immer ich mit deutschen Würsten, namentlich mit Frau Charlotte Erasmis (Lübeck) unübertrefflicher Leberwurst oder ihrem köstlichen Krebsragout erschienen bin, ließen meine Gäste sämtliche englischen Konserven unberührt, und zu Dutzenden von Malen habe ich den Ausruf vernommen: „Ja! wenn man so etwas nur hier bekommen könnte!" Also, meine hochverehrte Frau Charlotte, schicken Sie Wurst und wieder Wurst, aber vermeiden Sie in derselben alles, was nach Knoblauch riecht, und ich garantiere Ihnen eine derartige Abnahme, daß man Ihnen aus den geleerten Blechbüchsen nach wenigen Jahrzehnten ein Denkmal setzen könnte, gegen welches der Eiffelturm zu einer Wettersäule verblassen müßte.

Wie der italienische Reisende Mantegazza in seinem vor etwa acht Jahren erschienenen, äußerst fesselnd geschriebenen Buche über Indien dazu kommen konnte, Kalkutta mit einem Düngerhaufen zu vergleichen, ist mir unerfindlich, es sei denn, daß die Stadt sich in diesem kurzen Zeitraum völlig verändert habe. Einem Italiener aber darf man wohl empfehlen, vor seiner eigenen Tür zu fegen, bevor er seinen Besen vor die Türen anderer Nationen setzt. Vede Napoli! „Sieh Neapel und stirb!"

ruft der auf seine Königsstadt stolze Italiener jedem der Anlangenden zu! Ich danke bestens. Sicherlich würden mehr Leute Neapel sehen und weniger infolgedessen sterben, wenn die Stadt nur halbwegs so sauber gehalten würde wie Kalkutta. In keiner Stadt der Welt habe ich z. B. die Straßensprengung in einer solchen Vollendung gesehen wie hier, wo selbst den entlegensten Stadtvierteln diese Wohltat zuteil wird. Daß ein orientalischer Basar in bezug auf Sauberkeit nicht mit den Berliner Markthallen wetteifern kann, ist selbstverständlich, aber es ist zu verwundern, daß die Straßenpolizei Kalkuttas es fertig bringt, das zu leisten, was sie leistet, und die Basare bis zu einem Grade reinlich zu halten, an dem sich Neapel und manche andere italienische Stadt ein Beispiel nehmen könnte.

Das Leben der Europäer ist wie in Bombay so auch hier nach heimatlichen Begriffen luxuriös. Jeder leidlich gestellte Sahib wohnt in einem geräumigen, möglichst luftigen, frei gelegenen Hause, hat eine Armee von Dienern zu seiner Verfügung, hält für seine Freunde offene, nebenbei vorzüglich gedeckte Tafel und besitzt seinen eigenen Wagen. Die frühen Morgenstunden werden meist zu Spaziergängen oder Ritten in die prächtige, echt tropische Vegetation aufweisende nächste Umgebung der Stadt ausgenutzt. Um 10 Uhr beginnt die Arbeit in den Geschäften und Amtsbureaus, um in der Regel bis gegen 4 Uhr zu dauern. Man fährt nach Hause — kein Europäer geht in Kalkutta während der Tagesstunden auch nur 20 Schritt weit — und gegen Abend erscheint man fahrend oder reitend auf dem Maidan oder in den Hafenanlagen, um die erfrischende Seebrise zu genießen, mit Freunden Grüße auszutauschen, mit seinen Pferden zu

paradieren, sich den Kopf zu zerbrechen, warum Frau X. heute ohne ihren Verehrer oder überhaupt nicht erschienen ist, oder den Klängen eines im Edengarten konzertierenden Musikkorps zu lauschen. Nach Hause zurückgekehrt, nimmt man sein Abendbad und ißt dann später in Gesellschaft einiger Freunde zu Hause oder in einem der beiden vorzüglich gehaltenen englischen Klubs. Die Deutschen, von denen nur sehr wenige Mitglieder eines der letzteren sind, besitzen gemeinsam mit den Schweizern ein eigenes kleines Klubhaus mit Lese- und Billardzimmer, aber ohne Speisewirtschaft.

Ein ständiges Theater hat Kalkutta nicht, ab und zu spielt eine umherreisende Truppe, aber höchstwahrscheinlich weder sich noch anderen zur Freude. An Eingeborenen-Theatern ist hingegen kein Mangel, und wer als Reisender nach Kalkutta kommt, sollte nicht versäumen, einem derselben seinen Besuch abzustatten. Ich sage absichtlich „einem“, denn er wird daran ebenso wie ich für alle Zeiten genug haben. Der von mir besuchte Musentempel nannte sich „Parsee Theatre“. Mir war durch Zufall ein in englischer Sprache abgefaßtes Programm dieses Theaters zu Gesicht gekommen, auf dem für den Abend eine Aufführung der Oper „Leila und Mujinoon“ angezeigt war. Dieselbe sollte nach einer weiteren Angabe des Programms in bezug auf Sprache, Musik und Dekorationen sämtliche Opern der Welt in den Schatten stellen, und selbst der im Herzen verhärtetste Zuhörer sollte nicht imstande sein, dem Spiele Leilas und Mujinoons beizuwohnen, ohne Bäche von Tränen der Rührung zu vergießen. Ich konnte der Versuchung, mich an diesem allgemeinen Tränenerguß zu beteiligen, nicht widerstehen, und nach Beendigung eines Essens im Hause eines meiner

Landsleute fuhr ich „in die Oper". Ein langer, dunkler Gang führte mich von der Straße in einen Zuschauerraum etwa von der Größe desjenigen im Berliner American-Theater. Durch Erlegung von 3 Mark an der Kasse hatte ich mir einen „fauteuil d'orchestre" gesichert und ließ mich mit der ganzen, mir für derartige Gelegenheiten zur Verfügung stehenden Nonchalance in demselben nieder, um, trotzdem Leila und Mujinoon bereits in voller Tätigkeit waren, sich wie zwei auf den Schwanz getretene Katzen gegenseitig anwimmerten und sich alle Mühe gaben, mich schleunigst zu Tränen zu rühren, vorerst meine Umgebung näher in Augenschein zu nehmen. Die Zuschauer im Parkett waren ausschließlich Eingeborene männlichen Geschlechts, Bengali und Parsi. Die Logen des ersten und zugleich letzten Ranges standen größtenteils leer, nur die sich leise bewegenden, fest verschlossenen Vorhänge zweier derselben ließen auf die Anwesenheit einiger Damen aus einer Zenana schließen. Das Rauchen war, das Kauen nicht verboten, und so spie denn das gesamte Publikum blutroten Betelsaft um die Wette nach allen Richtungen, so daß der Boden des Zuschauerraums aussah, als hätte hier unmittelbar vor Kassenöffnung eine Bartholomäusnacht ihre Opfer gefordert. Das ebenfalls betelkauende Orchester bestand aus zwei Streich- und einem Trommelmusikanten, letzterer, der erkältet zu sein schien, mit einem dicken, wollenen Schal um den Hals. Alle drei Musikanten kümmerten sich um Leila und Mujinoon ebensowenig, wie um das ihren Tönen mit keineswegs verhaltenem Atem lauschende Publikum. Ich habe es nie so weit gebracht, die Geschlechter von Hero und Leander mit Sicherheit angeben zu können, ich weiß nicht, ist Hero der Mann und Leander das Weib oder umgekehrt; genau so

geht es mir mit Leila und Mujinoon, und ich kann daher nicht mit Gewißheit sagen, ob der sich wie ein schlecht erzogener Jüngling mosaischen Glaubens auf der Bühne gerierende Schauspieler Leila oder Mujinoon darstellte. Einerlei, es war ein widerwärtiger, mauschelnder Patron mit einem richtigen Berliner Ohrfeigengesichte, krummen Beinen und Plattfüßen; aber er war immer noch eine elegante Erscheinung im Vergleich mit seiner Partnerin, der Primadonna, die ich, verschossen und schmutzig an Körper und Kleidung, wie sie dastand, am liebsten ohne weiteres zu Spindler geschickt haben würde. Sie hatte nur einen Ton in der Kehle, und der war obendrein falsch, und wenn ich irgend etwas an der ganzen Vorstellung bewunderte, so war es die Geduld, mit der das Publikum dieselbe über sich ergehen ließ. Als schließlich auch noch die Musikkapelle eines nur durch eine dünne Wand von dem Theater getrennten skating rink ihre Weisen mit denen unseres Orchesters vermischte, fühlte ich mich der Situation nicht mehr gewachsen und verließ den Musentempel.

Interessant, aber gleichfalls nichts weniger als genußreich ist ein Besuch des einige Kilometer südlich vom Europäerviertel an einem der Hooghlyarme gelegenen Kalitempels. Kalkutta ist die tempelärmste Stadt Indiens, und außer dem erwähnten, der Kali oder Durga, wie diese blutdürstige, besonders von Mördern, Dieben, Betrügern und sonstigem Gesindel verehrte Göttin auch genannt wird, geweihten Tempel wüßte ich keinen, dessen es sich lohnte, auch nur Erwähnung zu tun. Die frühen Morgenstunden eignen sich zu einem Besuche dieses „Tempel" genannten Schlachthofes am besten; erstens wegen der kühleren Temperatur und zum zweiten, weil

um diese Zeit das Opferschlachten stattfindet. Als ich in dem merkwürdig sauber gehaltenen Hofe des architektonisch gänzlich uninteressanten Gebäudes anlangte, drängten sich bereits hier wie auch auf den zum Allerhöchsten führenden Treppen lärmende und tobende Menschenmassen. Die Verkäufer von aus orangefarbenen, auf einen Faden gezogenen Blumen gebildeten Girlanden schoben sich schreiend durch die Menge, jedem ihnen in den Weg Kommenden ihre Waren über den Kopf werfend und dann in unverschämtester Weise Bezahlung verlangend, die natürlich von den meisten, ohne ihren Willen gleich Pfingstochsen geschmückten Opfern verweigert wurde, was dann wieder endlose Auseinandersetzungen zur Folge hatte. Endlich wurden die Tempeltüren geöffnet, und alles stürzte vorwärts, um einen Blick auf das widerliche Bildnis der verehrten Göttin zu werfen. Inzwischen waren etwa 20 Ziegen von Opferspendern herbeigebracht worden, aber, wahrscheinlich von der Annahme ausgehend, daß die Göttin die Opfer zählen und nicht wägen wird, lediglich Zicklein allerkleinsten Kalibers. Da nun, wie mir ein Priester auseinandersetzte, nur das Fleisch des ersten an jedem Tage getöteten Opfers der Göttin, d. h. den Priestern, verbleibt, während alle übrigen Körper, mit Ausnahme der Köpfe, den Opfernden zurückgegeben werden, entschloß man sich, zu warten, ob nicht eine größere Ziege herbeigebracht würde, deren Fleisch sich auch des Behaltens lohne. Aber das Geschäft ging scheinbar schlecht an jenem Morgen, und nachdem man über eine Stunde vergeblich gewartet hatte, begann das Blutbad. Bevor der herbeigeholte Tempelschlächter (dieser Mann gehört nicht zur Priesterschaft) seine Arbeit begann, hatten die Opfernden für jede Ziege 50 Pf. Schlachtgeld

zu entrichten. Als diese für den Priester ebenfalls wichtigste Angelegenheit erledigt war, ergriff der Schlächtergeselle ein Zicklein nach dem andern gleichzeitig an Hinter- und Vorderfüßen, legte dessen Kopf in eine im Boden befestigte aufrechtstehende Holzgabel, und während er dann dem Opfer den Hals so lang als möglich zu ziehen sich bemühte, trennte der Schlächter mit Hilfe eines Schwertes den Kopf vom Rumpfe. Die Sache geht sehr viel schneller, als ich sie erzählen kann, und nach kaum fünf Minuten lagen über dreißig teils noch zappelnde und sich in ihrem Blute wälzende enthauptete Zicklein am Boden. Als ich mich erkundigte, ob noch Büffelopfer in Aussicht ständen, wurde mir bedeutet, für heute sei das Geschäft erledigt, wenn ich aber ein Büffelopfer zu sehen wünsche, so könne dasselbe gegen Erlegung von 24 Mark meinerseits ohne Verzug stattfinden. Ich hatte jedoch zurzeit keinerlei Veranlassung, mich mit Frau Kali auf einen besonders guten Fuß zu stellen, und wies das freundliche Anerbieten daher dankend zurück. Gefolgt von einer ganzen Schar faulen, nach bakshish schreienden Priestergesindels, erreichte ich meinen in der Nähe des Tempels haltenden Wagen, ergriff Zügel und Peitsche, letztere nicht für das Pferd, sondern für die allzu aufdringlichen Priester, und der Stätte widerlichsten Götzenkultus für immer den Rücken kehrend, rollte ich dahin auf guten Wegen, anfangs durch Basare, dann durch einen Teil des europäischen Viertels, um eine halbe Stunde später in den hübschen Anlagen des Zoologischen Gartens unter Tieren zu vergessen, was ich im Laufe des Morgens an Bestialität unter Menschen erlebt.

Der Garten enthält eine gute Sammlung indischer Fauna und ist musterhaft gehalten. Da die Direktion es

in ausgezeichneter Weise verstanden hat, die Eitelkeit der Radjas und reichen Juden auszunutzen, und sich für den Garten von diesen Herren prächtige, natürlich mit großen Namenstafeln der Geber gezierte oder verunzierte Gebäude, hier ein Raubtier- oder Affenhaus, dort ein Terrarium oder eine Voliere hat stiften lassen, so macht das ganze Institut trotz der geringen, ihm zur Verfügung stehenden Mittel doch einen gewissermaßen vornehmen Eindruck. Das Sehenswerteste des Gartens ist unstreitig die Abteilung für Raubtiere, und die hier hinter Schloß und Riegel untergebrachten fünf bengalischen Königstiger sind neben denjenigen des Maharadjas von Jeypur die schönsten, die man überhaupt sehen kann. Auch prächtige Exemplare von Löwen, Panthern, Leoparden und Bären findet man hier. Unter den Tigern erregen besonders zwei als Menschenfresser (man-eaters) im Lande weit und breit gefürchtet gewesene Exemplare Interesse. Sie haben, bevor es gelang, ihrer habhaft zu werden, viele Menschenleben vernichtet und ganze Dörfer entvölkert; denn, wer nicht gefressen wurde, verließ Haus und Hof und zog in eine andere Gegend, wo er weniger Aussicht zu haben glaubte, seinem Verfolger zu begegnen. Diese man-eaters sind, zum Glück für die indische Bevölkerung, seltene Ausnahmen. Der Tiger ist von Natur feige und geht dem Menschen, wenn irgend möglich, aus dem Wege. Ist er aber durch Zufall einmal in die Lage gekommen, den Kampf mit dem Menschen aufnehmen zu müssen, und hat dabei die Erfahrung gemacht, wie sehr er an Kraft dem letzteren überlegen ist, wie leicht er den bis dahin gefürchteten Feind überwältigen kann und wie zart und schmackhaft obendrein dessen Fleisch ist, so nimmt er von diesem Tage an den Menschen in seine Speisekarte auf

und tötet ihn, wo er es ohne Gefahr tun kann. Auch als man-eater aber verleugnet er seine angeborene Feigheit nicht und hält es für ratsamer, sich auf den Raub von Weibern und Kindern zu beschränken, als sich an kräftige Männer heranzuwagen. Daß der Tiger, sobald er einmal zum man-eater geworden ist, sich ausschließlich auf die Menschenjagd verlegt, größer wird und außerdem eine andere Haarfarbe annimmt, alles dies sind Behauptungen, denen von den ersten Sportautoritäten Indiens widersprochen wird. Als Kuriosum erwähne ich, daß der Zoologische Garten aus dem Verkauf der in der indischen Pharmazie hochgeschätzten flüssigen Exkremente seiner Rhinozerosse jährlich eine Einnahme von gegen 800 Mk. erzielt.

Auch eine die Wettlust der Eingeborenen vortrefflich charakterisierende Begebenheit, die sich vor einigen Jahren im Garten zutrug, möchte ich hier kurz erwähnen. Löwen- und Tigerwärter stritten sich eines schönen Tages, wie das schon oft vorgekommen war, über die Macht und Stärke ihrer Schutzbefohlenen. Jeder ergriff selbstverständlich für seine eigenen Pfleglinge Partei, und die Gemüter der Streitenden erhitzten sich so, daß es zu einer Schlägerei unter ihnen kam. „Ich wette 10 Rupien gegen 5, daß mein Löwe stärker ist als dein Tiger", meinte, nachdem die Mensur erfolglos verlaufen war, der Wärter des Königs der Wüste. Der Tigerwärter nahm die Wette an, und in mitternächtlicher Stunde — wahrscheinlich war es eine Mondscheinnacht — wurde die den Löwen- vom Tigerkäfig trennende eiserne Falltür hochgezogen, und die Könige der afrikanischen und asiatischen Tierwelt lagen sich in der nächsten Sekunde in den Haaren. Nur wenige Minuten dauerte der Kampf, dann war der Tiger eine

Leiche und felis africanus marschierte stolz zwar, aber infolge der empfangenen Wunden etwas schwankend, in seinen Käfig zurück, um hier in Ermangelung von Lorbeeren auf Sägespänen auszuruhen und nach wenigen Tagen seinen Geist aufzugeben. Der Löwenwärter erhielt vom Tigerwärter seine gewonnene Wette in Höhe von 5 Rupien = 7,50 Mk. ausgezahlt, beide wurden von der Direktion des Gartens entlassen und die Leichen der Duellanten dem Zoologischen Museum übergeben, wo man sie heute, ausgestopfterweise, in Gestalt zweier strohgefüllter, aneinandergelehnter Häute in stark mottenzerfressenem Zustande bewundern kann. Die zoologische Abteilung des soeben erwähnten Museums ist die partie honteuse dieses im übrigen recht sehenswerten Instituts, dessen Abteilungen für Völkerkunde und Kunstgewerbe niemand ohne Befriedigung verlassen dürfte. Namentlich von den Andaman- und Nikobarinseln finden sich hier Sammlungen, die jeden Direktor eines europäischen Museums mit Neid erfüllen könnten.

Wenige Tage nach meinem Eintreffen in Kalkutta erhielt ich eine Einladung des Radja Sourindro Mohun Tagore, in seinem Palaste einer mir zu Ehren veranstalteten Musikaufführung beizuwohnen. Irgend eine Zeitung hatte die Nachricht verbreitet, ich sei nach Indien gekommen, um die Musik des Landes zu studieren, und der erste Förderer indischer Tonkunst, Sourindro Mohun Tagore, hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, mir, als Musiker von Fach, die Honneurs der Hauptstadt Bengalens zu machen. Getreu meinem Grundsatze, die Feste zu feiern, wie sie fallen, erschien ich zur festgesetzten Stunde im Palaste des Fürsten. An der Treppe empfing mich ein kleines, unbedeutend aussehendes, freundlich grinsendes

Männchen in bengalischer Tracht und geleitete mich in einen europäisch ausgestatteten Raum des ersten Stockwerks. Da ich den Mann für einen Bediensteten des Radja hielt, setzte ich mich nieder und fragte: „Wo ist der Fürst?" Ludwig XIV. als er sein historisches: „L'état c'est moi!" aussprach, hätte unmöglich ein selbstzufriedeneres Gesicht machen können, wie mein kleiner Bengale, als er meine Frage mit den Worten: „Der Fürst bin ich", beantwortete. „Sehr angenehm, Ihre werte Bekanntschaft zu machen", erwiderte ich, „doch wo sind die Musikanten? Auf einen Wink des Fürsten erschienen drei ölige, gemästete Babus, und nachdem sie unter den in allen Winkeln herumliegenden und stehenden Instrumenten gewählt hatten, begann das Konzert. Um offen zu sein, muß ich gestehen, daß mich die sonderbaren Instrumente weit mehr interessierten als die Leistungen der Musikanten, aber ich fühlte mich verpflichtet, da ich als Musikreisender geladen war, ein möglichst verständnisvolles Gesicht zu machen. Ich spielte meine Rolle vorzüglich, bis nach Beendigung des Konzertes mein Wirt mit mir zu disputieren begann, mir auseinandersetzte, daß die europäische Musik mit ihren halben Tönen keinen Vergleich aushalten könne mit der indischen, die über viertel und selbst achtel Töne gebiete usw., und ich es für angezeigt hielt, ihm die Eröffnung zu machen, daß ich ebensowenig Musiker sei, wie er etwa Seiltänzer, und daß ich, da ich mich in meiner Jugend hauptsächlich damit beschäftigt habe, in der Musikstunde meine Klavierlehrer zu ärgern, es nicht viel weiter, als zu der Kunst des Pedaltretens und zur Ableierung der ersten acht Takte der „Schönen blauen Donau" gebracht habe. Der Radja war sichtlich enttäuscht, aber er ließ mich diese

Enttäuschung nicht merken und tat alles mögliche, mich zu unterhalten. Als Nichtmusiker fesselte mich vor allem die Vorführung eines aus zwei silbernen, an beiden Seiten des Kehlkopfes angesetzten Schallröhren bestehenden Instrumentes. Der betreffende Musiker summt mit geschlossenem Munde irgend eine Melodie, und wie aus einem Makrophon schallt dieselbe voll und kräftig aus den Röhren hervor. Versuche meinerseits, mit Hilfe meines Kehlkopfes und dieser Schallröhren auch nur einen Ton hervorzubringen, erwiesen sich als erfolglos. Jedenfalls würde ein Mann, der mit solchem Musikinstrumente in Europa aufträte, große Sensation herrufen und sein Glück machen können. Beim Abschiede überreichte mir der Fürst mehrere Bände selbstverfaßter musikalischer Werke sowie ein wagenradgroßes Riesenbukett und versprach mir eine Sammlung bengalischer Musikinstrumente, welches Versprechen er auch in wahrhaft königlicher Weise eingelöst hat.

Kalkutta besitzt nur eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges, und dies ist sein Botanischer Garten. Was Menschengeist und Menschenhand hier im Verein mit der Natur der Tropen in einem Jahrhundert geschaffen haben — der Garten wurde im Jahre 1786 von der ostindischen Kompagnie begründet — gehört zu dem Großartigsten, was man in bezug auf gärtnerische Anlagen überhaupt auf Erden sehen kann. Der frisch aus Europa hierher kommende Europäer muß durch die ihm gebotene Fülle von Palmen, Schlingpflanzen, Orchideen und anderer sich in den Tropen zu ungeahnter Üppigkeit entfaltenden Pflanzen geradezu überwältigt werden. Die über 100 Hektar umfassenden Anlagen liegen am rechtsseitigen Ufer des Hooghly, etwa 6 Kilometer unterhalb Kalkuttas.

Leider sind die Verbindungen mit dem Garten recht schlechte, und er wird daher von den Stadtbewohnern sehr wenig und von Fremden meist nur ein einziges Mal besucht, während man hier täglich einige Stunden dem Kultus der das Füllhorn ihrer Gaben in unvergleichlicher Fülle ausschüttenden Flora weihen sollte.

Nur in Indien, dem Lande billiger Arbeitslöhne, ist es möglich, eine derartig ausgedehnte Anlage so sauber zu halten, wie es hier geschieht. Mit besonderer Freude erinnere ich mich eines Ausfluges, den ich eines herrlichen Morgens in Gesellschaft der Baronin Heyking und zweier deutscher Vergnügungsreisenden, des Dr. Schnitzler und Leutnants v. Herder, dorthin unternahm. Nach etwa einer Stunde Umherwandelns zwischen und unter den seltensten Vertretern der Pflanzenwelt aller Weltteile gelangten wir zu dem berühmten, ein Gebiet von etwa 800 Fuß im Umfange bedeckenden Bananenbaum, um unter dem Schatten desselben ein von unserer liebenswürdigen Führerin arrangiertes Frühstück einzunehmen. Der Baum ist jetzt etwa 100 Jahre alt, und da er an seiner Peripherie beständig neue Luftwurzeln in die Erde senkt, so ist nicht abzusehen, wo seiner weiteren Ausbreitung überhaupt ein Ziel gesetzt ist. Sein Hauptstamm soll gegen 50 Fuß im Umfange messen, und die Zahl seiner Luftwurzeln dürfte gegen 200 betragen; gezählt habe ich sie, da unsere anregende Wirtin und ihr vortreffliches Frühstück meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, nicht, und ich überlasse dieses Vergnügen daher den Glücklichen, die nach mir unter diesem Baumriesen genießend und bewundernd weilen werden. Übrigens wandelt auch hier nicht jeder ungestraft unter Palmen; so wurde vor einigen Jahren ein in Kalkutta lebender

deutscher Kaufmann von einem aus der Menagerie des nunmehr verstorbenen, von den Engländern aus Lucknow verbannten Nawab von Audh, dessen Palastbauten sich den Anlagen gegenüber am anderen Ufer des Flusses befinden, entsprungenen Tiger angefallen und so schwer verletzt, daß er später seinen Wunden erlag. Ein Grabmal desselben soll sich irgendwo im Garten befinden.

Am Nachmittag des 25. Januar hielt der zukünftige Herrscher aller Reußen unter dem üblichen Kanonendonner seinen Einzug in die Hauptstadt des alten indischen Kaiserreiches. Am Abend desselben Tages fand Sr. Kaiserlichen Hoheit zu Ehren Galadiner mit nachfolgendem Empfang und Ball im Government House beim Vizekönig statt. Begreiflicherweise bildete für die meisten Gäste der Zarewitsch den Mittelpunkt des Interesses, und alle Welt drängte sich, so viel Strahlen wie möglich von der Sonne kaiserlicher Huld zu erhaschen. Mir als Fremdem, dem zum erstenmal Gelegenheit geboten wurde, einem solchen indischen Zauberfeste beizuwohnen, erschienen naturgemäß die ungezählten, in vollem Schmuck erschienenen Maharadjas, Radjas, Nawabs und sonstigen eingeborenen Prinzen, die gleich Planeten um die Sonne des Festes



Baronin Elisabeth von Heyking.

kreisten, diese selbst aber mit dem märchenhaften Glanze ihrer Edelsteine überstrahlend, ungleich interessanter, als die Sonne selbst. Kaum irgendwo in der Welt dürfte man Gelegenheit haben, so viel kostbare Edelsteine, so viel verschiedenartige, originelle und prunkvolle Gewänder beieinander zu sehen, wie hier bei einer solchen Haupt- und Staatsaktion.

Das Government House, in dem der Vizekönig während der kalten Jahreszeit Hof zu halten pflegt, ist ein großes, geschmackloses, kasernenähnliches Gebäude mit drei Stockwerken und ebenso vielen übereinander liegenden geräumigen Sälen. Der untere Saal diente für den Zarewitsch-Abend als Garderobe, der mittlere als Erfrischungsraum, und im oberen wurde Terpsichoren und Sr. Kaiserlichen Hoheit gehuldigt. Wer, wie ich, erwartet hatte, hier unter den in Scharen zusammenströmenden Gästen viele von der Natur oder wenigstens von ihren Schneiderinnen mit hervorragenden Reizen ausgestattete Vertreterinnen der europäischen Kolonie zu finden, der sah sich leider arg getäuscht. Mir ist in der Tat noch keine Hoffestlichkeit vorgekommen mit so wenig hübschen Erscheinungen, vor allem aber mit so vielen schlecht gearbeiteten, ausgewaschenen, aufgebügelten, abgenutzten Toiletten. Die vornehm angezogenen Damen konnte man mit der Laterne suchen, und unter den wenigen, die man dann entdeckte, befanden sich zu meiner Freude verschiedene meiner Landsmänninnen. War die Vizekönigin naturgemäß die Königin des Festes, so war unstreitig die gefeierte Gattin unseres Generalkonsuls hier die Vizekönigin, zum Ärger vieler Engländerinnen, aber zum Stolze der gesamten deutschen Kolonie.

Der Zarewitsch, dessen Besuch man in Kalkutta nicht

gerade mit ungemischter Freude entgegengesehen hatte, hat sich durch sein ungezwungenes Auftreten und sein natürliches, frisches Wesen im Sturm alle Herzen erobert. Recht belustigend war die Überraschung der verschiedenen anwesenden eingeborenen Fürsten, in dem Zarewitsch einen vollkommen zivilisierten Menschen zu finden. Die Engländer, die ein Interesse daran haben, die Bevölkerung des Landes stets in Furcht vor einem möglichen russischen Einfall zu erhalten, haben bei derselben scheinbar derartige Vorstellungen von ihren Nachbarn erweckt, als seien die Russen zum mindesten Eisen-, Feuer- und Menschenfresser. Und nun sah man in dem Sohne des Zaren einen freundlichen Jüngling, der sich nur durch seinen pelzbesetzten Dolman von anderen Europäern unterschied, der englisch sprach, wie jeder andere Sahib auch, und nicht einem einzigen Gaste das Anerbieten machte, sich zu ewigem Zobelfang nach Sibirien zu begeben. Trotz aller persönlichen Zuneigung, die sich in Kalkutta der Zarewitsch erworben hat, wird jedoch der Gedanke einer Russifizierung des Landes nicht beliebter geworden sein. So oft der Erbe des russischen Kaiserthrones in Indien als Gast aufzutreten bereit ist, wird man ihn herzlich willkommen heißen, auf ein dauerndes Engagement dürfte man indessen nicht geneigt sein sich einzulassen.

Dem Balle beim Vizekönig folgte am nächsten Abend ein solcher beim Gouverneur von Bengalen mit denselben Menschen, demselben Prunk und derselben Schäbigkeit der Damentoiletten. Ein Gartenfest in den Anlagen des Government House bildete endlich am Nachmittag des dritten Tages den Schluß der Festlichkeiten, da der erlauchte Gast vom Festplatz direkt zum Bahnhof fuhr, um sich nach Bombay zu seinem erkrankten Bruder zu begeben.

Wenige Tage später dampfte ich wieder nach Durbunga zurück und erreichte von dort am 9. Februar das mitten im Dschungel gelegene uninteressante Landstädtchen Purneah.

Von hier aus trat ich mit zwei Elefanten, die mir der Maharadja von Durbunga in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hatte, meinen Marsch nach Kutsch Behar an. Der eine Elefant trug etwa fünf Zentner meines Gepäcks und zwei meiner Diener, der andere mich und drei Zentner. Bei einer Gangart von ¾ Meilen in der Stunde wurden täglich 5—7 deutsche Meilen zurückgelegt. Mein Pony wurde vom Saïs hinterher geführt und ab und zu von mir zu Abstechern in mir besonders sehenswert erscheinende Dorfschaften benutzt. Die Landschaft war flach und streckenweise recht eintönig, hier und da führte die Straße durch Wald mit mir größtenteils unbekannten Laubbäumen, von deren dunklem Grün sich die großen, blutroten Blüten des Baumwollbaumes wunderbar wirkungsvoll abhoben. In der Nähe der Dörfer fesselten anmutige, aufsteigenden Raketenbündeln gleichende, lichtgrüne Bambusgruppen und Arekapalmen das Auge. Häuser, Brücken, Fähren, alles war gefällig und fest aus Bambus gefügt. Natürlich waren weder Brücken noch Fähren auf das Gewicht von Elefanten zugeschnitten, erstere mußten umgangen, die Flüsse durchwatet oder durchschwommen werden, wobei ich wiederum Gelegenheit hatte, den Elefanten als unvergleichlich sicheres Lasttier und vorzüglichen Schwimmer bewundern zu können. Mangobäume, Pipulbäume und ficus religiosa fanden sich sowohl zu beiden Seiten des Weges als angepflanzte Schattenspender, wie in einzelnen Gruppen in den Feldern. Auf den Drähten des längs des Weges

sich hinziehenden Telegraphen, dessen Stangen der häufigen Gewitter wegen mit Blitzableitern versehen sind, saßen Papageitauben, große schwarze Schwalben mit gekreuzten Schwanzfedern, Königsfischer und andere, in allen Farben des Regenbogens schillernde Vögel. Von den sandigen Ufern der Wasserläufe wälzten sich riesige Alligatoren, aufgescheucht aus ihrer Mittagsruhe, bei unserer Annäherung in die Fluten.

Die neun Marschtage, die ich bis zur Residenz Kutsch Behar zurückzulegen hatte, würden mir sicher in angenehmerer Erinnerung geblieben sein, hätte nicht ein heftiges Fieber, welches ich mir in Kalkutta zugezogen hatte und das mich jetzt mit dem Elefanten um die Wette schüttelte, jeden Genuß für mich illusorisch gemacht. Zum erstenmal, seit ich Rawalpindi verlassen, erschien mir die Art meines Reisens beschwerlich, ich zählte die Meilensteine, zählte die Stunden und Minuten und begrüßte stets mit Freuden unser tägliches Reiseziel, irgend ein für wandernde Regierungsbeamte erbautes Rasthäuschen, um mich dort sofort zu Bette zu legen und letzteres erst beim Anbruch des nächsten Morgens zu verlassen.

Der Maharadja des unabhängigen, im Norden Bengalens hart an der Grenze Assams gelegenen Staates Kutsch Behar ist eine der interessantesten Persönlichkeiten, denen man in den Salons der europäischen Gesellschaft Kalkuttas oder Simlas begegnet. Seine Vorfahren stammen aus den Bergen Bhotans und sein Stammbaum beginnt mit sehr unwahrscheinlichen Gottheiten, die allmählich Menschengestalt annahmen und sich durch diese Verwandlung für alle Zeiten sämtliche in Indien weilenden oder dorthinkommenden Sportsmen zu höchstem Danke verpflichteten, da man ihnen den heutigen Maharadja von

Kutsch Behar verdankt. Der Vater dieses Lieblings der englischen Gesellschaft war noch, wie man es hier nennt, „quite a wild man“, d. h. er hatte keine bessere Hälfte sondern etwa 19 bessere Zwanzigstel, lebte, wie alle Hindus, streng nach den Vorschriften seiner Kaste, speiste weder mit Europäern, ritt weder Rennen noch spielte er lawn tennis, foot ball, cricket oder polo, kurz, er unterließ alles, was einen Menschen in den Augen der Engländer zum civilized man stempelt. Als er starb, war sein Sohn noch ein Kind, und die britische Regierung nahm die Verwaltung des Landes wie die Erziehung des Thronerben in die Hand; englische Lehrer unterrichteten den Knaben, kleideten ihn in europäische Gewänder und unterwiesen ihn in allem denkbaren Sport, bauten ihm einen Palast im Stile ihrer meerumschlungenen Heimat und Pferdeställe, in denen selbst das edelste Vollblut nicht nötig hat, nach dem Beschwerdebuch zu wiehern. Den herangereiften Jüngling führte man nach London und Windsor. Er wurde von der Königin und daher auch von der gesamten Gesellschaft gehätschelt und gefeiert, mit einem Worte, er wurde ein Löwe der Londoner Salons. Selbstverständlich fehlte er später nicht beim Regierungsjubiläum der Königin, und unter der Last seiner unschätzbaren Brillanten erstrahlte er als ein Stern erster Größe; denn er erschien hier nicht wie sonst in europäischer Kleidung, sondern in dem märchenhaften Gewande eines indischen Fürsten. Man verlieh ihm den Rang eines Oberstleutnants der englischen Armee und seine Gemahlin, die Maharani, wurde der erklärte Liebling der Königin, was man begreift, wenn man, wie ich, das Glück gehabt hat, diese ungewöhnlich sympathische Dame näher kennen zu lernen. Sie ist eine Tochter des Radja Ram Mohun

Roy, des Begründers einer deistischen Kirche, der Brahma Somaj, die dem Christentum nahekommt und alle Kastenvorurteile abgestreift hat. Bevor sich der Maharadja verehelichte, trat er zu der Kirche seines Schwiegervaters über. Von seinen Standesgenossen wird er daher als Abtrünniger und outcast angesehen, und kein Hindu, selbst sein niedrigster Diener, wird sich heute herbeilassen, das Mahl mit seinem Herrn zu teilen. Um so eifriger scharen sich Europäer aller Zungen, Prinzen, Herzöge und gewöhnliche Sterbliche um die gastliche Tafel seines Palastes. Er mag jetzt etwa 30 Jahre zählen, ist glücklicher Vater von fünf reizenden Kindern, vorzüglicher Reiter, cricketer, tennisplayer und der beste Polospieler Indiens.

Seine erste Bekanntschaft verdanke ich dem Vizekönig, der mich ihm in Simla bei einem Waldfrühstück vorstellte. Ich sah ihn dann wieder auf dem Feste zu Ehren des Zarewitsch. Er trug hier wiederum sein Königsgewand, cremefarbigen Mantel und Turban, dazu Brillanten, deren Wert auf Millionen geschätzt wird. Bei dieser Gelegenheit forderte er mich auf, ihn auf meinem Marsche durch Kutsch Behar in seinem Jagdlager zu besuchen, eine Einladung, um die ich von nicht wenigen beneidet wurde, denn in ganz Indien gibt es keine besseren Jagdgründe für Tiger, Rhinozerosse, Büffel usw., keine besser geleiteten Treiben als in Kutsch Behar, kein luxuriöseres Jagdlager als dasjenige des Maharadja.

Am Abend des 22. Februar hielt ich endlich vor dem Palast in Kutsch Behar. Der Maharadja war im Jagdlager, acht deutsche Meilen von seiner Residenz entfernt, hatte aber Befehl erteilt, alles zu meinem Empfang bereit zu halten. Ein englischer Haushofmeister geleite mich in

die für mich hergerichteten Gemächer, und Küche wie Keller taten ihr bestes, mich in gute Stimmung zu bringen. Mein Fieber aber machte ihnen einen Strich durch die Rechnung, ich blieb mit leerem Magen vor vollen Schüsseln und gefüllten Gläsern sitzen, verschmähte die vorzüglichen Zigarren und suchte erschöpft mein Lager auf. Am folgenden Tage ging es etwas besser und ich wäre weitermarschiert, hätte nicht andauernder strömender Regen mich an diesem Vorhaben verhindert. Der Palast ist ein riesenhaftes, in der Mitte von einer hohen Kuppel gekröntes Backsteingebäude, gleicht aber mehr einem Bahnhofe mit Logierzimmern als einer fürstlichen Residenz. Der einzige wirklich einladende Raum ist die Bibliothek, die der Geschmacksrichtung ihres Besitzers entsprechend meist Werke sportlichen Inhalts aufweist. Doch fehlt es auch nicht an allen möglichen Geschichtswerken, und selbst der Bibel ist ein Plätzchen zu beschaulichem Stilleben eingeräumt. Von meinen Zimmern zu der Bibliothek und von dieser wiederum zum Speisesaal hatte ich jedesmal Entfernungen zurückzulegen, wie etwa in Berlin von den Linden zur Behrenstraße. Als eigentümlicher Schmuck für ein Speisezimmer fielen mir auf dem Kaminsims liegende menschliche Hirnschalen auf, die durch Überspannung mit Kalbfell zu Trommeln hergerichtet waren, wie solche von den Bhutias aus Schädeln ihrer erschlagenen Feinde verfertigt werden, in der edeln Absicht, den Seelen der letzteren dadurch die Ruhe im Jenseits zu rauben. Unter Führung des „dewan“ (eingeborenen Ministers) des Staates stattete ich im Laufe des Vormittags den Markthallen, der Schule, dem Krankenhause und dem beinahe behaglich eingerichteten Gefängnisse, in dessen innerem Hof sich sogar ein großer künstlicher Teich befindet, Besuche ab.

Tags darauf stellte sich der englische Stallmeister des Maharadja mit hochelegantem Einspänner ein, der mit einem australischen Harttraber bespannt war. Alle halbe Meilen war für Umspann gesorgt, ein Pferd übertraf an Schnelligkeit und Schönheit immer das andere, und obwohl wir zwei Flüsse vermittelst Fähren zu kreuzen hatten, ein immerhin zeitraubendes Geschäft, trafen wir bereits nach 2½ Stunden in dem 8 deutsche Meilen entfernten Lager ein.

Nirgends in der Welt versteht man es, sich das Lagerleben so angenehm zu gestalten wie in Indien. Der Engländer ist mehr als jeder andere Kulturmensch ein Freund des Komforts, und selbst der geringste Beamte reist, wie ich schon an anderer Stelle bemerkt habe, mit einem Troß, der geradezu fürstlich ist; sieht man dann erst die Zeltpaläste eines der Maharadjas, so glaubt man ein Märchen aus Tausend und eine Nacht zu erleben.

Das Lager, in dem ich jetzt meinem Gefährt entstieg, war reizend am linken Ufer des kristallklaren Sankos gelegen, der, in den Bergen Bhotans entspringend, seine Fluten später mit den Wassern des gewaltigen Brahmaputra vereint.

Alle Gäste befanden sich mit dem Maharadja auf der Jagd, nur die Maharani war im Lager geblieben und empfing mich mit der ihr eigenen bezaubernden Liebenswürdigkeit in einem gleich dem Salon eines vornehmen Hauses eingerichteten Zelte. Da fehlten weder Vorhänge noch Teppiche, weder gepolsterte Lehnsessel noch Sofas, weder Schaukelstühle noch Tische mit Zeitungen, Büchern, Schreibzeug usw. Ein großer, runder Teetisch, mit allen denkbaren Süßigkeiten bedeckt, in dessen Mitte Wasser in silbernem Kessel brodelte, berührte mich besonders wohl-

tuend, und ich nahm den mir gebotenen heißen Labetrunk mit noch heißerem Dank entgegen. Die Maharani, der das apathische Wesen orientalischer Frauen fremd ist und die ein lebhaftes Interesse für alles in der Welt bekundet, ist mit ihrer ungekünstelten Heiterkeit und kindlichen Natürlichkeit eine der sympathischsten Frauen beider Hemisphären. Dazu ist sie eine recht hübsche Erscheinung und versteht es mit seltenem Geschmack, in ihrer Kleidung das Abendländische mit dem Morgenländischen zu verbinden.

Von dem Salon tritt man hinaus auf eine breite Rasenfläche, zu deren beiden Seiten sich Zelt an Zelt reiht; vor jedem derselben nennt ein an einem Pfahl befestigtes Schild den Namen des Bewohners. Zweiundzwanzig Gäste waren in ebensovielen prächtigen, großen Zelten untergebracht. Die mir angewiesene Zeltwohnung bestand aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer. Der Boden war in allen Abteilungen mit Teppichen belegt, und es fehlte ebensowenig ein einladendes Bett wie ein mit allem Zubehör versehener Schreibtisch. Ein Toilettentisch mit Spiegel, Kleiderständer und Schaukelstuhl vervollständigten die Einrichtung des Schlafzimmers. Nachdem ich ein erfrischendes Bad genommen und mich umgekleidet hatte, trat ich eine Wanderung durch die abseits gelegene Zeltstadt der Beamten und Dienerschaft an. Zuerst machte ich dem Häutepräparator, der alle Jagdtrophäen kunstgerecht zu behandeln hat, meine Aufwartung. Verschiedene Tigerfelle, darunter einige von seltener Größe und Schönheit, Büffelhäute und das Fell eines Panthers waren auf dem Boden zum Trocknen ausgespannt. Büffelhufe und Hörner, Tigerschädel und Hirschgeweihe wurden gereinigt oder desinfiziert. Nicht

weit davon lagen das Lagerpostbureau sowie das Zelt eines Photographen, in dem ich später einen frohgelaunten Schlesier namens Schirmer, den Leiter der weltberühmten Photographenfirma Bourne & Shepherd in Kalkutta, aus deren Atelier auch mehrere der in diesem Buche als Illustrationen verwendeten Bilder hervorgegangen sind, kennen lernte. Vorbei an den aus Bambus und Schilfgras hergestellten Pferdeställen und der Küchenabteilung, vorüber an den Zelten des Doktors, des Apothekers und Barbiers, ging es zum Lager der Jagdelefanten, von denen aber nur einige wenige zu Hause geblieben waren. Inzwischen hatte der Leiter des 50 Mann starken Musikkorps des Maharadja seine Jünger um sich geschart; in dem Augenblick, als ich das Hauptlager wieder betrat, hob er den Taktierstock, und im nächsten Augenblick — mir unvergeßlich — tönte die Wacht am Rhein:

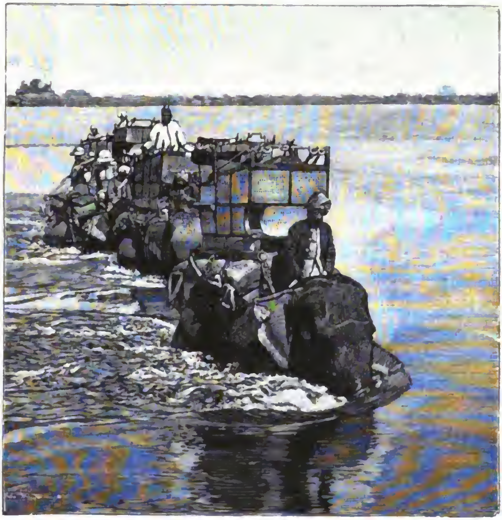
Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall.

durch die Luft. Ich möchte den Deutschen sehen, der hier, am Fuße der Himalayaberge, angesichts des schneebedeckten, hoch über die Wolken ragenden Kinchinjanga, hier inmitten indischer Wildnis es fertig bringt, bei den Klängen dieses Liedes, welches unsere Truppen im Jahre 1870 von Sieg zu Sieg geleitete, seine Rührung zu bemeistern, sein in Begeisterung und Vaterlandsliebe höher schlagendes Herz zur Ruhe zu verweisen. Nachdem der letzte Ton des Liedes verhallt war, ging ich auf den Kapellmeister zu, um ihm herzlich dankend die Hand zu drücken. Er stellte sich, was mich nach der mir dargebrachten Huldigung nicht mehr überraschte, als Landsmann vor — sein Name ist Runge, er stammt aus Schlesien — und erzählte mir, daß er mit 18 Jahren

nach Indien gekommen sei und seit geraumer Zeit im Dienste des Maharadja stände, dessen Freundlichkeit, Herzensgüte und Verständnis für Musik er nicht genug zu rühmen wußte. Die fast ausschließlich aus Untertanen des Maharadja zusammengesetzte Kapelle war vortrefflich gedrillt, doch klagte Herr Runge über den gänzlichen Mangel an musikalischem Gehör bei den Leuten.

Gegen Abend unternahm ich mit der Maharani eine Fahrt auf dem Sankos. Unser Fahrzeug bestand aus zwei, in Abstand von etwa 10 Fuß seitlich miteinander verbundenen Kanus, die eine aus Bambusgeflecht hergestellte Plattform trugen, auf der bequeme Sessel auf weichen Teppichen aufgestellt waren. Geräuschlos glitten wir stromabwärts, warfen ohne Erfolg unsere Angel nach Fischen aus und sahen eine aus etwa 500 Haupt bestehende Herde Wasserbüffel, die aus den Bergen Bhotans hier auf die Weide getrieben war, unter Aufsicht ihrer nackten, dunkelbraunen Hirten durch den Fluß schwimmen. Die Sonne versank hinter den Bergen des Himalaya, wunderbare Farbentöne auf den die Schneehäupter umwallenden, ab und an von jähen Blitzen durchzuckten Gewitterwolken hervorzaubernd, während die Akkorde der Glocken der nunmehr am andern Ufer des Sankos ihrem Nachtlager zustrebenden Herde melancholisch durch die Abendluft zitterten und im Osten über der Ebene langsam die rotglühende Scheibe des Vollmondes emporstieg. Von fernher tönte das Brüllen eines Tigers zu uns herüber, ein durchsichtiger Nebelschleier lagerte sich allmählich über den Wassern, die Nacht brach an, und von einem Boote ins Schlepptau genommen, kehrten wir zum Lager zurück, wo wir gegen 7 Uhr anlangten, gerade zeitig genug, um die Jagdgesellschaft auf ihren Elefanten

heimkommen zu sehen. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr fand das Essen in einem besonderen Speisezelt statt, wo die Herren im Frack, die Damen in Gesellschaftstoilette erschienen; die Tafel war mit den duftigsten, zartesten Orchideen geschmückt und bestand aus einem großen runden Tische, dessen Um-



fang 24 Menschen die nötige Ellbogenfreiheit gewährte. Als die Suppe aufgetragen wurde, stimmte die Musikkapelle das Lied an: „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun, drum, Brüderchen, ergo bibamus". Ich wäre beinahe aufgesprungen, um draußen dem Herrn Runge

um den Hals zu fallen, doch ich weiß, was sich schickt, und unterließ es daher, dem Zuge meines Herzens zu folgen. Das ergo bibamus freilich ließ ich mir nicht erst zweimal vorspielen, und nachdem ich die drei ersten Gläser schäumenden Sekts in mein Inneres versenkt hatte, da waren alle Beschwerden der letzten Tage und selbst die Fieberbazillen vergessen, da war ich wieder ganz ich selbst, nämlich ein glücklicher Mensch, der es versteht, den Augenblick zu nützen, die Feste zu feiern, wie sie fallen, und die Menschen zu nehmen, wie sie sind. Speise und Trank waren über alles Lob erhaben. Als ein Beweis, bis zu welcher Raffiniertheit der Luxus selbst in einem 20 deutsche Meilen von der Eisenbahnstation gelegenen Lager gedeihen kann, erwähne ich nur, daß es zum Nachtisch neben vielen andern Dingen auch Gefrorenes gab, daß alle Getränke gekühlt waren und täglich einige Zentner frischen Eises aus Kalkutta eintrafen. Allabendlich, nachdem die Damen sich zurückgezogen hatten, wurden die Spieltische hergerichtet und bis gegen Mitternacht mit den Whistkarten gearbeitet.

Der erste Sonnenstrahl des folgenden Morgens fand mich vor der Tür meines Zeltes Umschau haltend. Außer den Elefanten, glaube ich, war ich das einzige lebende Wesen im ganzen Lager, welches sich den Schlaf bereits aus den Augen gerieben hatte; denn vom Frühaufstehen ist in Indien der eingewanderte Europäer ebensowenig ein Freund wie der Eingeborene des Landes. Lautlose Stille ringsum, über meinem Haupte klarer, wolkenloser Himmel, im Nordwesten der ruhig und heiter daliegende, alle seine Riesennachbarn weit überragende gletscherstarrende Kinchinjanga, der zweithöchste Berg der Welt, dessen Silberspitze im Morgenlichte glitzert und leuchtet,

während dichte, graue Nebelmassen um die niedrigen Bergmassen hin- und herwallen. Doch nur wenige Minuten dauert das herrliche Schauspiel, dann entzieht eine aufsteigende Wolke dem entzückten Menschenauge eine der herrlichsten Schöpfungen der Mutter Natur.

Nach und nach ward es lebendig im Lager der Elefanten, deren Wärter (jeder Elefant hat einen Mahaut, der ihn reitet und leitet, und einen Ghasi, d. h. Futterschneider) sich anschickten, ihre Pflegebefohlenen zum Morgenbade in den Fluten des Saukos zu führen. Fast alle Elefanten sind ausgesprochene Freunde der Reinlichkeit, und Wasserschen wird bei ihnen weit seltener gefunden als beim Menschen. Den größten Vierfüßler unserer Erde zu beobachten ist immer interessant, und es ist erstaunlich, zu sehen, wie er, der ihm innewohnenden Kraft uneingedenk, sich von halbwüchsigen Knaben lenken läßt und alle Befehle ausführt gleich einem wohlerzogenen Kinde. Mahaut und Ghasi reden mit ihm in einer eigenen Sprache, d. h. sie haben, wie unsere Pferdeknechte ihr „Hü, Hott und Brrr", sonst für jede Verrichtung, die sie von ihm verlangen, besondere Worte oder Laute. Ich habe mir nach und nach ein ganzes Elefantenwörterbuch angelegt. Hier einige Proben: Soll das Tier sich niederlegen, so sagt man: beut; soll es sich auf die Seite legen: terry; soll es seinen Mahaut mit dem Rüssel auf seinen Hals heben: tol; soll es ihm, während er auf ihm sitzt, Lasten usw. zureichen: derr; soll es über ein Hindernis schreiten: dag usw.

Ich kehre ins Lager zurück und finde jetzt den größten Teil unserer Gesellschaft auf den Beinen, da es gilt, sich von der nach Kalkutta zurückkehrenden Maharani und einigen anderen Damen zu verabschieden. Unsere zurück-

bleibende Gesellschaft setzt sich, außer dem Maharadja und meiner Wenigkeit, zusammen aus mehreren Flügeladjutanten des Vizekönigs, mit und ohne Gattin, verschiedenen Mitgliedern der englischen Aristokratie, die nach Indien gekommen sind, „pour passer le temps“ und „to have



some shooting“, einigen namhaften Sportsmen Kalkuttas, dem jugendlichen Maharadja von Morebanj nebst englischem Hofmeister sowie Major Evans Gordon und Mr. Bignell, den höchsten Beamten von Kutsch Behar, die, unterstützt von ihren liebenswürdigen Gattinnen, den

Gästen ihres Herrn die Ehren des Hauses erweisen und für das „suum cuique“ sorgen. Um 9 Uhr zieht das liebliche Geläute der Frühstücksglocke leise durch mein Gemüt, und ihm folgend begebe ich mich ins Frühstückszelt zu einer intensiven Stärkung „vor der Schlacht“. Während wir an reichbesetzter Tafel schwelgen, werden draußen die frischgewaschenen Elefanten jagdfertig gemacht. Nachdem sie sich auf Befehl niedergelassen haben, legt man ihnen eine große, meist mit rotem Stoff überzogene und mit Kamelhaaren gefüllte Steppdecke auf den Rücken, auf diese folgt eine etwa fußdicke, mit Gras gestopfte, in zwei Längshälften geteilte Matratze, die auf beiden Seiten des Rückgrates aufliegt, letzteres selbst aber unberührt läßt, um Druckstellen zu vermeiden. Diese Matratze, welche mit zollstarken Seilen, von denen drei als Gurt um den Leib führen, eines um den Hals läuft und eines die Stelle des Schwanzriemens der Pferde vertritt, befestigt wird, dient als Unterlage für die „Haudah“, ein an den Seiten mit Rohrgeflecht versehenes, möglichst leicht gearbeitetes Holzgerüst in Schlittenform mit zwei hintereinanderliegenden Sitzen, deren vorderer für den Schützen, der hintere für Büchsenspanner oder irgend einen Zuschauer bestimmt ist. Die „Haudah“ ist mit Taschen für Munition usw. sowie mit Vorrichtungen zum Festlegen der Schußwaffen versehen, um diese möglichst schnell zur Hand nehmen zu können. Unser unvergleichlicher Wirt trug außerdem Sorge, daß ein Kasten unter dem Sitze stets einige Flaschen Sodawasser, Biskuits, Orangen sowie die neuesten Nummern der in Kalkutta erscheinenden Zeitungen enthielt. Etwa 20 in dieser Weise ausgerüstete Elefanten stehen gegen 10 Uhr bereit, die Schützen nehmen ihre Sitze ein, die Damen

setzen sich hinter ihre Gatten und vorwärts geht's zum fröhlichen Jagen.

In Europa ist man im großen und ganzen der Meinung, daß die Tiger in Indien gewissermaßen an den Wegen Spalier bilden und daß man nach einer Jagd die erlegten Bestien nur so in Schober setzen kann, wie bei uns in der Ernte die Weizengarben. Diese Täuschung muß ich dem Leser von vornherein rauben. Leute, die



Tiger geschossen haben, trifft man hier nicht häufiger als bei uns Leute, die so glücklich waren, Vierzehnender zur Strecke zu bringen, und es ist schon eine ganz besondere Gunst des Zufalls, für manche vielleicht auch eine Ungunst, wenn einem irgendwo, außer auf besonders veranstalteten Jagden, ein Tiger begegnet. Um letztere in die Nähe des Jagdlagers zu ziehen und zu erfahren, wo man mit einiger Sicherheit darauf rechnen kann, auf einen Tiger zu stoßen, werden in nicht zu großer Ent-

fernung vom Lager an verschiedenen Stellen junge Wasserbüffel angebunden. In aller Frühe machen dann die Jagdläufer die Runde und berichten im Lager, ob und wo sie einen oder mehrere der Büffel zerrissen gefunden haben und in welcher Richtung die Fährte eines Tigers bestätigt worden ist. Ohne triftigen Grund entfernt sich der König der indischen Wildnis nie weit von der Stätte, an der er sein nächtliches Mahl gehalten hat, sondern



sucht sich in der Nähe derselben eine behagliche Lagerstatt zur Verdauung. Der Maharadja hatte nun Meldung erhalten, daß jenseit des Sankos über Nacht zwei Büffel den Tigern zum Opfer gefallen waren. Wir durchschritten daher an einer etwa sieben Fuß tiefen Furt den Fluß, was dem uns auf einem Elefanten begleitenden Photographen Herrn Schirmer Gelegenheit zu sehr hübschen Aufnahmen bot, und zogen weiter etwa 3/4 Stunden quer durch niedern Busch und abgesengte Grasebene. Dann

wurden wir in Schützenlinie, in Abständen von etwa 200 Schritt aufgestellt, während 40 andere, lediglich mit ihren Mahauts besetzte Elefanten einen weiten Bogen beschrieben, um, etwa ¼ Meile uns gegenüber angelangt, einzuschwenken. Auf ein gegebenes Signal beginnt das Treiben, zuerst jagt ein Hirsch durch die Schützenlinie, dann ziehen einige prächtige Pfauhähne über unseren Köpfen dahin, unbehelligt, da nur auf großes Wild geschossen werden soll. Plötzlich sehe ich meinen Nebenmann schußbereit sich in seiner Haudah aufrichten, von einem Ende der Schützenlinie zum andern ertönt der Ruf: „bagh"*), und gleichzeitig gewahre ich einen Tiger, seine Flanken peitschend, zwischen niederm Dschungelgras am Boden kauern. Mein Nachbar feuert, der Tiger springt auf und macht eine halbe Wendung — ein zweiter Schuß, dieses Mal aus meiner Büchse, kracht — schwer krank zieht sich die Bestie zurück. Noch einige Schüsse werden ihm nachgesandt, dann nimmt das Treiben seinen Fortgang. Wiederum erschallt, diesmal von den Treibern ausgehend, der alles elektrisierende „bagh"-Ruf, denn ein zweiter Tiger ist gesehen worden. Auf ein Zeichen des Maharadja schließen sich Treiber und Schützenlinie an den Enden zusammen und ein richtiges Kesseltreiben beginnt, bei dem aber leider der Tiger durch die Treiberkette durchbricht. Inzwischen ist das verwundete Tier verendet und auf einen der Treibelefanten geladen, um sofort photographiert zu werden. Es ist ein starkes Tigerweibchen von 9½ Fuß Länge. Ohne Verzug setzt sich unsere Kavalkade wieder in Bewegung, um womöglich den ausgebrochenen Tiger in ein neues Treiben zu be-

*) Das indische Wort für Tiger.

kommen. Durch Busch und Röhricht, durch Sümpfe, Gräben und Flußläufe geht es in flotter Gangart; der Elefant kennt kein Hindernis, und es ist ein geradezu wollüstiges Gefühl, auf seinem Rücken sitzend durch haus- hohes, undurchdringlich erscheinendes Dschungelgras ge- tragen zu werden, dessen silbergraue Blütenbüschel über unsern Häuptern zusammenschlagen, während die zolldicken Schafte laut krachend unter den gewaltigen Füßen unserer



Rüsselträger zermalmt werden. Man sieht keinen seiner Nachbarn, weder Vorder- noch Hintermann, ringsum ein Meer von etwa 25 Fuß hohen Halmen, in denen es rauscht und braust, wie an einem Sturmtage an der Küste der Nordsee. Wer einen solchen Ritt nicht selbst erlebt hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von den Reizen, die er bietet. Übrigens wurde mir später von verschiedenen Herren der Gesellschaft versichert, daß das

Dschungelgras in Kutsch Behar an andern Stellen eine Höhe von nahezu 40 Fuß erreicht.

Die zwei nächsten Treiben nahmen etwa drei Stunden in Anspruch und verliefen erfolglos. Dann erschien der Frühstücks-Elefant und brachte Tische und Bänke, Speisen und Getränke. Unter einer Baumgruppe wurde die Tafel gedeckt und ohne jede Überstürzung den kalten und warmen Schüsseln alle Ehre erwiesen. Zwei weitere Treiben, in denen ein starker Büffel zur Strecke gebracht wurde, folgten; bei Abenddämmerung wurde der Heimweg angetreten, beim Lichte des Mondes der Sankos durchwatet und endlich das Lager erreicht.

Die vorstehend von mir beschriebene Art, den Tiger mittelst Elefanten zu jagen, ist in Bengalen, wo man fast überall in der Wildnis für den Menschenfuß undurchdringliche Dickichte findet, die verbreitetste und gleichzeitig ungefährlichste, denn wenn es auch bisweilen vorkommt, daß der verwundete Tiger den Elefanten annimmt und selbst bis zur Haudah gelangt, so gehören ähnliche Fälle doch zu den Seltenheiten. In Nepal macht sich der König die Jagd noch bequemer. Mit 300 Elefanten und darüber werden Kesseltreiben veranstaltet und der Tiger endlich in einen von den Seite an Seite stehenden Elefanten gebildeten Ring eingeschlossen. Ist das geschehen, so erscheint der König mit seinem Elefanten und seiner Büchse und tötet den Tiger. Sportsmanlike ist diese Jagdart jedenfalls nicht. Im Süden Indiens, wo die Beschaffenheit des Dschungels die Verwendung von Treibern zu Fuß zuläßt, wird der Tiger vielfach mit etwa 8 Fuß hohen, weitmaschigen, aus starken Stricken gefertigten Netzen eingeschlossen. Der Schütze begibt sich dann entweder zu Elefant oder zu Fuß in das Innere oder, wenn er ein

Sicherheitskommissarius ist, an den Umkreis des Netzringes und tötet den Tiger. Weit seltener wird er zu Fuß in kleinen Treiben gejagt, häufig aber — und das scheint mir zweifellos die aufregendste Art zu sein — in der Dämmerung oder in mondhellen Nächten von einer im Baumgeäste angebrachten Kanzel geschossen, in deren Nähe man einen Wasserbüffel, als ein dem Tiger besonders zusagendes Opfer, angebunden hat.

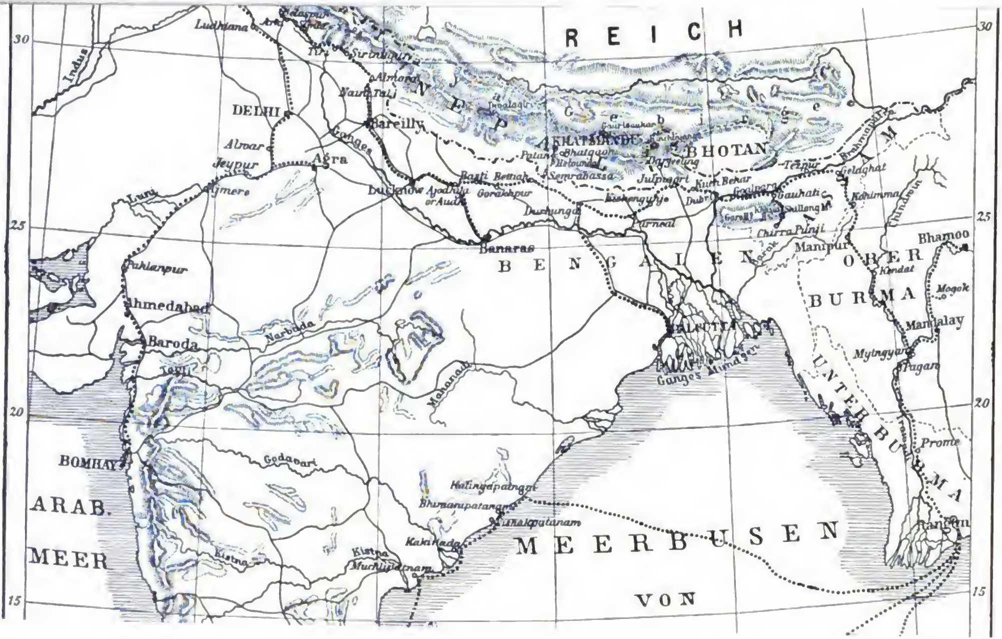
Herrliche, mir unvergeßliche Tage waren es, die ich in Kutsch Behar verlebte, doch veranlaßte mich ein Telegramm, welches ich von dem Kommandanten der von der Regierung ausgesandten Elefantenfang-Expedition in den Garo Hills in Assam erhielt und in dem mir die bevorstehende Einschließung einer großen Herde Elefanten angezeigt wurde, das Lager meines Wirtes eher zu verlassen, als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen hatte. Das Bessere ist bekanntlich des Guten Feind. Die Reize einer Tigerjagd hatte ich kennen gelernt, ein Elefantenfang mit allen damit verbundenen Abenteuern bot mir das Anziehende des Unbekannten, ich entschied mich daher für letzteres, packte meine Koffer, lud dieselben auf meine Durbunga-Elefanten und verabschiedete mich, Dank im Herzen, von dem Maharadja und meinen neu gewonnenen Freunden. Fünf Tiger, ein Panther sowie mehrere starke Büffel und Hirsche waren in Kutsch Behar zur Strecke gebracht, als ich das Lager verließ. Die etwa einen Monat dauernde Jagd kostet dem Maharadja, wie mir einer seiner Beamten mitteilte, jährlich beiläufig gegen 50 000 Mark. Zum Glück braucht er nicht mit dem Pfennig zu fuchsen und bringt sein Geld in dieser Weise sicherlich besser unter die Leute, als seine jährlich Hunderttausende für die Fütterung fauler, nichtsnutziger Brah-

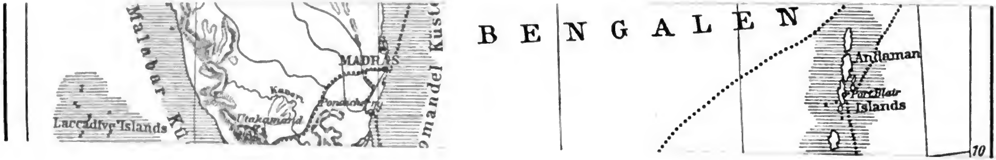
minen zum Fenster hinauswerfenden, vom Kastengeist besessenen Standesgenossen.

Dem Hindu, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weißer Mann gewogen.
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Der liebenswürdige Fürst von Kutsch Behar.

Das Ziel meines Marsches waren die in Assam gelegenen Garo-Berge. Was ich dort gesehen, erlebt und erfahren, wird Ihnen der folgende Band offenbaren.

503. Setzmaschinensatz und Druck der Deutschen Buch- u. Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen – Berlin SW. 68.


REICH
NEPAL
BHOTAN
ASSAM
BENGALEN
OBER BURMA
UNTER BURMA
ARAB. MEER
MEERBUSEN VON
DELHI
Bareilly
Agra
Alwar
Jeypur
Ajmere
Ludhiana
Almora
Naini Tal
Indus
Ganges
Lucknow
Benares
Gorakhpur
Patna
Darjeeling
Kuch Behar
Gauhati
Shillong
Tezpur
Golaghat
Kohima
Manipur
Bhamoo
Mogok
Mandalay
Myingyan
Pagan
Prome
Rangun
Pahlanpur
Ahmedabad
Baroda
Narbada
Tapti
Mahanadi
Godavari
Kistna
BOMBAY
Kalingapatnam
Bhimunipatanam
Vizagapatanam
Kakinada
Masulipatnam


Malabar Kü
Laccadive Islands
MADRAS
Kaveri
Pondichery
Utakamand
...omandel Küste
B E N G A L E N
Andaman
Port Blair
Islands
10

Allgem. Verein für Deutsche Literatur

Protektorat:

Se. Kgl. Hoheit Grossherzog Wilh. Ernst von Sachsen-Weimar
und **Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.**

Vorstand:

Dr. Erich Schmidt
Geheimer Regierungsrat und Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin

Prof. A. v. Werner
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat, Direktor d. Königl. Akad. der Künste zu Berlin

Dr. Georg Reicke
Regierungsrat und Bürgermeister von Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst usw. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose öffentliche deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark (Ausland Mk. 22.—) der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist oder auch ratenweise vierteljährlich bezahlt werden kann.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereinsmitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur", Berlin SW. 68, Kochstrasse 67, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen des Verlagsbuchhändlers Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 33 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

Löher, Fr. v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Heyse, Paul, Giuseppi Giusti, Gedichte.

Bodenstedt, Fr. v., Shakespeares Frauencharaktere.

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Hoyns, Georg, Die alte Welt.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

Lindau, Paul, Alfred de Musset

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Goldbaum, W., Entlegene Kulturen.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

Woltmann, Alfred, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Strodtmann, Ad., Lessing. Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

Lenz, Oscar, Skizzen aus Westafrika.

Vogel, H. W, Lichtbilder nach der Natur.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyßig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

Das moderne Ungarn. (Herausgegeben von Ambros Neményi.)

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst u. Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

Gottschall, Rud. v., Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

Herrmann, Emanuel, Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

Hellwald, Fr. v., Die Welt der Slawen.

Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Literatur.

Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

Ullrich, Titus, Reisestudien.

Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.
Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.
Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
Fitzner, Rud., Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

Falke, Jakob von, Aus alter und neuer Zeit.
Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.
Ehrlich, H., Modernes Musikleben.
Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)
Dove, Karl, Südwest-Afrika.
Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

Wegener, Georg, Zum ewigen Eise.
Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
Hirschfeld, G., Aus dem Orient.
Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch.
Dove, Karl, Vom Kap zum Nil.
Seidel, A., Transvaal, die Südafrikanische Republik.
Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
Zabel, Eugen, Russische Literaturbilder.
Below, Ernst, Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
Lindau, Paul, An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

Gottschall, Rud. von, Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

Münz, Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.
Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
Zimmermann, A., Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.

Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.

Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.

Canera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.

Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".

Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.

Meyer, M. Wilh., Im Bannkreise der Vulkane.

Abteilung XXX

Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.

v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.

Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.

Kienzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.

Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.

Dehn, Paul, Weltpolitische Neubildungen.

Genthe, Siegfried, Korea. Reiseschilderungen. Herausgegeben von Georg Wegener.

Abteilung XXXII

Genthe, Siegfried, Marokko. Reiseschilderungen. Herausg. von Georg Wegener.

Heigel, Karl Theodor von, Biographische und kulturgeschichtliche Essays.

Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. I. In der Mitte des Kontinents.

Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. II. Zwischen Alaska und Peru.

Abteilung XXXIII

Vosberg-Rekow, Nation und Welt.

Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. III. Im Süden des Kontinents der Mitte.

Als nächste Veröffentlichungen des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur werden erscheinen:

Dehn, Paul, Von deutscher Kolonial- und Weltpolitik.

Ottmann, Victor, Nach dem Pharaonenlande. Eine Reise auf Umwegen.

Grothe, Hugo, Im Lande der zwei Ströme.

Hoerstel, Korsika, Elba, Monte-Christo.
